NICHOLAS SPARKS

Seit du bei mir bist

Roman

HEYNE

ZUM BUCH

Eigentlich läuft alles nach Plan für Russell: Er hat eine fantastische Ehefrau, Vivian, eine süße kleine Tochter und ein wunderschönes großes Haus in North Carolina. Beruflich hat er endlich den Sprung gewagt und sich mit einer kleinen Werbeagentur selbstständig gemacht. Leider hat er noch keinen einzigen Auftrag, doch er ist voller Vertrauen auf die Zukunft. Aber dann bewegt sich sein Leben plötzlich in atemberaubender Geschwindigkeit in eine ganz andere Richtung als geplant: Mit einem Mal muss er um seinen Beruf und seine Ehe kämpfen, und dann findet er sich auch noch in der Rolle des alleinerziehenden

Vaters wieder. Die fünfjährige London ist ein wunderbares Kind, dennoch fühlt sich Russell zunächst völlig überfordert von seinem neuen Leben und seiner neuen Verantwortung. Und gerade als er glaubt, alles langsam wieder in den Griff zu bekommen, warten weitere ungeahnte emotionale Herausforderungen auf ihn …

ZUM AUTOR

Nicholas Sparks, 1965 in Nebraska geboren, lebt in North Carolina. Mit seinen Romanen, die ausnahmslos die Bestsellerlisten eroberten und weltweit in über 50 Sprachen erscheinen, gilt Sparks als einer der meistgelesenen Autoren der Welt. Mehrere seiner

Bestseller wurden erfolgreich verfilmt. Alle seine Bücher sind bei Heyne erschienen, zuletzt *Wenn du mich siehst*.

www.nicholas-sparks.de

NICHOLAS SPARKS

Seit du bei mir bist

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Finke

HEYNE

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel TWO BY TWO bei Grand Central Publishing/Hachette Book Group USA, New York

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Copyright © 2016 by Willow Holdings, Inc.
Copyright © 2017 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Lüra – Klemt & Mues GbR
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München
Umschlagkonzept: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Umschlagfoto: Johner Royalty-Free/gettyimages und Africa Studio, BrAt82, marina shinkarchuk/shutterstock.com
Satz: Leingärtner, Nabburg

e-ISBN 978-3-641-10246-3
V001

www.heyne.de
www.nicholas-sparks.de

Für euch, meine treuen Leserinnen und Leser:
Danke für die letzten zwanzig Jahre

Kapitel 1

Vater, Mutter, Kind

»Wow!«, erinnere ich mich gesagt zu haben, als Vivian mit dem positiven Schwangerschaftstest aus dem Bad kam. »Das ist ja super!«

In Wahrheit gingen meine Gefühle eher in Richtung: Ehrlich? Jetzt schon?

Es war mehr ein Schock als alles andere, gewürzt mit einer Prise Panik. Wir waren erst seit gut einem Jahr verheiratet, und sie hatte bereits gesagt, dass sie vorhabe, die ersten Jahre zu Hause zu bleiben, wenn wir irgendwann ein Kind bekämen. Ich hatte ihr

immer beigepflichtet, doch in jenem Moment begriff ich, dass unser Leben als Doppelverdiener bald vorbei sein würde. Darüber hinaus war ich mir nicht sicher, ob ich schon bereit war, Vater zu werden, aber was sollte ich tun? Sie hatte mich ja nicht hereingelegt oder mir verheimlicht, dass sie sich ein Baby wünschte, und sie hatte mir Bescheid gesagt, als sie die Pille absetzte. Natürlich wollte ich auch Kinder, aber wir verhüteten erst seit wenigen Wochen nicht mehr. Ich weiß noch, dass ich dachte, es würde wahrscheinlich ein paar Monate dauern, bis ihr Körper sich wieder umgestellt hatte.

Aber nicht bei meiner Vivian. Ihr Körper hatte sich sofort wieder umgestellt. Meine

Vivian war fruchtbar.

Ich schlang die Arme um sie und musterte sie. Strahlte sie schon? Doch dafür war es noch zu früh, oder? Was genau bedeutete dieses Strahlen überhaupt? War das einfach eine andere Formulierung für verschwitzt sein? Inwiefern würde sich unser Leben verändern? Und wie stark?

Fragen kreisten und kreisten, und als ich damals meine Frau im Arm hielt, wusste ich, Russell Green, auf keine davon eine Antwort.

Monate später war es so weit, wobei ich zugeben muss, dass ein Großteil jenes Tages in meiner Erinnerung verschwimmt.

Heute denke ich, ich hätte wahrscheinlich besser alles

aufgeschrieben, als es noch frisch war. Einen Tag wie diesen sollte man in allen Einzelheiten erinnern, nicht nur in den unscharfen Bildern, die ich im Gedächtnis habe. Dass ich überhaupt noch so viel davon weiß, liegt an Vivian. Ihr scheint sich jedes Detail tief eingeprägt zu haben. Andererseits war sie ja auch diejenige, die die Wehen ertragen musste, und Schmerz kann das Bewusstsein schärfen. Heißt es zumindest.

Eines weiß ich allerdings: Manche unserer Erinnerungen an die Ereignisse an jenem Tag weichen leicht voneinander ab. Zum Beispiel fand ich mein Verhalten unter den gegebenen Umständen völlig nachvollziehbar,

während Vivian mich mal egoistisch, mal schlichtweg einen Idioten nannte. Wenn sie ihren Freundinnen die Geschichte erzählte – und das hat sie oft getan –, brachen sie in Gelächter aus oder schüttelten den Kopf und sahen sie mitleidig an.

In meinen Augen allerdings war ich weder egoistisch noch ein Idiot; immerhin war es unser erstes Kind, und keiner von uns beiden wusste genau, was zu erwarten war, als die Wehen einsetzten. Ist man je bereit dafür? Eine Entbindung, war mir erklärt worden, konnte ganz unterschiedlich verlaufen – mehr als ein Mal erinnerte Vivian mich während der Schwangerschaft daran,

dass es von den ersten Wehen bis zur tatsächlichen Geburt länger als einen Tag dauern könne, besonders beim ersten Kind, zwölf Stunden seien keine Seltenheit. Wie die meisten werdenden Väter betrachtete ich meine Frau als Expertin, immerhin war sie diejenige, die viele Bücher darüber gelesen hatte.

Es sollte auch festgehalten werden, dass ich am fraglichen Morgen beileibe nicht komplett versagte. Ich hatte meine Verantwortung ernst genommen. Sowohl Vivians Tasche als auch die für das Baby waren gepackt, beide waren mehrfach auf Vollständigkeit überprüft worden. Fotoapparat und Videokamera warteten geladen und einsatzbereit, und

das Kinderzimmer war mit allem bestückt, was unser Baby für mindestens einen Monat brauchte. Ich kannte den schnellsten Weg zum Krankenhaus und hatte Ausweichrouten für den Fall eines Staus ausgetüftelt. Dass das Baby bald kommen würde, wusste ich ebenfalls, denn in den Tagen vor der Geburt hatte es schon mehrmals falschen Alarm gegeben. Selbst mir war also klar, dass der Countdown offiziell begonnen hatte.

Mit anderen Worten: Ich war nicht gänzlich überrascht, als meine Frau mich am 16. Oktober 2009 um halb fünf weckte und verkündete, der Abstand zwischen den Wehen betrage circa fünf Minuten und es sei Zeit, in die Klinik zu

fahren. Ich zweifelte das nicht an; Vivian kannte den Unterschied zwischen Senkwehen und den richtigen Geburtswehen. Doch obwohl ich mich auf diesen Moment vorbereitet hatte, drehten sich meine ersten Gedanken nicht darum, dass ich mich hastig anziehen und das Auto beladen sollte. Und nein, sie galten auch nicht meiner Frau und dem Kind. Sondern sie waren in etwa so: *Heute ist der große Tag, und es wird viel fotografiert werden. Andere Menschen werden sich diese Bilder noch jahrelang ansehen, deshalb sollte ich besser kurz unter die Dusche springen, bevor wir fahren, weil meine Haare aussehen, als hätte ich die Nacht in einem Windkanal zugebracht.*

Nicht, dass ich eitel bin, ich glaubte nur, ich hätte noch reichlich Zeit, also sagte ich Vivian, ich sei in ein paar Minuten abfahrbereit. Ich brauche nie lange im Bad, an normalen Tagen nicht mehr als zehn Minuten, einschließlich Rasur, aber kaum hatte ich mir die Wangen eingeschäumt, glaubte ich, aus dem Wohnzimmer einen Schrei zu vernehmen. Ich lauschte angestrengt, und obwohl es danach still blieb, beeilte ich mich. Als ich mir das Gesicht abwusch, hörte ich Vivian abermals schreien, wobei es seltsamerweise klang, als schrie sie mich nicht *an,* sondern als schimpfe sie über mich. Mit einem Handtuch um die Taille trat ich noch

tropfend in den Flur. Gott ist mein Zeuge, ich war nicht länger als sechs Minuten im Bad.

Wieder rief Vivian laut etwas, und ich brauchte eine Sekunde, um zu begreifen, dass sie auf allen vieren in ihr Handy brüllte, ich sei UNTER DER BLÖDEN DUSCHE!, UND WAS ZUM HENKER DENKT SICH DIESER IDIOT DABEI? Idiot war übrigens noch der netteste Ausdruck, mit dem sie mich bedachte. Was ich nicht wusste, war, dass der Abstand zwischen den Wehen mittlerweile nur noch zwei Minuten betrug und sie außerdem Rückenwehen hatte. Die sind entsetzlich schmerzhaft, und plötzlich stieß Vivian einen so

kraftvollen Schrei aus, dass er durch unser gesamtes Wohnviertel in Charlotte, North Carolina, hallte, ein ansonsten friedliches Fleckchen.

Keine Sorge, daraufhin schaltete ich noch einen Gang höher und sprang ohne mich abzutrocknen in meine Kleider. Auf dem Weg zum Auto stützte ich Vivian, ohne zu kommentieren, dass sie ihre Fingernägel in meinen Arm grub. Wie der Blitz saß ich am Steuer und fuhr los.

Die Wehen hatten immer noch denselben Abstand, als wir in der Klinik ankamen, wegen ihrer starken Schmerzen wurde Vivian dennoch direkt in den Entbindungssaal gebracht. Ich hielt ihre Hand und versuchte, sie beim

Atmen zu unterstützen – allerdings begleitet von einigen deftigen Äußerungen ihrerseits über mich und wohin ich mir *das verdammte Atmen stecken* könne, bis der Anästhesist eintraf. Zu Beginn der Schwangerschaft hatte Vivian hin und her überlegt, ob sie eine PDA wollte, und sich schließlich zögerlich dafür entschieden, was jetzt ein Segen war. Sobald die Wirkung des Medikaments einsetzte, waren die Schmerzen erträglicher, und Vivian lächelte zum ersten Mal, seit sie mich geweckt hatte.

Dann war es so weit. Schwestern wurden gerufen, die mit ruhiger Professionalität alles vorbereiteten. Dann

forderte der Arzt meine Frau unvermittelt auf zu pressen.

Bei der dritten Kontraktion drehte er plötzlich seine Handgelenke wie ein Zauberer, der einen Hasen aus dem Hut zieht, und schon war ich Vater.

Einfach so.

Unsere Tochter wurde untersucht, und obwohl sie leicht anämisch war, hatte sie zehn Finger, zehn Zehen, ein gesundes Herz und offensichtlich eine funktionierende Lunge. Ich erkundigte mich nach der Anämie, aber der Arzt sagte, das sei kein Grund zur Sorge, und dann wurde unser Baby gewaschen und gewickelt und meiner Frau in die Arme gelegt.

Genau wie vorhergesehen, wurden den ganzen Tag lang Fotos geknipst, nur schien sich seltsamerweise hinterher niemand für mein Aussehen darauf zu interessieren.

★

Man hört ja manchmal, Babys sähen bei ihrer Geburt entweder aus wie Winston Churchill oder wie Mahatma Gandhi. Da die Haut meiner Tochter infolge der Anämie einen grauen Farbton hatte, war mein erster Gedanke allerdings, dass sie Yoda ähnelte, ohne die Ohren natürlich. Ein wunderschöner Yoda, wohlgemerkt, ein atemberaubender Yoda, ein so liebenswerter Yoda, dass mein Herz

beinahe zerbarst, als sie meinen Finger umklammerte. Ein paar Minuten später kamen meine Eltern, und in meiner Nervosität und Aufregung ging ich ihnen entgegen und sagte das Erste, was mir in den Sinn kam.

»Wir haben ein graues Baby!«

Meine Mutter sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren, während mein Vater sich in den Ohren bohrte, als wären sie möglicherweise verstopft und beeinträchtigten sein Gehör. Ohne meinen Kommentar weiter zu beachten, betraten sie das Zimmer, in dem Vivian mit seligem Gesichtsausdruck unsere Tochter im Arm hielt. Bei ihrem Anblick fand ich, dass dies das zauberhafteste

kleine Mädchen der Weltgeschichte sein musste. Natürlich glauben das alle frischgebackenen Väter von ihren Kindern, aber Tatsache ist, es kann nur ein Kind geben, das wirklich das zauberhafteste der Weltgeschichte ist, und ich wunderte mich insgeheim, dass nicht jeder im Krankenhaus hereinkam und meine Tochter bestaunte.

Meine Mutter trat ans Bett und beugte sich weit vor, um sie besser sehen zu können.

»Habt ihr euch schon für einen Namen entschieden?«, fragte sie.

»London«, antwortete meine Frau, ohne die Augen von unserem Kind abzuwenden. »Wir nennen sie London.«

★

Irgendwann gingen meine Eltern, aber sie kehrten am Nachmittag noch einmal zurück. Dazwischen waren auch Vivians Eltern zu Besuch gekommen. Sie waren per Flugzeug aus Alexandria, Virginia, angereist, wo Vivian aufgewachsen war, und obwohl Vivian sich sehr darüber freute, spürte ich sofort, wie die Anspannung im Raum stieg. Von Anfang an hatten meine Schwiegereltern mir zu verstehen gegeben, dass ihre Tochter sich ihrer Ansicht nach *unter Wert verkauft* hatte, als sie mich heiratete, und wer weiß? Außerdem mochten sie offenbar meine Eltern nicht, was allerdings auf Gegenseitigkeit beruhte. Die vier

behandelten einander zwar immer freundlich, man merkte aber deutlich, dass sie sich in Wahrheit lieber aus dem Weg gingen.

Auch meine ältere Schwester Marge und Liz kamen vorbei und brachten Geschenke. Marge und Liz waren schon länger zusammen als Vivian und ich – damals über fünf Jahre –, und ich hielt die beiden nicht nur für ein großartiges Paar, sondern wusste auch, dass Marge die tollste ältere Schwester war, die man sich wünschen konnte. Da meine Eltern früher beide arbeiteten, Dad als Klempner und Mom als Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt, hatte Marge nicht nur gelegentlich als

Elternersatz fungiert, sondern auch als Vertraute, die mich verständnisvoll durch die Nöte der Pubertät begleitete. Übrigens mochten weder Marge noch Liz Vivians Eltern, besonders, seit diese sich bei unserer Hochzeit geweigert hatten, Marge und Liz gemeinsam am Familientisch sitzen zu lassen. Gut, Liz gehörte im engeren Sinne nicht zur Verwandtschaft, und Marge trug einen Smoking statt eines Kleids, aber es war ein Affront, den keine der beiden je verzeihen konnte, zumal die heterosexuellen unverheirateten Paare durchaus mit bei uns saßen.

Während die Besucher im Krankenhaus kamen und gingen, blieb ich den

gesamten Tag bei meiner Frau und saß abwechselnd im Schaukelstuhl am Fenster und auf der Bettkante. Immer wieder flüsterten wir einander verwundert zu, dass *wir eine Tochter* hatten! Wenn ich die beiden betrachtete, spürte ich, dass ich zu ihnen gehörte und wir drei für immer verbunden wären. Das Gefühl war überwältigend, wie alles andere an diesem Tag, und unwillkürlich überlegte ich, wie London wohl als Teenager aussehen oder wovon sie träumen oder was sie mit ihrem Leben anfangen würde. Sobald London weinte, legte Vivian sie automatisch an die Brust, und ich erlebte gleich das nächste Wunder.

Woher weiß London, wie das geht?, fragte ich mich im Stillen. *Woher um alles in der Welt weiß sie das?*

★

Es gibt noch eine Erinnerung an diesen Tag, die allerdings nur mir gehört.

Es geschah in jener ersten Nacht im Krankenhaus, lange nachdem die letzten Besucher gegangen waren. Vivian schlief, und ich döste im Schaukelstuhl, als ich meine Tochter unruhig werden hörte. Vor ihrer Geburt hatte ich noch nie ein Neugeborenes gehalten, und jetzt hob ich sie hoch und schmiegte sie dicht an mich. Ich dachte, ich müsste Vivian wecken, doch zu meiner Überraschung

entspannte sich London. Vorsichtig setzte ich mich wieder in den Schaukelstuhl, und während der nächsten zwanzig Minuten konnte ich nur über die Gefühle staunen, die die Kleine in mir auslöste. Dass ich sie vergötterte, wusste ich bereits, jetzt schon kam mir ein Leben ohne sie unvorstellbar vor. Ich erinnere mich, ihr zugeflüstert zu haben, dass ihr Vater immer für sie da sein würde, und als wüsste sie genau, was ich sagte, pupste sie und krümmte sich und begann zu weinen. Vivian wachte davon auf, und ich reichte ihr das Baby.

Kapitel 2

Am Anfang

»Ich hab es ihm heute gesagt«, verkündete Vivian.

Wir waren im Schlafzimmer, Vivian trug ihren Pyjama und kroch zu mir unter die Decke, endlich waren wir beide allein. Es war Mitte Dezember, und London lag seit weniger als einer Stunde in ihrem Bettchen. Sie war inzwischen acht Wochen alt, doch sie schlief nicht länger als drei bis vier Stunden am Stück. Vivian beklagte sich nicht, aber sie war immer müde.

»Wem was gesagt?«, fragte ich.

»Rob.« Damit war ihr Chef gemeint. »Ich habe ihn offiziell informiert, dass ich nach dem Mutterschaftsurlaub nicht zurückkomme.«

»Aha.« Ich spürte die gleiche Panik in mir aufsteigen wie nach dem positiven Schwangerschaftstest. Vivian verdiente fast so viel wie ich, und ich glaubte nicht, dass wir uns unseren Lebensstil ohne ihr Einkommen weiter leisten konnten.

»Er meinte, die Tür steht immer offen, falls ich es mir anders überlege«, ergänzte sie. »Aber ich habe ihm erklärt, dass London nicht von Fremden aufgezogen wird. Warum sollte man sonst überhaupt ein Kind bekommen?«

»Mich musst du nicht überzeugen.« Ich gab mir alle Mühe, meine Gefühle zu verbergen.

»Ich stehe auf deiner Seite.« Na ja, überwiegend. »Du weißt aber, dass wir dann nicht mehr so oft essen gehen und uns nicht mehr so viele Dinge leisten können, oder?«

»Ja, das weiß ich.«

»Und es ist kein Problem für dich, seltener zu shoppen?«

»Das hört sich ja geradezu an, als würde ich Geld verschwenden! Das tue ich nie.«

Die Kreditkartenabrechnungen ließen manchmal anderes vermuten, genau wie ihr Schrank, der vor Kleidern und Schuhen und Taschen überquoll. Aber ich hörte die Verärgerung in ihrer Stimme, und das Letzte, was ich wollte, war mit ihr streiten. Also drehte ich mich zu ihr um und zog sie an mich, hatte längst etwas anderes im Sinn. Ich

küsste sie auf den Hals.

»Jetzt?«, fragte sie.

»Es ist lange her.«

»Und mein armer Schatz hat das Gefühl, gleich zu platzen, stimmt's?«

»Offen gestanden möchte ich das Risiko nicht eingehen.«

Sie lachte, aber als ich ihr Pyjamaoberteil aufknöpfte, ertönte ein Geräusch aus dem Babyfon. Sofort erstarrten wir.

Nichts.

Immer noch nichts.

Und gerade als ich dachte, die Luft sei rein, und den Atem ausstieß, den ich unwissentlich angehalten hatte, setzte das Weinen in voller Laustärke ein. Seufzend drehte ich mich auf den Rücken, und Vivian stand auf. Als

London sich schließlich eine gute halbe Stunde später wieder beruhigt hatte, war Vivian nicht mehr in Stimmung für einen zweiten Versuch.

Am nächsten Morgen hatten Vivian und ich mehr Glück. So viel Glück sogar, dass ich mich fröhlich erbot, mich um London zu kümmern, wenn sie aufwachte, damit Vivian noch ein wenig schlafen konnte. London allerdings schien genauso müde zu sein wie ihre Mutter, denn erst nach meiner zweiten Tasse Kaffee hörte ich Geräusche durch das Babyfon, allerdings war es kein Weinen.

In Londons Zimmer drehte sich das Mobile über der Wiege, und die Kleine strampelte putzmunter mit den Beinchen. Ich musste lächeln, und plötzlich lächelte sie ebenfalls.

Es war kein Reflex. Das kannte ich schon, und beinahe hätte ich meinen Augen nicht getraut. Denn dies hier war ein echtes Lächeln, unbestreitbar, und als sie zusätzlich noch gluckste, wurde mein Tag, der schon großartig begonnen hatte, noch tausendmal besser.

★

Ich bin kein weiser Mensch.

Das soll nicht heißen, dass ich nicht intelligent bin. Aber Weisheit bedeutet mehr als das, denn sie umfasst Verständnis, Empathie, Erfahrung, inneren Frieden und Intuition, und rückblickend mangelt es mir an einigen dieser Eigenschaften.

Was ich außerdem inzwischen gelernt habe: Alter ist genauso wenig ein Garant für Weisheit wie für Intelligenz. Ich weiß, dass das häufig anders gesehen wird. Halten wir ältere Menschen nicht auch deshalb per se für weise, weil sie graue Haare und faltige Haut haben? In letzter Zeit bin ich jedoch zu dem Schluss gekommen, dass manche Menschen mit der Neigung, Weisheit zu erlangen, auf die Welt kommen und andere nicht. Und bei manchen zeigt sie sich schon in jungen Jahren.

Bei meiner Schwester Marge zum Beispiel. Sie ist weise, obwohl sie nur fünf Jahre älter als ich ist. So ist sie schon, seit ich sie kenne. Liz ebenfalls. Sie ist jünger

als Marge, und doch ist das, was sie sagt, sowohl überlegt als auch einfühlsam. Nach einem Gespräch mit ihr denke ich oft noch lange darüber nach. Auch meine Eltern sind weise, was mir in letzter Zeit häufig durch den Kopf geht, weil mir klar geworden ist, dass Weisheit zwar bei uns in der Familie liegt, mich allerdings leider übergangen hat.

Denn wäre ich weise, hätte ich damals im Sommer 2007 auf Marge gehört, als sie mich auf der Fahrt zu dem Friedhof, auf dem meine Großeltern begraben lagen, fragte, ob ich mir absolut sicher sei, dass ich Vivian heiraten wolle.

Wäre ich weise, hätte ich auf meinen Vater gehört, der mich fragte, ob ich

sicher sei, mich mit fünfunddreißig mit einer eigenen Werbeagentur selbstständig machen zu wollen.

Wäre ich weise, hätte ich auf meine Mutter gehört, als sie mir riet, so viel Zeit wie möglich mit London zu verbringen, da Kinder schnell groß werden und man diese Jahre nie zurückholen könne.

Aber wie gesagt, ich bin kein weiser Mensch, und deshalb geriet mein Leben ins Trudeln. Selbst jetzt noch frage ich mich, ob ich mich jemals davon erholen werde.

★

Wo soll man beginnen, wenn man eine

Geschichte begreifen will, die nur schwer zu begreifen ist?

Nun, beginnen wir damit: Als Kind glaubte ich, dass ich mich im Alter von achtzehn wie ein Erwachsener fühlen würde, und ich hatte recht. Mit achtzehn schmiedete ich bereits Pläne fürs Leben. Meine Eltern waren finanziell immer gerade so über die Runden gekommen, und ich hatte nicht die Absicht, auch so zu leben. Ich träumte davon, eine eigene Firma zu gründen, mein eigener Chef zu sein, bevor ich überhaupt wusste, *was* ich tun wollte. Da ich davon ausging, auf dem College in die richtige Richtung gelenkt zu werden, ging ich auf die North Carolina State, aber je länger ich dort

war, desto jünger und unerfahrener kam ich mir vor. Als ich schließlich meinen Abschluss in Händen hielt, konnte ich das Gefühl nicht abschütteln, noch mehr oder weniger der Gleiche zu sein wie damals in der Schule.

Zudem wusste ich immer noch nicht, in welcher Branche ich tätig werden wollte. Ich besaß wenig Erfahrung in der wirklichen Welt und noch weniger Kapital, daher verschob ich meinen Traum vorerst und nahm in der Werbebranche eine Stelle bei einem Mann namens Jesse Peters an. Ich trug im Büro Anzüge und arbeitete unendlich viel, und doch fühlte ich mich weiterhin meistens jünger, als ich eigentlich war.

An den Wochenenden besuchte ich dieselben Kneipen wie zu Studentenzeiten, und oft malte ich mir aus, noch mal von vorn anfangen zu können. Im Laufe der nächsten acht Jahre sollte es Veränderungen geben: Ich heiratete und erwarb ein Haus und kaufte mir einen Hybridwagen, aber selbst dadurch empfand ich mich nicht als erwachsen. Letzten Endes hatte Peters die Stelle meiner Eltern eingenommen, wie sie durfte er mir sagen, was ich zu tun hatte, *sonst* …

Die Erkenntnis, doch erwachsen zu sein, kam natürlich, nachdem London geboren war und Vivian ihren Job gekündigt hatte. Zu dem Zeitpunkt war

ich noch keine dreißig, und der Druck, den ich in den nächsten Jahren als Ernährer meiner Familie verspürte, erforderte Opfer, die nicht einmal ich erwartet hatte. Nach der Arbeit – zumindest an den Tagen, an denen ich zu einer vernünftigen Uhrzeit nach Hause kam – trat ich durch die Tür und hörte London »Daddy!« rufen. Wenn sie dann auf mich zurannte und mir die Ärmchen um den Hals schlang, sagte ich mir, dass es sämtliche Opfer wert war, und wenn nur wegen unseres wundervollen kleinen Mädchens.

In der Hektik des Alltags fiel es leicht, mir einzubilden, dass mit den wichtigen Dingen – mit meiner Frau, meiner

Tochter, meinem Job, meiner Familie – alles in Ordnung war, selbst wenn ich nicht mein eigener Chef sein durfte. In den seltenen Momenten, in denen ich überhaupt zum Nachdenken kam, stellte ich mir ein zukünftiges Leben vor, das sich von meinem derzeitigen gar nicht so stark unterschied, und auch das war in Ordnung.

Oberflächlich betrachtet lief also alles recht glatt, aber das hätte ich als Warnzeichen nehmen müssen. Ganz ehrlich, ich hatte nicht die geringste Ahnung, dass ich nur wenige Jahre später morgens aufwachen und mich wie einer der frühen Immigranten auf Ellis Island fühlen würde, die mit nichts als den

Kleidern am Leib in Amerika angekommen waren, die Sprache nicht beherrschten und sich fragten: *Was mache ich denn jetzt?*

Wann genau war es gekippt? Wenn man Marge fragt, ist die Antwort eindeutig: »Es ging bergab, als du Vivian kennengelernt hast.« Das hat sie mehr als ein Mal gesagt. Natürlich korrigierte sie sich immer sofort, typisch Marge. »Nein, ich nehme das zurück. Es fing schon vorher an, als du noch auf dem College warst und dieses Poster an der Wand hängen hattest, das von der Frau mit dem superknappen Bikini und den dicken Dingern. Mir hat es übrigens immer gut gefallen, aber es hat dein Denken

verzerrt.« Nach weiterer Überlegung schüttelte sie den Kopf. »Aber eigentlich warst du schon immer ein bisschen verkorkst, und wenn das diejenige sagt, die als die Verkorksteste in der Familie gilt, heißt das einiges. Vielleicht ist das wahre Problem, dass du immer zu nett warst.«

Wenn man anfängt zu grübeln, was falsch gelaufen ist, beziehungsweise was man falsch *gemacht* hat, ist das wie eine Zwiebel zu schälen. Es gibt immer noch eine weitere Haut, noch einen Fehler oder eine schmerzhafte Erinnerung, die dann noch weiter und weiter in die Vergangenheit zurückführt, auf der Suche nach der ultimativen Wahrheit. Ich habe

den Punkt erreicht, an dem ich zu suchen aufgehört habe: Das Einzige, was jetzt zählt, ist, daraus zu lernen und künftig nicht mehr die gleichen Fehler zu begehen.

★

Um zu verstehen, warum, muss man mich verstehen. Was übrigens nicht einfach ist. Ich kenne mich schon seit einem Dritteljahrhundert, und die Hälfte der Zeit verstehe ich mich selbst nicht. Also fange ich vielleicht damit an: Meiner Beobachtung nach gibt es zwei Männertypen auf der Welt. Den Heiratstyp und den Junggesellentyp. Der Heiratstyp ist einer, der mehr oder

weniger jede Frau daraufhin abklopft, ob sie die Eine sein könnte. Deshalb sagen Frauen um die dreißig und vierzig so oft Sätze wie *Alle guten Männer sind vergeben*. Damit meinen sie Männer, die bereit, willens und in der Lage sind, sich auf eine feste Beziehung einzulassen.

Ich war immer der Heiratstyp. Für mich fühlt es sich richtig an, in einer Beziehung zu leben. Aus unerfindlichen Gründen habe ich mich in Gesellschaft von Frauen schon immer wohler gefühlt als in der von Männern, selbst bei Freundschaften, und meine Zeit mit einer Frau zu verbringen, die rein zufällig auch noch wahnsinnig in mich verliebt war, schien mir das Größte überhaupt.

Aber genau da wird es ein bisschen knifflig, denn nicht alle Heiratstypen sind gleich. Es gibt Untergruppen, Männer, die sich zum Beispiel für *romantisch* halten. Klingt nett, oder? Die Art Mann, die sich die meisten Frauen angeblich wünschen? Stimmt wahrscheinlich, und ich muss zugeben, dass auch ich Mitglied in diesem Klub bin. In seltenen Fällen ist dieser spezielle Subtyp allerdings zusätzlich so gestrickt, dass er es anderen gern *recht* macht, und die Kombination aus alldem, so glaubte ich lange, würde mir dazu verhelfen, dass meine Frau mich immer genauso lieben würde wie ich sie.

Nur, warum war ich so? War es einfach

mein Naturell? War ich von meiner eigenen Familie beeinflusst? Oder hatte ich nur im prägenden Alter zu viele romantische Filme gesehen? Oder alles zusammen?

Ich weiß es nicht, aber ich erkläre ohne Zögern, dass die vielen romantischen Filme ganz und gar Marges Schuld waren. Sie liebte Klassiker wie *Die große Liebe meines Lebens* und *Casablanca*, aber *Ghost – Nachricht von Sam* und *Dirty Dancing* waren auch ganz oben dabei, und *Pretty Woman* haben wir mindestens zwanzigmal gesehen. Das war Marges absoluter Lieblingsfilm. Damals wusste ich natürlich nicht, dass nicht nur ich, sondern auch Marge irrsinnig in Julia

Roberts verknallt war, aber darum geht es nicht. Der Film ist vermutlich unsterblich, und zwar, weil er funktioniert. Zwischen den von Richard Gere und Julia Roberts gespielten Figuren war … eine Art chemische Verbindung. Sie unterhielten sich. Sie lernten, einander zu vertrauen. Sie verliebten sich. Und wie kann man je die Szene vergessen, als Richard Gere vor dem Opernbesuch auf Julia wartet und sie in einem Kleid auftaucht, das sie vollkommen verwandelt? Die Zuschauer sehen Richards ehrfürchtig erstarrte Miene, und schließlich öffnet er eine Samtschachtel mit der Diamantkette, die Julia an dem Abend tragen soll. Als sie

danach greift, klappt Richard den Deckel zu, und Julia lacht überrascht auf …

Es war eigentlich alles da, in diesen wenigen Sekunden. Die Romantik, meine ich – Vertrauen, Erwartung und Freude gepaart mit Oper, schöner Kleidung und Schmuck führten zusammen zu *Liebe*. In meinem vorpubertären Gehirn machte es klick: eine Art Handbuch, wie man Mädchen beeindruckte. Ich hatte mir nur zu merken, dass Mädchen den Jungen erst *mögen* mussten und dass romantische Gesten letztendlich zu Liebe führten. So wurde ein weiterer Romantiker in der echten Welt geschaffen.

Als ich in der sechsten Klasse war, kam ein neues Mädchen zu uns. Melissa

Anderson war aus Minnesota, und mit ihren blonden Haaren und blauen Augen erinnerte sie an ihre schwedischen Vorfahren. Als ich sie das erste Mal sah, muss mir die Kinnlade heruntergefallen sein, und damit war ich nicht allein. Jeder Junge tuschelte über sie, und ich fand, dass sie das mit Abstand hübscheste Mädchen war, das jemals seinen Fuß in Mrs. Hartmans Klasse in der Arthur E. Edmonds School gesetzt hatte.

Doch der Unterschied zwischen mir und den anderen Jungen war, dass ich genau wusste, was zu tun war. Ich wollte sie umwerben, und wenn ich auch nicht Richard Gere mit Privatjet und Diamantketten war, besaß ich doch

immerhin ein Fahrrad und konnte Armbänder knüpfen, komplett mit Holzperlen. Die allerdings würden später kommen. Erst einmal mussten wir einander mögen, wie Richard und Julia. Ich sorgte dafür, dass ich beim Mittagessen an ihrem Tisch saß. Wenn sie redete, hörte ich zu und stellte Fragen, und Wochen später, als sie mir endlich sagte, dass sie mich nett fand, wusste ich, dass es Zeit für den nächsten Schritt war. Ich schrieb ihr ein Gedicht und steckte es ihr eines Nachmittags im Schulbus zu, mit einer Blume. Ich glaubte zu wissen, was passieren würde: Sie würde verstehen, dass ich anders war, und damit einher ginge eine noch

größere Erkenntnis, woraufhin sie meine Hand nähme und sich von mir nach Hause begleiten ließe.

Leider lief es nicht so. Statt das Gedicht zu lesen, quatschte sie den gesamten Heimweg mit ihrer Freundin April, und am nächsten Tag setzte sie sich mittags zu Tommy Harmon und sprach kein Wort mit mir. Auch nicht am folgenden Tag oder dem darauf. Als Marge mich später schmollend in meinem Zimmer fand, erklärte sie mir, dass ich zu bemüht sei und einfach ich selbst sein solle.

»Das bin ich doch.«

»Dann solltest du dich vielleicht ändern«, gab Marge zurück. »Weil du nämlich verzweifelt rüberkommst.«

Mein Problem war, dass ich nicht weiter nachgedacht hatte. Dachte Richard Gere nach? Er wusste eindeutig mehr als meine Schwester, und wieder einmal steuerten die Weisheit und ich in entgegengesetzte Richtungen. Denn *Pretty Woman* war ein Film, und ich lebte in der echten Welt, aber das Muster, das ich bei Melissa Anderson eingeführt hatte, setzte sich, mit Variationen, fort, bis es letzten Endes zu einer Gewohnheit wurde. Ich wurde der König der romantischen Geste – Blumen, Briefe, Karten und dergleichen –, und im College war ich der »geheime Bewunderer« eines Mädchens, das ich anhimmelte. Ich hielt Türen auf und lud zum Essen ein, und ich

hörte zu, wann immer eine Frau reden wollte, selbst wenn es darum ging, wie sehr sie noch an ihrem Exfreund hing. Die meisten mochten mich wirklich. Für sie war ich ein Kumpel, die Art Mann, der mit einer Gruppe Freundinnen ausgehen durfte. Selten jedoch bekam ich die Frau, die ich mir ausgesucht hatte. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich gehört habe: »Du bist der netteste Typ, den ich kenne, und du findest bestimmt eines Tages jemand ganz Besonderes. Ich habe zwei oder drei Freundinnen, mit denen ich dich bekannt machen könnte …«

Es war nicht leicht, der Mann zu sein, der *perfekt für jemand anderen* war. Oft brach es mir das Herz, und ich begriff

nicht, warum Frauen mir erzählten, sie wünschten sich bestimmte Eigenschaften wie Romantik und Rücksichtnahme, Interesse und die Begabung, gut zuhören zu können – und die dies alles dann aber nicht zu schätzen wussten.

Natürlich hatte ich nicht nur Pech in der Liebe. In der zehnten Klasse hatte ich eine Freundin namens Angela, auf dem College waren Victoria und ich fast ein Jahr lang zusammen. Und im Sommer nach meinem Abschluss, mit zweiundzwanzig, lernte ich eine Frau namens Emily kennen.

Emily wohnt immer noch hier in der Gegend, und im Laufe der Jahre bin ich ihr hin und wieder begegnet. Sie war die

erste Frau, die ich geliebt habe, und da Romantik und Nostalgie oft miteinander verknüpft sind, denke ich heute noch an sie. Emily hatte etwas Unkonventionelles. Sie bevorzugte lange, mit Blumenmuster bedruckte Röcke und Sandalen, schminkte sich nur wenig und hatte im Hauptfach Bildende Kunst mit Schwerpunkt Malerei studiert. Sie war schön, mit kastanienbraunen Haaren und leuchtenden, grünbraunen Augen, aber es war nicht nur ihr Aussehen. Sie lachte gern, war freundlich zu jedem, intelligent, eine Frau, die nach Meinung der meisten Menschen perfekt für mich war. Meine Eltern vergötterten sie, Marge liebte sie, und Emily und ich

konnten sogar wunderbar zusammen schweigen. Unsere Beziehung war leicht und entspannt, wir waren nicht nur Geliebte, sondern auch Freunde. Abgesehen davon, dass wir uns über alles unterhalten konnten, freute sie sich über die Briefchen, die ich ihr unters Kissen legte, oder die Blumen, die ich ihr ohne besonderen Anlass zur Arbeit schicken ließ. Emily liebte mich so sehr, wie sie romantische Gesten liebte, und nach zwei Jahren Beziehung plante ich, ihr einen Antrag zu machen, zahlte sogar schon einen Verlobungsring an.

Und dann baute ich Mist. Warum, kann ich selbst nicht erklären. Ich könnte dem Alkohol die Schuld geben, denn an dem

Abend hatte ich mit Freunden in einer Kneipe getrunken, aber was auch immer der Grund war, ich kam mit einer Frau namens Carly ins Gespräch. Sie war hübsch, und sie flirtete gut, und sie hatte sich erst kürzlich von ihrem langjährigen Freund getrennt. Ein Bier führte zum anderen, was wiederum zu mehr Flirten führte, und letzten Endes landeten wir zusammen im Bett. Am nächsten Morgen machte Carly deutlich, dass sie kein Interesse an einer irgendwie gearteten Beziehung hatte, und obwohl sie mich zum Abschied küsste, gab sie mir nicht einmal ihre Telefonnummer.

In solch einer Situation gibt es ein paar sehr einfache Männerregeln, und Regel

Nummer eins lautet: Behalt es für dich. Falls die Freundin einen Verdacht hegt und direkt fragt, tritt sofort Regel Nummer zwei in Kraft: leugnen, leugnen, leugnen.

Jeder Mann kennt diese Regeln, das Problem war nur, dass ich auch ein schlechtes Gewissen hatte. Ein schrecklich schlechtes. Selbst einen Monat später noch konnte ich die Erfahrung nicht abschütteln. Es geheim zu halten schien mir unvorstellbar, ich konnte mir keine Zukunft mit Emily aufbauen, wenn ich wusste, dass sie zumindest zum Teil auf einer Lüge basierte. Ich sprach mit Marge darüber, und wie üblich half sie mir auf ihre

schwesterliche Art weiter.

»Halt gefälligst den Mund, du Trottel. Das war bescheuert von dir, und das schlechte Gewissen solltest du auch haben. Aber wenn du es nie wieder tun willst, dann verletz jetzt nicht auch noch Emilys Gefühle. So etwas wird sie nicht verkraften.«

Natürlich hatte Marge recht, das wusste ich, und doch …

Ich wollte, dass Emily mir verzieh, weil ich nicht sicher war, ob ich mir sonst selbst jemals verzeihen konnte, und daher ging ich schließlich zu Emily und redete mir alles von der Seele – bis heute wünschte ich, meine Worte zurücknehmen zu können.

Wenn Vergebung das Ziel gewesen war, wurde es nicht erreicht. Wenn ein weiteres Ziel gewesen war, eine langfristige Beziehung auf ein Fundament der Wahrheit zu stellen, wurde auch das verfehlt. Mit Tränen der Wut und Enttäuschung verkündete Emily, sie brauche Zeit zum Nachdenken.

Ich ließ sie eine Woche lang in Ruhe und wartete geknickt auf einen Anruf, doch das Telefon klingelte nicht. In der folgenden Woche hinterließ ich ihr zwei Nachrichten, beide Male mit einer Entschuldigung, aber immer noch meldete sie sich nicht. Erst in der Woche darauf trafen wir uns zum Mittagessen, aber das verlief verkrampft, und

hinterher durfte ich sie nicht zu ihrem Wagen begleiten. Eine Woche später hinterließ sie mir eine Nachricht, dass es aus sei. Ich war wochenlang am Boden zerstört.

Die Zeit linderte mein schlechtes Gewissen, wie das eben so ist, und ich versuchte mich mit dem Gedanken zu trösten, dass sich für Emily mein Fehltritt zumindest im Nachhinein als gut erwies. Vom Freund eines Freundes erfuhr ich, dass sie ein paar Jahre nach unserer Trennung einen Australier geheiratet hatte, und wenn ich sie ab und zu sah, machte es immer den Eindruck, als sei das Leben gut zu ihr. Ich redete mir ein, dass ich mich für sie freute. Mehr als

jeder andere Mensch verdiente Emily ein wundervolles Leben, und Marge empfand es genauso. Noch nach meiner Hochzeit mit Vivian sagte meine Schwester gelegentlich zu mir: »Diese Emily war eine tolle Frau … Das hast du echt vergeigt.«

★

Ich bin in Charlotte, North Carolina, geboren, und abgesehen von einem einzigen Jahr in einer anderen Stadt habe ich immer dort gewohnt. Selbst jetzt noch kann ich kaum fassen, wo Vivian und ich uns kennengelernt haben oder auch nur, dass wir uns überhaupt kennengelernt haben. Immerhin

stammte sie wie ich aus dem Süden, und wie ich hatte sie neben ihrem Job sehr wenig Freizeit und ging selten aus. Wie hoch standen die Chancen, dass wir uns auf einer Cocktailparty in Manhattan begegnen würden?

Damals arbeitete ich in der Zweigstelle der Agentur in Midtown, was toller klingt, als es war. Jesse Peters war der Meinung, dass so ungefähr jeder, der im Büro in Charlotte Anlass zu Hoffnungen gab, sich mindestens eine Zeit lang im Norden bewähren musste, und wenn nur, weil viele unserer Kunden Banken waren und jede große Bank eine wichtige Niederlassung in New York City hatte.

Im Mai 2006 veranstaltete der

Vorstandschef einer dieser Banken, der laut eigener Aussage *meine Vision liebte*, eine Spendengala für das MoMA. Der Mann war, ganz im Gegensatz zu mir, ein Kunstkenner, und obwohl es eine sehr exklusive Veranstaltung war, wollte ich eigentlich nicht hingehen. Doch seine Bank war unser Kunde, und Peters verlangte Gehorsam, also was sollte ich tun?

Von der ersten halben Stunde weiß ich praktisch nichts mehr, nur, dass ich mich fehl am Platze fühlte. Weit über die Hälfte der Gäste waren alt genug, um meine Großeltern zu sein, und fast jeder tummelte sich in finanzieller Hinsicht in einer anderen Stratosphäre. Irgendwann

lauschte ich zwei grauhaarigen Herren, die über die Vorteile eines G IV im Gegensatz zur Falcon 2000 diskutierten. Es dauerte ein Weilchen, bis ich begriff, dass sie ihre Privatjets verglichen.

Als ich mich von diesem Gespräch abwandte, entdeckte ich Vivians Chef am anderen Ende des Raums. Ich erkannte ihn aus dem Fernsehen, und Vivian erzählte mir später, dass er sich für einen Kunstsammler hielt. Dabei runzelte sie die Stirn, um durchblicken zu lassen, dass er Geld, aber keinen Geschmack besaß, was mich nicht überraschte. Trotz berühmter Gäste konnte man den Humor der von ihm moderierten Late-Night-Show am besten als niveaulos

beschreiben.

Zunächst stand sie hinter ihm. Erst als sie vortrat, um jemanden zu begrüßen, sah ich sie. Mit ihren dunklen Haaren, der makellosen Haut und Wangenknochen, von denen Supermodels träumen, war sie die schönste Frau, die ich je gesehen hatte.

Anfangs dachte ich, sie sei die Freundin des Moderators, doch je länger ich sie beobachtete, desto sicherer war ich mir, dass sie kein Paar waren, sondern dass sie für ihn arbeitete. Außerdem trug sie keinen Ring, noch ein gutes Zeichen. Aber mal ehrlich, welche Chance hatte ich?

Davon ließ sich der Romantiker in mir

allerdings nicht abschrecken, und als sie sich an der Bar einen Cocktail bestellte, trat ich neben sie. Von Nahem sah sie sogar noch umwerfender aus.

»Sie sind es«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Die Frau, die Disney-Grafiker vor sich sehen, wenn sie die Augen ihrer Prinzessinnen zeichnen.«

Nicht gerade überwältigend, ich gebe es zu. Etwas plump und vielleicht sogar kitschig, und in der unbehaglichen Pause danach rechnete ich fest damit, es vermasselt zu haben. Aber nein: Sie lachte.

»Also, den Spruch habe ich wirklich noch nie gehört.«

»Er würde auch nicht bei jeder funktionieren«, sagte ich. »Ich bin Russell Green.«

Sie wirkte erheitert. »Vivian Hamilton«, erwiderte sie, und ich schnappte fast nach Luft.

Sie hieß Vivian.

Wie Julia Roberts' Figur in *Pretty Woman*.

★

Woher weiß man, ob jemand der oder die Richtige für einen ist? Welche Signale müssen vorhanden sein, dass man denkt: *Das ist die Frau, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen möchte?* Wie konnten, zum Beispiel, sowohl Emily als auch

Vivian mir richtig erscheinen, wo sie doch so unterschiedlich wie Tag und Nacht waren?

Ich weiß es nicht, aber wenn ich an Vivian denke, fällt es mir immer noch leicht, mich an die berauschende Aufregung unserer ersten gemeinsamen Abende zu erinnern. Während zwischen Emily und mir ein warmes Wohlgefühl herrschte, brannten Vivian und ich füreinander, fast von Anfang an, als sei unsere gegenseitige Anziehung vom Schicksal bestimmt. Jedes Treffen, jedes Gespräch verstärkte meine Überzeugung, dass wir genau das waren, was der andere suchte.

Als Heiratstyp malte ich mir bald

unseren gemeinsamen Lebensweg aus, in dem Glauben, dass unsere leidenschaftliche Verbindung ewig lodern würde. Innerhalb weniger Monate war ich sicher, Vivian heiraten zu wollen, auch wenn ich es nicht sagte. Vivian brauchte länger, um so für mich zu empfinden, doch nach sechs Monaten waren wir ein festes Paar und tasteten bereits die Ansichten des anderen über Gott, Geld, Politik, Familie, Kinder und Grundwerte ab. Häufig waren wir einer Meinung, und in Anlehnung an einen weiteren romantischen Film machte ich ihr am Valentinstag auf der Aussichtsplattform des Empire State Buildings einen Antrag, eine Woche,

bevor ich wieder nach Charlotte ziehen musste.

Ich *glaubte* nur zu wissen, worauf ich mich einließ, als ich mich vor Vivian kniete. Sie allerdings, das ist mir heute klar, hatte keinen Zweifel. Dass nämlich ich der Mann war, den sie nicht nur wollte, sondern brauchte, und am 17. November 2007 gaben wir uns vor Freunden und Verwandten das Jawort.

★

Wie bei jedem Paar gab es auch bei uns Höhen und Tiefen, Probleme und Chancen, Erfolge und Fehlschläge. Alles in allem hatte ich den Eindruck, dass unsere Ehe wunderbar funktionierte,

zumindest in der Theorie.

In der Praxis allerdings wäre das Wort *kompliziert* passender.

Einerseits hatte ich mir das Ganze wie einen nie endenden romantischen Werbespot gedacht, mit Rosen und Kerzen, mit Weichzeichner gefilmt, eine Parallelwelt, in der Liebe und Vertrauen jede Schwierigkeit überwinden konnten. Gleichzeitig wusste ich natürlich, dass sich für eine Beziehung langfristig beide Seiten anstrengen mussten. Kompromisse, Kommunikation und Kooperation sind erforderlich, zumal das Leben einem gern Knüppel zwischen die Beine wirft, wenn man am wenigsten damit rechnet. Idealerweise richtet der

Knüppel keinen großen Schaden an; manchmal schweißt das gemeinsame Bewältigen von Problemen ein Paar sogar noch stärker zusammen.

Doch hin und wieder bringt einen solch ein Knüppel auch böse zu Fall und hinterlässt Narben, die nie zu heilen scheinen.

Kapitel 3

Und was dann?

Der alleinige Ernährer der Familie zu sein, war nicht leicht. Am Ende der Woche war ich häufig erschöpft, aber ein Freitag hat sich mir besonders eingeprägt. London wurde am nächsten Tag ein Jahr alt, und ich hatte den ganzen Tag an mehreren Verkaufsvideos für Spannerman Properties gearbeitet, einem der größten Bauträger im Südosten der USA. Die Agentur verdiente an dieser Kampagne ein kleines Vermögen, und die Verantwortlichen bei Spannerman waren ganz besonders anspruchsvoll. Für jede Projektphase gab es

eigene Deadlines. Deadlines, die von Spannerman selbst, einem Mann mit einem Vermögen von zwei Milliarden Dollar, noch erschwert wurden. Er musste jede Entscheidung absegnen, und ich hatte das Gefühl, dass er mir das Leben so unangenehm wie möglich machen wollte. Daran, dass er mich nicht mochte, hegte ich keinen Zweifel. Er war ein Mann, der sich gern mit schönen Frauen umgab – die meisten seiner leitenden Angestellten waren weiblich und attraktiv –, und selbstverständlich verstanden Spannerman und Peters sich ganz hervorragend. Ich hingegen verachtete sowohl den Mann als auch seine Firma. Er stand in dem Ruf, auf seinen Baustellen zu pfuschen und Politiker zu bestechen, besonders im

Hinblick auf Umweltschutzbestimmungen, und es hatte bereits zahlreiche negative Zeitungsberichte sowohl über ihn als auch seine Firma gegeben. Was mit ein Grund gewesen war, unsere Agentur zu engagieren, denn sein Image musste dringend aufpoliert werden.

Im Laufe des Jahres hatte ich unendlich viele Stunden in den Spannerman-Auftrag gesteckt, und es war das mit Abstand schlimmste Jahr meines Lebens gewesen. Mir graute jeden Morgen davor, ins Büro zu gehen. Da aber Peters und Spannerman befreundet waren, behielt ich meine Gefühle für mich.

Jesse Peters hielt viel davon, seine Mitarbeiter durch Bonuszahlungen zu motivieren, und trotz Spannerman konnte ich

jeden Bonus maximieren. Das musste ich auch. Erstens fühlte ich mich wohler, wenn ich etwas Geld beiseitelegen konnte, und zweitens halfen die Boni, unseren Kontostand auszugleichen. Denn statt zu sinken, waren unsere Ausgaben im vergangenen Jahr sogar gestiegen, obwohl Vivian versprochen hatte, ihre »Besorgungen«, wie sie das Shoppen mittlerweile nannte, zurückzuschrauben. Offenbar war es ihr unmöglich, ein Kaufhaus oder einen anderen Laden zu betreten, ohne mehrere Hundert Dollar auszugeben, selbst wenn sie eigentlich nur Waschmittel brauchte. Mir fehlte dafür das Verständnis, und auch wenn ich mich fragte, ob sie damit vielleicht eine innere Leere füllte, war ich manchmal verärgert und fühlte mich

ausgenutzt. Doch wenn ich das Thema ansprach, entstand daraus oft ein Streit. Und selbst wenn die Debatte nicht hitzig wurde, veränderte sich danach nur wenig. Vivian versicherte mir immer, sie kaufe nur, was wir brauchten, oder es sei ein günstiges Angebot gewesen.

An jenem Freitagabend waren mir solche Gedanken allerdings fern, und als ich ins Wohnzimmer trat, schenkte London mir ihr unwiderstehliches, hinreißendes Lächeln. Vivian, schön wie eh und je, blätterte auf der Couch in einer Haus-und-Garten-Zeitschrift. Ich küsste zuerst London und dann Vivian und genoss den Duft von Babypuder und Parfüm.

Wir setzten uns zum Essen, erzählten uns

gegenseitig von unserem Tag, und dann wurde London ins Bett gebracht. Vivian badete die Kleine und zog ihr den Schlafanzug an, danach deckte ich sie zu und las ihr vor.

Anschließend goss ich mir unten ein Glas Wein ein und stellte fest, dass die Flasche fast leer war, was bedeutete, dass Vivian wahrscheinlich gerade ihr zweites Glas trank. Das erste erhöhte die Chance auf Zärtlichkeiten, das zweite machte sie wahrscheinlich, und so müde ich auch war, meine Stimmung hob sich.

Als ich mich neben sie setzte, blätterte Vivian wieder in der Zeitschrift. Nach einer Weile hielt sie mir eine aufgeschlagene Seite hin.

»Wie findest du diese Küche?«

Die Schränke waren cremefarben, die Arbeitsflächen aus braunem Granit, inmitten glänzender topmoderner Geräte stand eine Kücheninsel. Ein Traum von einer Küche.

»Die ist toll.«

»Ja, oder? Alles an dieser Küche hat Klasse. Und erst die Beleuchtung … Der Kronleuchter ist atemberaubend.«

Den hatte ich noch gar nicht bemerkt. Ich beugte mich vor. »Wow. Der ist wirklich schick.«

»In dem Artikel steht, dass eine Küchenrenovierung fast immer den Wert eines Hauses steigert. Falls wir mal verkaufen wollen.«

»Warum sollten wir? Ich wohne sehr gern hier.«

»Ich spreche ja nicht von jetzt gleich. Aber ewig bleiben wir doch wohl nicht hier.«

Seltsamerweise war mir noch nie in den Sinn gekommen, dass wir hier nicht ewig bleiben wollten. Immerhin wohnten meine Eltern auch noch in dem Haus, in dem ich aufgewachsen war. Aber darüber wollte Vivian eigentlich gar nicht sprechen.

»Wahrscheinlich hast du recht mit der Wertsteigerung«, sagte ich. »Aber momentan können wir uns eine neue Küche eigentlich nicht leisten.«

»Wir haben doch etwas gespart, oder?«

»Ja, aber das sind unsere Rücklagen. Für Notfälle.«

»Okay.« Die Enttäuschung war ihr anzuhören. »Ich dachte ja nur.«

Sorgsam knickte sie die Ecke der Seite ein, um das Foto später leicht wiederfinden zu können, und ich kam mir vor wie ein Versager. Ich hasste es, sie zu enttäuschen.

★

Das Leben als Hausfrau und Mutter war schön für Vivian.

Obwohl sie ein Kind hatte, sah sie mindestens zehn Jahre jünger aus, als sie war, und manchmal wurde sie sogar nach ihrem Ausweis gefragt, wenn sie sich einen Cocktail bestellte. Doch das Aussehen trog in Bezug auf ihre anderen Eigenschaften. Vivian hatte auf mich schon immer einen reifen und selbstbewussten Eindruck gemacht, und

im Gegensatz zu mir traute sie sich, ihre Meinung zu sagen. Wenn sie etwas wollte, teilte sie es mir mit, wenn etwas sie störte, hielt sie damit nicht hinter dem Berg, gleichgültig, ob es mich möglicherweise verletzte. Die Kraft, man selbst zu sein, ohne Angst vor Ablehnung, war etwas, vor dem ich große Achtung hatte, und wenn nur, weil ich selbst danach strebte.

Stark war sie ebenfalls. Vivian jammerte oder beklagte sich nicht, wenn sie mit Widrigkeiten konfrontiert wurde, eher wurde sie geradezu stoisch. In all den Jahren, die ich sie kenne, habe ich sie nur ein Mal weinen sehen, und zwar, als ihre Katze Harvey starb.

Dass sie nicht schnell weinte, kann man interpretieren, wie man will, aber Tatsache war, dass Vivian auch nicht viel Grund dazu hatte. Uns waren bis dahin größere Tragödien erspart geblieben, der einzige mögliche Anlass zu Enttäuschung war, dass Vivian kein zweites Mal schwanger wurde. Als London achtzehn Monate alt war, probierten wir es wieder, aber Monat für Monat verstrich ergebnislos. Zwar wäre ich bereit gewesen, zu einem Spezialisten zu gehen, doch Vivian schien zufrieden damit, der Natur ihren Lauf zu lassen.

Auch ohne ein zweites Kind empfand ich es normalerweise als Glück, mit Vivian verheiratet zu sein, zum Teil

wegen unserer Tochter. Manche Frauen sind besser zur Mutterschaft geeignet als andere, und Vivian war ein Naturtalent. Sie war gewissenhaft und liebevoll, eine geborene Krankenschwester, die sich von nichts erschüttern ließ, und ein Muster an Geduld. Vivian las London Hunderte von Büchern vor und konnte stundenlang mit ihr auf dem Fußboden spielen. Die beiden gingen in den Park und die Bücherei. Dazu hatten sie Verabredungen mit Kindern aus der Nachbarschaft, Vorschulkurse und die üblichen Arzttermine, sodass die beiden ständig unterwegs waren. Wenn ich an jene ersten Jahre in Londons Leben zurückdenke, sehe ich Vivian immer mit

einem Ausdruck tiefer Freude auf dem Gesicht vor mir, ob sie unsere Tochter nun auf dem Arm hielt oder ihr dabei zusah, wie sie Schritt für Schritt die Welt entdeckte.

Vivians Vorstellung von einer perfekten Mutterschaft gestattete mir nicht nur, mich auf meine Karriere zu konzentrieren, sondern hatte auch zur Folge, dass ich mich selten allein um London kümmerte und dementsprechend nie wirklich merkte, wie anstrengend das sein konnte. Da es bei Vivian so leicht aussah, dachte ich, das wäre es auch, aber im Laufe der Zeit wurde Vivian launischer und gereizter. Sie kümmerte sich weniger um den

Haushalt, sodass abends noch lauter Spielzeug im Wohnzimmer auf dem Boden lag und sich in der Küche das schmutzige Geschirr stapelte. Die Wäsche blieb liegen, Teppiche wurden nicht gesaugt, und da ich Unordnung noch nie mochte, beschloss ich irgendwann, zweimal pro Woche eine Putzhilfe kommen zu lassen. Später engagierte ich auch für drei Nachmittage in der Woche einen Babysitter und übernahm selbst den Samstagvormittag mit London, damit Vivian etwas Zeit für sich hatte. Meine Hoffnung war, dass sie dadurch wieder mehr Energie für uns als Paar hätte. Meinem Empfinden nach definierte meine Frau sich mittlerweile

als Vivian und als Mutter und uns drei zusammen als Familie. Ehefrau und Teil eines Paares zu sein war ihr hingegen nach und nach lästig geworden.

Dennoch machte ich mir keine allzu großen Gedanken über unsere Beziehung. Wir waren wie die meisten Ehepaare mit kleinen Kindern, dachte ich. Abends unterhielten wir uns über das Übliche: über London, die Arbeit, die Familie oder was wir essen oder am Wochenende unternehmen wollten oder wann das Auto zur Inspektion musste. Ich fühlte mich gar nicht grundsätzlich an den Rand gedrängt, denn der Freitagabend wurde zum Beispiel zu Vivians und meinem romantischen

Abend erklärt. Selbst meine Kollegen wussten davon, und außer in einem echten Notfall verließ ich das Büro zu einer vernünftigen Uhrzeit, hörte im Auto Musik und trat dann lächelnd durch die Tür. Ich beschäftigte mich mit London, während Vivian sich schick machte, und wenn die Kleine schlief, kam es mir fast vor wie bei unseren Dates früher, vor der Hochzeit.

Ich liebte Vivian und schwankte nie in meiner Überzeugung, mein Leben mit ihr verbringen zu wollen. In meinem Wunsch, das auch zu zeigen, grübelte ich lange über Geschenke zu Weihnachten, zu Hochzeits-, Geburts- und Valentinstagen nach, legte ihr Briefchen

unter das Kissen, bevor ich zur Arbeit ging, und überraschte sie manchmal mit einem Frühstück im Bett. Anfangs freute sie sich über solche Gesten, nach und nach allerdings wurden sie ihr gleichgültig. Also zermarterte ich mir das Gehirn, was ihr gefallen, wodurch ich ihr vermitteln könnte, wie viel sie mir immer noch bedeutete.

Und am Ende bekam Vivian die Küche, die sie sich gewünscht hatte, genau wie in der Zeitschrift.

★

Vivian hatte immer vorgehabt, wieder zu arbeiten, wenn London in die Schule kam, in Teilzeit, um weiterhin am

Nachmittag und Abend zu Hause sein zu können. Auf keinen Fall wollte sie eine dieser Mütter sein, die sich ständig ehrenamtlich engagierten und zu Weihnachten die Schulcafeteria dekorierten. Und sie wollte auch nicht den ganzen Tag in einem leeren Haus sitzen. Schließlich hatte sie ihr Studium an der Georgetown University summa cum laude abgeschlossen und vor Londons Geburt erfolgreich als Pressereferentin in mehreren Positionen gearbeitet.

Auch ich hatte bei meiner Agentur nicht nur gute Boni verdient, sondern war mehrmals befördert worden, und 2014 war ich zuständig für einige der

wichtigsten Kunden. Vivian und ich waren mittlerweile sieben Jahre verheiratet, London gerade fünf geworden und ich vierunddreißig. Wir hatten unsere Küche renoviert, planten aber auch eine Modernisierung des Badezimmers. Unsere Anlagen an der Börse entwickelten sich gut, und abgesehen vom Hauskredit hatten wir keine Schulden. Ich war vernarrt in meine Frau und mein Kind, meine Eltern wohnten in der Nähe, und meine Schwester und Liz waren meine allerbesten Freunde. Von außen betrachtet war mein Leben wunderbar, und das antwortete ich auch jedem, der fragte.

Und doch wusste ich tief drinnen irgendwie, dass das gelogen war.

So gut es in meinem Job laufen mochte – niemand, der für Jesse Peters arbeitete, fühlte sich je wohl oder sicher in seiner Position. Peters hatte die Firma zwanzig Jahre vorher gegründet, und mit Büros in Charlotte, Atlanta, Tampa, Nashville und New York war sie die mit Abstand bekannteste Agentur im Südosten des Landes. Peters war berühmt für seine Cleverness und Skrupellosigkeit. Seine Methode war, anderen Agenturen entweder die Kunden abzuwerben oder ihre Preise zu unterbieten, und wenn das nicht funktionierte, kaufte er seine

Wettbewerber einfach auf. Die Erfolge blähten sein ohnehin riesiges Ego zu irren Ausmaßen auf, und sein Führungsstil spiegelte seine Persönlichkeit voll und ganz wider. Er war davon überzeugt, immer recht zu haben, hatte Lieblinge unter seinen Angestellten und spielte die Abteilungsleiter gegeneinander aus, sodass alle immer mit einer gewissen Anspannung lebten. Er förderte ein Klima, in dem die meisten mehr Lorbeeren für sich zu beanspruchen versuchten, als ihnen zustanden, während sie gleichzeitig Fehler auf die Kollegen schoben. Es war eine brutale Form des Sozialdarwinismus, in dem nur wenige Aussichten auf langfristiges

Überleben hatten.

Glücklicherweise waren mir über zehn Jahre lang die wüsten Büroscharmützel weitgehend erspart geblieben, die mehr als einen Nervenzusammenbruch ausgelöst hatten. Anfangs, weil ich zu unterwürfig war, um beachtet zu werden, und später, weil ich Kunden akquirierte, die meine Arbeit schätzten und die Agentur dementsprechend bezahlten. Im Laufe der Zeit redete ich mir ein, dass Peters mich wegen meiner guten Umsätze als zu wertvoll betrachtete, um mich zu quälen. Immerhin behandelte er mich nicht annähernd so schlecht wie manche Kollegen. Während er mit mir hin und

wieder freundlich im Flur plauderte, verließen andere, zum Teil erfahrenere Angestellte Peters' Büro oft völlig unter Schock. Wenn ich sie dann sah, konnte ich mir ein erleichtertes Aufseufzen (und vielleicht sogar einen Hauch Selbstzufriedenheit) nicht verkneifen.

Wie man sich doch täuschen kann … Meine erste größere Beförderung erlebte ich ungefähr zeitgleich mit meiner Hochzeit, die zweite folgte dann zwei Wochen, nachdem Vivian mir einmal das Auto von der Werkstatt ins Büro gebracht hatte. An dem Tag hatte mein Chef uns spontan zum Mittagessen eingeladen. Die dritte Beförderung wurde eine knappe Woche, nachdem

Peters und Vivian sich drei Stunden lang bei einem Geschäftsessen unterhalten hatten, ausgesprochen. Erst im Rückblick wurde mir klar, dass Peters weniger an meiner Arbeitsleistung als an Vivian interessiert war, und nur das hatte ihn davon abgehalten, mich ins Visier zu nehmen. Vivian, sollte ich erwähnen, hatte verblüffende Ähnlichkeit mit beiden Exfrauen von Peters, und vermutlich wollte er sie einfach bei Laune halten … oder wenn möglich als Ehefrau Nummer drei heiraten.

Das ist kein Scherz. Und auch keine Übertreibung. Im Gespräch mit mir versäumte Peters nie, sich nach Vivian zu erkundigen, zu erwähnen, wie attraktiv

sie sei, oder zu fragen, wie es *uns* gehe. Bei Geschäftsessen schaffte Peters es immer, neben meiner Frau zu sitzen, und bei jeder Weihnachtsfeier steckten sie in einer Ecke die Köpfe zusammen. Wahrscheinlich hätte ich das alles ignorieren können, wäre da nicht Vivians Reaktion auf seine Avancen gewesen. Zwar ermutigte sie Peters nicht, aber sie wies ihn auch nicht zurück. So schrecklich er als Chef war, zu Frauen konnte er ziemlich charmant sein, besonders zu schönen wie Vivian. Er hörte zu und lachte und machte im richtigen Moment das richtige Kompliment, und weil er außerdem so reich wie Krösus war, hielt ich es für

möglich oder sogar wahrscheinlich, dass Vivian sich von seinem Interesse geschmeichelt fühlte. Für sie war es nichts Ungewöhnliches, dass er sich von ihr angezogen fühlte. Seit der Grundschule buhlten Jungen um ihre Aufmerksamkeit, und sie erwartete es nicht anders. Was ihr allerdings nicht gefiel, war, dass es mich manchmal eifersüchtig machte.

Im Dezember 2014, dem Monat vor dem schicksalhaftesten Jahr meines Lebens, zogen wir uns gerade für die Weihnachtsfeier der Agentur um. Als ich meine Bedenken hinsichtlich Jesse Peters äußerte, seufzte sie entnervt.

»Stell dich nicht so an«, sagte sie, und ich

wandte mich ab, ratlos, warum meine Frau meine Gefühle derart abtat.

★

Um einmal ein bisschen zurückzuspulen, was Vivian und mich betrifft:

So bereichernd die Mutterschaft für Vivian auch gewesen war, die Ehe mit mir schien für sie an Reiz verloren zu haben. Mir war länger schon aufgefallen, dass Vivian sich in den vergangenen Jahren verändert hatte, doch in letzter Zeit bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass Vivian sich weniger veränderte als vielmehr entwickelte, mehr und mehr zu dem Menschen wurde, dem sie eigentlich entsprach – einem Menschen, der mir

wiederum zunehmend fremd wurde.

Die Verschiebung fand kaum merklich statt. In Londons erstem Lebensjahr akzeptierte ich Vivians gelegentliche Launenhaftigkeit und Gereiztheit als normal und verständlich, als vorübergehende Phase, und ich gewöhnte mich daran. Leider schien die Phase jedoch kein Ende zu nehmen. Vivian wurde immer frustrierter und abweisender. Häufig ärgerte sie sich schon über Kleinigkeiten, warf mir Beleidigungen an den Kopf, die ich nicht einmal geflüstert hätte. Ihre Aggression zielte in der Regel darauf ab, mich zu einer Entschuldigung zu veranlassen. Als jemand, der Konflikte scheute, war ich

schließlich so weit, dass ich schon den Rückzug antrat, wenn sie nur die Stimme erhob, gleichgültig, wie gekränkt ich gewesen sein mochte.

Die Nachwirkungen ihres Zorns waren häufig schlimmer als die Attacke selbst. Eine Versöhnung schien unerreichbar, und statt etwas auszudiskutieren oder einfach abzuhaken, zog Vivian sich zurück. Manchmal sprach sie tagelang kaum mit mir, beantwortete Fragen nur mit ein oder zwei Worten. Stattdessen konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit auf London und begab sich ins Schlafzimmer, sobald unsere Tochter im Bett lag, sodass ich allein im Wohnzimmer zurückblieb. An solchen

Tagen strahlte sie eine regelrechte Verachtung mir gegenüber aus, und ich fragte mich, ob meine Frau mich überhaupt noch liebte.

Gleichzeitig war die ganze Situation absolut nicht berechenbar, und Regeln veränderten sich unvermittelt. Mal war Vivian unverblümt in ihrer Wut, dann wieder passiv aggressiv, je nach Laune. Ihre Erwartungen an mich wurden immer unkonkreter, und die Hälfte der Zeit wusste ich nicht, was tun oder nicht tun, ging den Ablauf eines Streits im Kopf immer wieder durch, um zu begreifen, womit ich sie verärgert hatte. Sie verriet mir nicht, woran es gelegen hatte, sondern stritt ab, dass etwas nicht

stimmte, oder beschuldigte mich einer Überreaktion. Häufig fühlte ich mich wie auf einem Minenfeld, und auf dem Spiel standen sowohl meine emotionale Verfassung als auch meine Ehe. Und dann plötzlich, aus Gründen, die mir ebenso verborgen blieben, normalisierte sich unsere Beziehung wieder annähernd. Vivian fragte, wie mein Tag gewesen sei oder ob ich etwas Spezielles essen wolle, und wenn London im Bett war, liebten wir uns – das ultimative Zeichen dafür, dass mir verziehen worden war. Ich atmete erleichtert auf und hoffte, dass endlich wieder alles würde wie früher.

Vivian wies meine Version oder

zumindest meine Interpretation der Ereignisse immer zurück. Wütend. Oder sie erklärte ihr Verhalten als Reaktion auf meines. Ich hätte eine unrealistische Vorstellung von der Ehe, sagte sie dann, die Flitterwochen könnten eben nicht ewig dauern. Sie behauptete, ich brächte Arbeitsstress mit nach Hause, ich sei der Launische von uns beiden, missgönne ihr, dass sie zu Hause bleiben dürfe, und lasse meinen Unmut an ihr aus.

Was auch immer objektiv wahr gewesen sein mag, im Herzen wünschte ich mir vor allem, dass Vivian glücklich war. Genauer gesagt, glücklich mit mir. Denn ich liebte Vivian ja und vermisste, wie sie früher gelächelt und gelacht hatte,

wenn wir zusammen waren. Ich vermisste unsere langen Gespräche und das Händchenhalten. Ich vermisste die Vivian, die mir das Gefühl gegeben hatte, ihrer Liebe würdig zu sein.

Aber mit Ausnahme unserer romantischen Freitagabende entwickelte sich unsere Beziehung weiterhin in eine Richtung, die mir fremd war und auch nicht gefiel. Vivians Verachtung begann mich zu verletzen. Doch den Großteil dieser Jahre war ich unzufrieden mit mir, weil ich sie andauernd enttäuschte, und gelobte, mir noch mehr Mühe zu geben.

⋆

Zurück zu dem Abend der

Weihnachtsfeier.

»Stell dich nicht so an«, sagte sie zu mir, und die Worte kreisten unaufhörlich in meinem Kopf. Sie klangen scharf und mitleidlos, dennoch hat sich mir von jenem Abend am stärksten eingeprägt, dass Vivian sogar noch umwerfender aussah als üblich. Sie trug ein schwarzes Cocktailkleid, Pumps und die Kette mit dem Diamantanhänger, die ich ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatte. Die Haare fielen ihr offen auf die Schultern, und als sie aus dem Bad kam, starrte ich sie bewundernd an.

»Du siehst wunderschön aus«, sagte ich.

»Danke.«

Im Auto blieb die Stimmung zwischen

uns angespannt. Mühsam machten wir etwas Small Talk, doch als sie merkte, dass ich das Thema Peters nicht noch einmal ansprach, wurde ihre Laune langsam besser. Als wir ankamen, war es fast, als herrschte zwischen uns die stillschweigende Vereinbarung, so zu tun, als hätte die Auseinandersetzung gar nicht stattgefunden.

Vivian hatte meine Bedenken allerdings durchaus registriert. Obwohl sie sich darüber geärgert hatte, blieb sie praktisch den gesamten Abend an meiner Seite. Dreimal fing Peters ein Gespräch mit uns an, und zweimal fragte er Vivian, ob sie etwas zu trinken wolle – es war klar, dass sie ihn an die Bar begleiten sollte –, doch

beide Male schüttelte sie den Kopf und sagte, sie habe schon bei einem der Kellner bestellt. Sie blieb dabei höflich und freundlich, und ich dachte schon, ich hätte die ganze Peters-Sache vielleicht doch überbewertet. Er konnte mit ihr flirten, so viel er wollte, nach Hause führe sie mit mir, und nur das zählte, oder?

Die Feier selbst war unspektakulär, weder besser noch schlechter oder auch nur anders als jede andere Weihnachtsfeier. Nachdem wir zu Hause den Babysitter bezahlt hatten, bat Vivian mich, ihr ein Glas Wein einzugießen und nach London zu sehen. Als ich schließlich ins Schlafzimmer kam, brannten Kerzen

und Vivian trug Dessous … und …

So war Vivian eben. Man konnte einfach nicht erraten oder vorhersehen, was sie als Nächstes tun würde. Noch nach sieben Jahren vermochte sie mich zu erstaunen, und das manchmal auf wundervoll zärtliche Weise.

★

Schwerer Fehler.

So denke ich heute über jenen Abend, zumindest im Hinblick auf meine Karriere in der Agentur.

Jesse Peters, so erwies sich, war nicht begeistert davon, dass Vivian ihn gemieden hatte, und von der folgenden Woche an wehte ein spürbar kälterer

Wind aus seinem Büro zu meinem. Anfangs kaum merklich. Am Montag nach der Feier lief er mit einem knappen Nicken an mir vorbei, und während einer Sitzung ein paar Tage später stellte er jedem Fragen außer mir. Diese Kleinigkeiten setzten sich fort, da ich aber gerade vollauf mit einer komplexen Kampagne beschäftigt war, dachte ich mir nichts dabei. Dann kamen die Feiertage, und da zu Beginn des Jahres im Büro immer etwas Chaos herrschte, fiel mir erst Ende Januar auf, dass Jesse Peters seit mindestens sechs Wochen nicht mit mir gesprochen hatte. Daraufhin ging ich mehrmals zu seinem Büro, aber seine Assistentin teilte mir

jedes Mal mit, er sei bei einem Termin oder anderweitig beschäftigt. Das ganze Ausmaß seines Grolls begriff ich erst Mitte Februar, als er endlich Zeit für mich hatte. Besser gesagt, er *verlangte*, mich zu sehen. Die Agentur hatte einen wichtigen Kunden verloren, den ich betreut hatte, einen Autohändler mit acht Niederlassungen in Charlotte. Nachdem ich Peters dargelegt hatte, warum der Kunde meiner Ansicht nach zu einer anderen Firma gewechselt war, sah er mich unverwandt an. Noch verdächtiger war, dass er Vivian überhaupt nicht erwähnte. Am Ende unseres Gesprächs war mir ungefähr so zumute wie den Kollegen, denen ich

mich früher überlegen gefühlt hatte, wenn sie kurz vor einem Nervenzusammenbruch standen. Ich hatte das ungute Gefühl, dass meine Tage bei Peters gezählt waren.

Noch schwerer zu ertragen war, dass der Autohändler, ein Mann Ende sechzig, uns den Auftrag nicht etwa entzogen hatte, weil er unzufrieden mit meiner Arbeit war. Ich habe die Anzeigen und Werbespots der neuen Agentur gesehen und glaube heute noch, dass unsere Ideen kreativer und wirkungsvoller waren. Aber Kunden sind wankelmütig; ein wirtschaftlicher Abschwung, ein Wechsel in der Geschäftsführung oder auch nur der Wunsch nach Kosteneinsparung

können schon hinreichende Gründe für einen Wechsel sein. In diesem Fall durchlebte der Kunde gerade seine Scheidung und brauchte jeden Cent, da der Anwalt, den seine Frau engagiert hatte, ein berüchtigter Halsabschneider war. Wegen der Prozesskosten und einer drohenden hohen Abfindung kürzte er seine Ausgaben an allen Ecken und Enden, und das wusste Peters ganz genau.

Einen Monat später, als ein weiterer Kunde den Stecker zog, zeigte Peters sein Missfallen noch deutlicher. Es war kein großer Auftrag gewesen, und dass ich seit Jahresbeginn schon drei neue Kunden akquiriert hatte, schien gleichzeitig

überhaupt keine Rolle zu spielen. Wieder wurde ich in Peters' Büro zitiert und gerügt. Ich hätte in letzter Zeit kein gutes Händchen, und die Kunden vertrauten mir vielleicht nicht mehr. Als letztes Ausrufezeichen dieses Termins rief er Todd Henley dazu und verkündete, dass wir ab sofort »zusammenarbeiteten«. Henley war ein Senkrechtstarter, er arbeitete erst seit fünf Jahren in der Agentur und war zwar recht kreativ, seine wahren Fähigkeiten allerdings lagen im Bereich des Netzwerkens innerhalb der Agentur. Ich wusste schon länger, dass er scharf auf meine Stelle war, und er war zwar nicht der einzige, aber der schlimmste Schleimer in dem

ganzen Haufen. Als er auf einmal immer häufiger in Peters' Büro verschwand, dabei vermutlich mehr Verdienst an unseren Kampagnen für sich beanspruchte, als ihm zustand, und jeweils mit einem selbstzufriedenen Grinsen wieder herauskam, wusste ich, dass ich mich anderweitig umsehen musste.

Meine Erfahrung, die Position und mein derzeitiges Gehalt schränkten die Auswahl stark ein. Da Peters die Werbebranche im Großraum Charlotte dominierte, musste ich meine Fühler etwas weiter ausstrecken. In Atlanta war Peters bereits die Nummer zwei, schluckte kleinere Agenturen und zog

neue Kunden an Land. Beim derzeitigen Marktführer hatten kürzlich zwei Wechsel in der Führungsetage stattgefunden, weshalb dort ein vorübergehender Einstellungsstopp herrschte. Also kontaktierte ich Firmen in Washington, D. C., Richmond und Baltimore, weil ich dachte, es würde Vivian den Umzug vielleicht schmackhaft machen, wenn wir dadurch näher bei ihren Eltern wohnten. Doch wieder wurde ich nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen.

Es gab natürlich noch andere Möglichkeiten, je nachdem, wie weit von Charlotte wegzuziehen ich bereit war. Doch mit jedem Anruf verstärkte sich

meine Gewissheit, dass ich meine Heimatstadt nicht verlassen wollte. Meine Eltern wohnten hier, Marge und Liz wohnten hier, es war mein Zuhause. Und so erwuchs die Idee, mich selbstständig zu machen, wie der mythische Phönix aus der Asche. Was, wie mir auffiel, zudem noch der perfekte Name war.

The Phoenix Agency. Mit uns schwingt sich Ihr Geschäft in ganz neue Sphären auf.

Ich sah den Slogan schon auf Visitenkarten, und als ich das nächste Mal meine Eltern besuchte, erwähnte ich mein Vorhaben beiläufig meinem Vater gegenüber. Er sagte sofort, dass er es für keine gute Idee halte, und Vivian war

ebenfalls nicht begeistert. Stattdessen schlug sie mir vor, meine Jobsuche auf New York und Chicago auszudehnen, was ich aber von vorneherein für aussichtslos hielt. Mein Traum ließ sich einfach nicht abschütteln, und ich zählte im Geiste immer wieder die Vorteile auf.

Wenn ich allein arbeitete, wären meine laufenden Kosten gering.

Ich duzte mich mit diversen Firmenchefs und anderen leitenden Angestellten in Charlotte, was die Aussicht auf Auftraggeber erhöhte.

Ich war hervorragend in meinem Job.

Meine Firma wäre klein und spezialisiert, und ich hätte einen überschaubaren Kundenstamm.

Ich könnte weniger Geld verlangen und trotzdem mehr verdienen.

Vom Büro aus rief ich eine Reihe von Kunden an und erkundigte mich, wie zufrieden sie mit dem Service und den Preisen bei Peters waren, und ihre Antworten verstärkten meine Gewissheit, dass ich nicht scheitern konnte. Unterdessen goss Henley mir verbal bereits Beton in die Stiefel und schubste mich über Bord, und Peters bedachte mich mit bösen Blicken.

Da wusste ich, dass er mich feuern würde, was bedeutete, ich hatte keine Wahl mehr.

Ich musste es nur noch offiziell Vivian mitteilen.

★

Was hätte besser sein können, als meinen künftigen Erfolg an unserem Freitagabend zu feiern?

Zugegeben, ich hätte es ihr auch an jedem anderen Wochentag sagen können, aber ich wollte einen besonderen Moment dafür nutzen. Ich brauchte ihre Unterstützung. Ich wollte, dass sie meine Hand nahm und sagte: *Darauf, dass du so was machst, warte ich schon ewig. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass es klappen wird. Ich habe immer an dich geglaubt.*

Ungefähr ein Jahr später, als ich Marge von meinen Hoffnungen in Bezug auf diesen Abend beichtete, lachte sie laut

auf. »Noch mal zum Mitschreiben«, sagte sie. »Du hast ihr im Prinzip jedes Sicherheitsgefühl entrissen und sie darüber informiert, dass du euer Leben auf den Kopf stellen willst, und du hast allen Ernstes geglaubt, sie würde sich freuen? Ihr hattet ein Kind, großer Gott. Und eine Hypothek. Bist du wahnsinnig?«

»Aber –«

»Nichts aber. Du weißt, dass Vivian und ich nicht immer einer Meinung sind, aber in dem Fall hatte sie recht.«

Mag sein, aber im Nachhinein ist man immer schlauer. Am fraglichen Abend brachten wir London ins Bett, danach grillte ich Steaks (ungefähr das Einzige, was ich damals gut konnte), und Vivian

machte einen Salat, dünstete etwas Brokkoli und sautierte grüne Bohnen mit Mandelblättern. Vivian, das sollte ich erklären, aß niemals etwas mit vielen Kohlehydraten, also Brot, Eis, Pasta, Zucker oder irgendetwas, das weißes Mehl enthielt – lauter Dinge, die ich ziemlich lecker fand und mir zum Mittagessen gönnte, was wahrscheinlich meinen Bauchansatz erklärte.

Doch an diesem Abend herrschte von Anfang an eine gespannte Stimmung. Ich gab mir Mühe, locker zu sein, doch das schien sie nur noch misstrauischer zu machen, als wappne sie sich für das, was da kommen mochte. Vivian konnte schon immer in mir lesen wie in einem

offenen Buch, und ihr wachsendes Unbehagen machte es mir noch schwerer, unverkrampft zu bleiben.

Ich wartete, bis wir mit dem Essen fast fertig waren, und füllte ihr Weinglas noch einmal auf, bevor ich anfing, von Henley und Peters und meinem Verdacht, dass mir gekündigt werden sollte, zu erzählen. Da sie nur nickte, nahm ich meinen Mut zusammen und unterbreitete ihr meine Pläne. Sie saß da wie aus Marmor gemeißelt, ohne sich zu rühren, ohne auch nur nach ihrem Weinglas zu greifen. Und sie stellte keine Fragen, bis ich geendet hatte. Schweigen erfüllte den Raum.

»Bist du sicher, dass das eine gute Idee

ist?«, fragte sie schließlich.

Das war nicht die Bestätigung, die ich mir erhofft hatte, aber immerhin war sie nicht aus dem Raum gestürmt, was ich als gutes Zeichen nahm. Wie dumm von mir.

»Ehrlich gesagt habe ich wahnsinnige Angst davor, aber wenn ich es jetzt nicht probiere, dann wahrscheinlich nie.«

»Bist du nicht ein bisschen jung für eine eigene Agentur?«

»Ich bin fünfunddreißig. Peters war erst dreißig, als er anfing.«

Sie presste die Lippen aufeinander, und ich konnte die Worte fast auf ihrer Stirn lesen: *Du bist aber nicht Peters*. Zum Glück sagte sie es nicht. Sie zog nur die

Augenbrauen zusammen, wobei keine einzige Falte entstand. Diese Frau war wirklich ein Wunder. »Weißt du überhaupt, wie man eine Agentur gründet?«, fragte sie.

»Das funktioniert wie jede andere Firmengründung auch. Letzten Endes muss man entsprechende Formulare bei den Behörden ausfüllen, sich einen guten Anwalt und Steuerberater suchen und ein Büro mieten.«

»Und wie lange dauert so was?«

»Einen Monat vielleicht? Dann kann ich Kunden annehmen.«

»Wenn jemand dich engagieren will.«

»Das wird kein Problem«, sagte ich. »Da mache ich mir keine Sorgen. Peters ist

teuer, und mit manchen Kunden arbeite ich seit Jahren zusammen. Die springen bestimmt bei ihm ab, wenn sie die Gelegenheit bekommen.«

»Trotzdem wirst du eine Zeit lang nichts verdienen.«

»Wir müssen uns nur für eine Weile einschränken. Auf die Putzhilfe verzichten, zum Beispiel.«

»Du willst, dass ich hier putze?«

»Ich kann ja helfen«, versicherte ich.

»Natürlich«, sagte sie. »Woher willst du das Geld für die Überbrückungszeit nehmen?«

»Aus unseren Kapitalanlagen, hatte ich gedacht.«

»Unsere Anlagen?«

»Wir haben mehr als genug, um ein Jahr davon zu leben.«

»Ein Jahr?« Noch einmal wiederholte sie mich.

»Es würde sogar reichen, wenn ich gar kein Einkommen hätte. Wozu es nicht kommen wird.«

Sie nickte. »Kein Einkommen.«

»Ich weiß, dass es erst einmal Angst macht, aber am Ende wird es sich lohnen. Und dein Leben wird sich nicht verändern.«

»Abgesehen davon, dass ich dein Dienstmädchen sein soll, meinst du.«

»Das habe ich doch nicht gesagt –«

Sie unterbrach mich. »Peters wird nicht einfach nur dasitzen und deinen Mut

beklatschen«, bemerkte sie. »Wenn er glaubt, dass du ihm seine Kunden abjagen willst, wird er alles tun, um dich aus dem Geschäft zu drängen.«

»Das kann er ja versuchen«, meinte ich. »Aber letzten Endes geht es um Geld.«

»Davon hat er mehr.«

»Ich rede vom Geld der Kunden.«

»Und ich rede vom Geld für unsere Familie.« Ihr Ton wurde schärfer. »Was ist mit uns? Mit mir? Erwartest du von mir, dass ich einfach so mitmache? Wir haben ein Kind, um Himmels willen.«

»Und ich soll einfach meine Träume begraben?«

»Spiel nicht den Märtyrer. Das hasse ich.«

»Ich spiele nicht den Märtyrer. Ich versuche zu diskutieren.«

»Nein, das tust du nicht!« Ihre Stimme wurde laut. »Du teilst mir mit, was du zu tun gedenkst, auch wenn es vielleicht nicht gut für unsere Familie ist!«

Ich atmete langsam aus und bemühte mich, ruhig zu bleiben. »Ich habe dir schon gesagt, dass Peters mich garantiert feuern wird, und andere Jobs gibt es hier in der Gegend nicht.«

»Hast du versucht, mit ihm zu reden?«

»Natürlich.«

»Behauptest du.«

»Glaubst du mir nicht?«

»Nur zum Teil.« Sie knallte ihre Serviette auf den Teller und stand auf.

»Du machst, was du willst, obwohl es nachteilig für uns und unser Kind ist.«

»Das hört sich an, als wäre mir unsere Familie egal.«

Doch da hatte sie schon das Zimmer verlassen.

In jener Nacht schlief ich im Gästezimmer. Und abgesehen davon, dass sie meine Fragen höflich und knapp beantwortete, sprach Vivian drei Tage lang nicht mit mir.

★

Zwar hatte Marge sich während meiner Kindheit gut um mich gekümmert, aber in der Pubertät gab es eine Phase, in der es sie nervte, auf mich aufpassen zu

müssen. Sie telefonierte endlos, was zur Folge hatte, dass ich viel fernsah. Einen Großteil dessen, was ich über Werbung weiß, nahm ich quasi per Osmose auf. Ich lernte es weder auf dem College noch von meinen erfahreneren Kollegen in der Agentur, weil dank Peters' Einfluss die Hälfte von ihnen ihre kreative Energie darauf verwandte, die Karriere der anderen Hälfte zu sabotieren. In meiner Unerfahrenheit als Neuling hörte ich daher damals den Kunden aufmerksam zu, wenn sie mir beschrieben, was sie sich vorstellten, wühlte in meinem Erinnerungsschatz und interpretierte alte Spots neu.

Ganz so einfach war es natürlich nicht.

Werbung umfasst viel mehr als nur Fernsehspots. Im Laufe der Jahre hatte ich griffige Slogans für Zeitungsanzeigen oder Reklametafeln erdacht, Radiowerbung geschrieben und Kampagnen in den sozialen Medien geschaffen. Ich hatte einem Team angehört, das an Suchmaschinenoptimierung und auf bestimmte Postleitzahlen, Einkommensgruppen oder Bildungsniveaus abzielenden Bannern arbeitete, und für einen Kunden hatte ich auch Werbung auf Lieferwagen entwickelt. Bei Peters wurden praktisch all diese Projekte hausintern von unterschiedlichen Abteilungen

abgewickelt, als Selbstständiger wäre ich künftig allerdings allein für alles verantwortlich. Zwar war ich nicht in allen Bereichen gleich bewandert, vor allem Technologie war meine schwache Seite, aber zum Glück kannte ich mittlerweile genug lokale Anbieter der nötigen Dienstleistungen, und die kontaktierte ich nun nach und nach.

Ich hatte Vivian nicht belogen, als ich sagte, dass ich mir keine Sorgen um die Akquise machte. Leider unterlief mir jedoch ein Fehler, der etwas paradox ist: Ich vergaß die Kampagne für meine eigene Firma. Ich hätte mehr Geld darauf verwenden sollen, eine hochwertige Website zu erstellen und professionelles

Werbematerial zu gestalten.

Stattdessen kümmerte ich mich im Mai um die Infrastruktur meiner neuen Agentur. Ich nahm mir hin und wieder einen Tag frei, um den Papierkram zu erledigen. Ich mietete in einem Gebäude ein Büro einschließlich einer Gemeinschaftssekretärin. Ich kaufte mir die nötige Ausstattung. Ich las Bücher über Existenzgründung, und alle betonten die Wichtigkeit von ausreichend Eigenkapital. Mitte Mai kündigte ich schließlich mit zweiwöchiger Frist. Das Einzige, was meine Freude etwas dämpfte, war, dass ich die Anfangskosten leicht unterschätzt hatte. So würden unsere Rücklagen nur

neun Monate statt einem Jahr reichen.

Am ersten Juni war es so weit, der offizielle Startschuss der Phoenix Agency. Ich schickte Briefe an Kunden, für die ich in der Vergangenheit gearbeitet hatte, erklärte, was ich für sie leisten konnte, versprach ihnen beträchtliche Kosteneinsparungen und bat um Rückmeldung. Und dann lehnte ich mich zurück und wartete darauf, dass das Telefon klingelte.

Kapitel 4

Der Sommer meiner Unzufriedenheit

In letzter Zeit bin ich zu dem Schluss gekommen, dass Kinder das Zeitgefühl durcheinanderbringen, Vergangenheit und Gegenwart wie in einem Mixer zusammenrühren. Immer wenn ich damals London ansah, schoben sich Erinnerungen in meinem Kopf nach vorn.

»Warum lachst du, Daddy?«, fragte London mich dann.

»Weil ich an dich denke«, gab ich zurück, und vor meinem geistigen Auge sah ich sie als

schlafenden Säugling auf meinem Arm oder ihr erstes Lächeln oder sogar das erste Mal, als sie sich umgedreht hatte. Damals war sie knapp über fünf Monate alt gewesen, und ich hatte sie auf dem Bauch schlafen gelegt, während Vivian beim Yoga war. Als London aufwachte, traute ich meinen Augen kaum, denn sie lag auf dem Rücken und strahlte mich an.

Dann wieder erinnerte ich mich daran, wie vorsichtig sie als Kleinkind krabbelte oder sich bei ihren ersten Stehversuchen am Tisch festhielt. Wie ich sie an den Händchen durch den Flur führte, als sie laufen lernte.

Vieles habe ich allerdings auch verpasst. Ihr erstes Wort zum Beispiel und den ersten ausgefallenen Milchzahn. Das erste Mal, dass

sie Babynahrung aus dem Gläschen aß. Dennoch änderte das nichts an meiner Aufregung, als ich diese Dinge schließlich selbst erlebte. Für mich passierten sie ja trotzdem zum ersten Mal.

Leider gibt es auch einiges, woran ich mich nicht erinnere. Nicht alles kann man auf einen einzelnen Moment reduzieren. Wann genau wurden ihre Schritte sicherer? Wie schaffte sie den Wechsel von einzelnen Worten zu kurzen Sätzen? Diese allmählichen Entwicklungen verschwimmen im Rückblick, und manchmal kommt es mir vor, als hätte ich mich nur kurz umgedreht, und schon hätte eine neue London vor mir gestanden.

Auch wann ihr Zimmer und ihr Spielzeug

sich veränderten, kann ich nicht mehr sagen. Wann verschwand die Tapetenbordüre mit den Entenküken? Wann wurden die Bauklötze und Stoffraupen in die Kiste gepackt, die jetzt in der Ecke steht? Wann erschien die erste Barbie, und wie dachte London sich in Barbies Fantasiewelt ein, eine Welt, in der die Puppe in der Küche nur eine bestimmte Farbe tragen durfte?

Hin und wieder sehne ich mich nach dem Säugling und dem Kleinkind, das sie früher war. Nun ist sie ein kleines Mädchen, das konkrete Ansichten über seine Haare hat und das sich von seiner Mutter die Nägel lackieren lässt. Heute wünsche ich mir, ich könnte die Uhr zurückdrehen, um Londons erste fünf Jahre intensiver zu erleben: Ich würde weniger

arbeiten, mehr Stunden mit ihr auf dem Boden spielen und mit ihr gemeinsam den Flug von Schmetterlingen bestaunen. Ich möchte, dass sie weiß, wie viel Freude sie in mein Leben gebracht hat, und dass ich mein Bestes gegeben habe. Sie soll verstehen, dass ich, auch wenn ich – anders als ihre Mutter – nicht immer bei ihr war, sie so sehr liebe, wie ein Vater seine Tochter nur lieben kann.

Warum habe ich dann manchmal das Gefühl, das wäre nicht genug?

★

Das Telefon klingelte nicht.

Nicht in der ersten Woche, nicht in der zweiten, nicht einmal in der dritten. Zwar hatte ich mich mit mehr als einem

Dutzend potenzieller Kunden getroffen und alle hatten vorher ihr Interesse bekundet, doch das Telefon blieb stumm. Schlimmer noch, gegen Ende des Monats wollte keiner von ihnen auf Anfrage noch einmal mit mir sprechen, und irgendwann baten mich ihre Sekretärinnen sogar, nicht mehr anzurufen.

Peters.

Dahinter konnte nur er stecken, und wieder dachte ich an Vivians Warnung. *Wenn er glaubt, dass du ihm seine Kunden abjagen willst, wird er alles tun, um dich aus dem Geschäft zu drängen.*

Anfang Juli war ich nicht nur deprimiert, sondern schon richtig

besorgt, und diese Situation verschlimmerte sich noch durch die jüngste Kreditkartenabrechnung. Vivian hatte mich mit meinem Versprechen, ihr Leben werde sich nicht ändern, offenbar beim Wort genommen, denn sie hatte wie verrückt »Besorgungen« gemacht. Und dass wir keine Putzhilfe mehr hatten, hatte sehr auffällige Folgen. Nach der Arbeit musste ich regelmäßig eine Stunde lang aufräumen, waschen, saugen und die Küche wischen. Ich hatte das Gefühl, dass Vivian es als eine Art Buße für mich betrachtete, den Haushalt zu übernehmen.

Seit ich mich selbstständig gemacht hatte, waren unsere Unterhaltungen

oberflächlich geblieben. Ich erzählte wenig von der Arbeit, sie erwähnte einmal beiläufig, dass sie die Fühler nach einer Teilzeitstelle ausgestreckt hatte. Wir sprachen über unsere Familien, Freunde, Nachbarn. Hauptsächlich allerdings über London, immer ein ungefährliches Thema. Wir ahnten beide, dass die kleinste Kränkung oder falsche Formulierung zum Streit führen konnte.

Der Unabhängigkeitstag fiel auf einen Samstag, und ich nahm mir vor, an diesem Tag einfach nur zu entspannen. Ich wollte die Sorgen über Geld oder fehlende Kunden vergessen und die leise Stimme in meinem Kopf zum Schweigen

bringen, die mir einflüsterte, ich sollte mir einen zweiten Job suchen oder mich noch einmal in anderen Städten bewerben. Kurz gesagt wollte ich dem Erwachsensein für einen Tag entfliehen und das Wochenende dann mit einem romantischen Abend mit Vivian beschließen, um wieder das Gefühl zu bekommen, dass sie an mich glaubte.

Aber Feiertag oder nicht, Samstagvormittag war Vivians Freizeit, und bald nach dem Aufwachen war sie schon unterwegs zum Yoga und danach ins Fitnessstudio. Ich bereitete das Frühstück für London zu, und anschließend gingen wir beide in den Park. Am Nachmittag besuchten wir zu

dritt ein Straßenfest in der Nachbarschaft. Für die Kinder gab es Spiele, und Vivian unterhielt sich mit anderen Müttern, während ich mit den Vätern ein paar Bierchen trank. Ich kannte diese Männer nicht gut, denn genau wie ich bis vor Kurzem arbeiteten sie viel. Daher schweiften meine Gedanken doch andauernd zu meinem drohenden finanziellen Fiasko ab.

★

Am Sonntag ging es mir nicht besser.

Wieder hoffte ich auf einen Tag, an dem ich die Seele baumeln lassen konnte, aber nach dem Frühstück teilte Vivian mir mit, sie habe *Besorgungen zu machen* und

werde den Großteil des Tages unterwegs sein. Ihr Tonfall, locker und gleichzeitig trotzig, ließ keinen Zweifel daran, dass ich von ihr aus gern einen Streit vom Zaun brechen konnte, wenn ich wollte.

Das wollte ich nicht. Vielmehr sah ich ihr nach, als sie zum Auto ging, und fragte mich dabei nicht nur, wie ich die Nerven behalten, sondern auch, wie ich London den ganzen Tag lang bespaßen sollte. In dem Moment fiel mir ein Slogan ein, den ich in meinem ersten Berufsjahr erfunden hatte.

Wenn Sie Probleme haben und jemanden an Ihrer Seite brauchen …

Vor Jahren hatte ich ihn in einem Werbespot für einen auf

Personenschäden spezialisierten Anwalt verwendet, und obwohl der Mann in ein Disziplinarverfahren mit der Anwaltskammer geriet und später seine Zulassung verlor, hatte der Spot zu einer Flut von Aufträgen weiterer Anwälte für unsere Agentur geführt. Für die meisten davon war ich zuständig gewesen, und Peters verdiente unendlich viel Geld daran. Ein paar Jahre später erschien ein Artikel im *Charlotte Observer*, in dem stand, die Peters Group sei *der Winkeladvokat der Werbewelt*, und einige unserer Banken- und Immobilienfirmenkunden fürchteten daraufhin um ihren Ruf. Widerstrebend zog Peters sich aus diesem Geschäftsfeld

zurück, obwohl es ihn schmerzte und er gelegentlich klagte, er sei von ebenjenen Banken erpresst worden.

Dennoch, ich hatte jetzt Probleme und brauchte jemanden *an meiner Seite*, sodass ich spontan beschloss, meine Eltern zu besuchen.

★

Ich kann mir meine Mutter nur schwer ohne Schürze vorstellen. Sie scheint überzeugt, dass Schürzen so unerlässlich für Frauenbekleidung sind wie BH und Slip, zumindest zu Hause. Als ich ein Kind war, trug sie eine, wenn Marge und ich zum Frühstück nach unten kamen, sie zog sofort nach der Arbeit eine an und

behielt sie auch bis lange nach dem Abendessen und Abspülen umgebunden. Wenn ich sie fragte, warum, sagte sie immer, die Taschen seien so praktisch oder ihr sei damit wärmer oder sie wolle noch einen Kaffee trinken und sich nicht bekleckern.

Meiner Ansicht nach war es nur eine Marotte, aber es erleichterte die Suche nach einem passenden Geschenk, und im Laufe der Jahre wuchs die Sammlung. Meine Mutter besaß Schürzen in jeder Farbe, jeder Länge und jedem Stil. Manche waren mit Weihnachtsmotiven, Sprüchen oder ihrem Namen bedruckt, andere hatten Marge und ich ihr als Kinder genäht, und einige waren sogar

mit Spitze versehen, auch wenn sie diese zu gewagt fand, um sie zu tragen. Es standen sieben Kartons mit säuberlich gefalteten Schürzen auf dem Dachboden, und zwei ganze Küchenschränke waren dafür reserviert. Für Marge und mich war es immer ein Mysterium geblieben, nach welchen Kriterien Mom morgens ihre Schürze aussuchte oder wie sie die jeweilige zwischen all den anderen fand.

Wenig hatte sich an dieser Angewohnheit geändert, seit sie in Rente gegangen war. Meine Mutter hatte nicht aus Freude gearbeitet, sondern weil wir das Geld brauchten, und danach war sie einem Gartenverein beigetreten, engagierte sich ehrenamtlich im

Seniorentreff und war ein aktives Mitglied der Red Hat Society. Wie Vivian und London hatte sie praktisch jeden Tag etwas vor, das ihr Freude machte, und mein Eindruck war, dass ihre Schürzen in den letzten Jahren ihre fröhlichere Einstellung widerspiegelten. Die einfarbigen waren nach unten verbannt worden, die oberen waren mit Blumen und Vögeln gemustert oder trugen Aufschriften wie *Rentnerin: jung im Herzen, aber älter an anderen Stellen.*

Als ich mit London im Schlepptau eintraf, trug sie eine rot-blau karierte – ohne Taschen, fiel mir auf –, und ihre Augen leuchteten beim Anblick meiner Tochter. Mom ähnelte immer mehr und

mehr dem Typ Großmutter, den Norman Rockwell vielleicht für das Titelbild der *Saturday Evening Post* geschaffen hätte. Sie hatte graue Haare, rosige Wangen und eine rundliche Figur, und selbstverständlich war London genauso entzückt, sie zu sehen.

Noch besser war, dass Liz und Marge ebenfalls gerade zu Besuch waren. Nachdem mich alle zur Begrüßung kurz umarmt und geküsst hatten, richtete sich ihre Aufmerksamkeit komplett auf meine Tochter, und ich wurde mehr oder weniger unsichtbar. Liz nahm London auf den Arm, und sofort redete die Kleine wie ein Wasserfall. Marge und Liz hingen an ihren Lippen, und sobald ich das Wort

Cupcakes vernahm, wusste ich, dass London mindestens die nächsten zwei Stunden beschäftigt wäre. Sie backte für ihr Leben gern, was seltsam war, da Vivian sich nicht dafür begeistern konnte, wegen des weißen Mehls und des Zuckers.

»Wie war euer Feiertag?«, fragte ich meine Mom. »Habt ihr euch das Feuerwerk angesehen?«

»Wir sind zu Hause geblieben«, sagte sie. »Das Gedränge und der Verkehr sind nichts mehr für uns. Und ihr?«

»Das Übliche. Straßenfest um die Ecke, und dann waren wir zum Feuerwerk im Stadion.«

»Wir auch«, sagte Liz. »Warum habt ihr

nicht angerufen? Dann hätten wir uns treffen können.«

»Daran hab ich gar nicht gedacht, entschuldigt.«

»Hat dir das Feuerwerk gefallen, London?«, fragte Marge.

»Es war voll schön. Aber auch ziemlich laut.«

»Das stimmt.«

»Können wir jetzt backen?«

»Aber klar, Spatz.«

Merkwürdigerweise folgte meine Mutter ihnen nicht in die Küche, sondern blieb in meiner Nähe. Dann strich sie sich die Schürze glatt. Das tat sie immer, wenn sie nervös war.

»Alles in Ordnung, Mom?«

»Du musst mit ihm reden. Er muss zum Arzt.«

»Warum? Was ist denn los?«

»Ich habe Angst, er könnte den Krebs haben.«

Meine Mutter sagte nie einfach nur »Krebs«. Es war immer »der Krebs«. Und sie hatte schreckliche Angst davor. Die Krankheit hatte ihr die Eltern und zwei ältere Geschwister genommen. Seitdem war *der Krebs* bei meiner Mutter zu einem häufigen Gesprächsthema geworden, einer ständig im Hintergrund lauernden Gefahr.

»Warum glaubst du das?«

»Weil der Krebs das Atmen schwer macht. Genau so war es bei meinem

Bruder.«

»Dein Bruder hat zwei Päckchen Zigaretten am Tag geraucht.«

»Aber dein Vater nicht. Und neulich war er ganz außer Atem.«

Jetzt erst bemerkte ich, dass ihre Wangen nicht annähernd so rosig wie sonst waren.

»Warum hast du mir das nicht erzählt? Was ist passiert?«

Sie holte tief Luft. »Am Donnerstag saß er nach der Arbeit auf der Terrasse. Ich habe gekocht, und obwohl es glühend heiß war, hatte sich dein Vater in den Kopf gesetzt, den Kübel mit dem Fächerahorn auf die andere Seite zu schleppen, damit er nicht so viel Sonne

abkriegt.«

»Ganz allein?« Das Ding konnte ich mit Sicherheit keinen Zentimeter bewegen. Es musste weit über hundert Kilo wiegen.

»Natürlich«, antwortete sie, als sei das eine dumme Frage. »Und danach war er ganz außer Atem. Er musste sich sogar hinsetzen.«

»Kein Wunder. Das würde jedem so gehen.«

»Nicht deinem Vater.«

Da hatte sie recht, musste ich zugeben. »Und was war dann?«

»Hab ich doch gerade erzählt.«

»Ich meine, wie lange hat es gedauert, bis er wieder normal war?«

»Weiß ich nicht. Ein paar Minuten vielleicht.«

»Musste er sich auch hinlegen oder so?«

»Nein. Er hat getan, als wäre überhaupt nichts. Hat sich sogar ein Bier geholt und das Baseballspiel angeschaltet.«

»Na ja, wenn es ihm wieder gut ging –«

»Er muss zum Arzt.«

»Du weißt, dass er Ärzte nicht mag.«

»Deshalb sollst *du* es ihm ja sagen. Auf mich hört er nicht mehr. Er ist störrisch wie ein alter Esel. Er war schon seit Jahren nicht mehr zur Untersuchung.«

»Wahrscheinlich hört er auf mich auch nicht. Hast du Marge mal gebeten, es ihm zu sagen?«

»Sie meint, du bist dran.«

Danke, Marge. »Also gut, ich rede mit ihm.«

Mom nickte, aber ihre abwesende Miene verriet mir, dass sie immer noch an *den Krebs* dachte.

»Wo ist Vivian? Kommt sie nicht?«

»Sie macht ein paar Besorgungen.«

»Aha.« Mom wusste, was das bedeutete. »Dein Dad müsste in der Garage sein.«

★

Zum Glück war es in der Garage kühler, sodass die Temperatur für einen Mann wie mich, der an ein klimatisiertes Büro gewöhnt war, erträglich schien. Mein Vater hingegen bemerkte vermutlich gar

nichts, und wenn doch, beklagte er sich nicht. Die Garage war sein Heiligtum, und wieder einmal bewunderte ich, wie aufgeräumt und gleichzeitig vollgestopft sie war. An den Wänden hing Werkzeug, überall stapelten sich Kartons mit Drähten und mir unbekanntem Krimskrams, und in den Schubladen der selbst gebauten Werkbank befanden sich sämtliche Größen von Nägeln, Schrauben und Haken. Motorenteile, Verlängerungskabel, Gartengerät: Alles hatte seinen Platz in Dads Welt. Ich denke immer, dass mein Vater sich in den Fünfzigern am wohlsten gefühlt hätte, oder sogar als einer der frühen Siedler.

Mein Dad war ein großer Mann mit breiten Schultern, muskulösen Armen und einem Meerjungfrauen-Tattoo auf dem Unterarm, einem Überbleibsel aus seiner Zeit bei der Marine. Als Kind kam er mir wie ein Riese vor. Obwohl er gelernter Klempner war und seit fast dreißig Jahren bei derselben Firma arbeitete, schien er einfach alles reparieren zu können. Undichte Fenster oder Dächer, Rasenmäher, Fernseher, Wärmepumpen – er wusste immer sofort, welches Teil er besorgen musste, um, was auch immer kaputt war, wieder zum Laufen zu bringen. Mit Autos kannte er sich perfekt aus, zumindest mit den älteren Modellen, die noch nicht

computergesteuert waren, und an den Wochenenden bastelte er immer an dem 1974er Ford Mustang herum, den er vor zwanzig Jahren restauriert hatte und mit dem er immer noch zur Arbeit fuhr. Im und am Haus hatte er alles Mögliche selbst gebaut: die Terrasse, den Schuppen, eine Kommode für meine Mutter und die Küchenschränke. Er trug immer Jeans und Arbeitsstiefel, unabhängig vom Wetter, und pflegte einen Sprachstil mit dem Schwerpunkt auf Verben, nicht Adjektiven. Es verstand sich von selbst, dass er wenig für Popkultur übrighatte und noch nie eine Minute Reality-TV gesehen hatte. Er erwartete sein Essen pünktlich um sechs,

danach sah er sich im Wohnzimmer ein Baseballspiel an. Am Wochenende arbeitete er im Garten oder eben in der Garage. Er war auch kein Mensch, der andere umarmte. Selbst mir schüttelte er nur die Hand, und ich spürte immer die Schwielen und die Kraft seines Griffs.

Als ich jetzt zu ihm kam, lag er halb unter dem Mustang, nur die Beine waren zu sehen. Mit meinem Vater in der Garage zu sprechen war oft, wie mit einer Schaufensterpuppe zu reden.

»Hallo, Dad.«

»Wer ist da?«

Inzwischen, mit Mitte sechzig, wurde er etwas schwerhörig.

»Ich bin's, Russ.«

»Russ? Was zum Henker machst du denn hier?«

»Ich bin mit London zu Besuch gekommen. Sie ist mit Mom, Marge und Liz drinnen.«

»Niedliches Kind«, sagte er. Ein überschwänglicheres Kompliment hörte man von meinem Vater nie, obwohl er London vergötterte. Nichts liebte er mehr, als sie auf seinem Schoß sitzen zu haben, während er sich im Fernsehen eine Sendung anschaute.

»Mom sagt, du warst neulich so außer Atem. Sie findet, du solltest mal zum Arzt gehen.«

»Deine Mutter macht sich zu viele Sorgen.«

»Wann warst du denn das letzte Mal beim Arzt?«

»Weiß ich nicht. Vor einem Jahr vielleicht? Er hat gesagt, ich bin kerngesund.«

»Mom behauptet, es ist schon länger her.«

»Kann schon sein.«

Er tastete sich durch eine Reihe von Schraubenziehern neben seiner Hüfte und verschwand dann noch tiefer unter dem Wagen. Also wechselte ich das Thema. »Was ist mit dem Auto?«

»Verliert ein bisschen Öl. Weiß noch nicht, warum. Vielleicht ist der Filter kaputt.«

»Du kennst dich immerhin aus.« Ich

hingegen hätte den Ölfilter noch nicht mal gefunden. Wir waren sehr verschieden, mein Dad und ich.

»Wie läuft es im Geschäft?«

»Nicht so gut«, gab ich zu.

»Dachte ich mir schon. Ganz schön hart, eine Firma zu gründen.«

»Hast du einen Rat?«

»Nein. Ich weiß immer noch nicht genau, was du eigentlich machst.«

»Darüber haben wir schon hundertmal gesprochen. Ich denke mir Werbekampagnen aus, Spots, Anzeigen und so.«

Endlich rollte er unter dem Auto hervor, Hände und Fingernägel ölverschmiert.

»Bist du das mit dieser Autowerbung? Wo so ein Kerl immer von den neuesten tollen Angeboten rumbrüllt?«

»Nein.« Auch diese Frage hatte ich schon beantwortet.

»Ich hasse diese Werbung. Zu laut. Ich stelle immer auf stumm.«

Das war einer der Gründe, warum ich Autohändlern stets ausreden wollte, ihre Stimme zu erheben. Die meisten Zuschauer stellten dabei auf stumm.

»Ich weiß. Hast du mir schon gesagt.«

Langsam erhob er sich. Meinen Dad beim Aufstehen zu beobachten, war wie einem Berg zuzusehen, der von tektonischen Platten in die Höhe geschoben wurde.

»Du sagst, London ist hier?«

»Sie ist im Haus.«

»Vivian auch?«

»Nein. Sie hat heute einiges zu erledigen.«

Er wischte sich die Hände ab. »Frauenkram?«

Ich musste grinsen. Für meinen Vater – ganz von der alten Schule – war *Frauenkram* so ungefähr alles, was meine Mutter derzeit tat, von kochen und putzen bis hin zu Coupons ausschneiden und Lebensmittel einkaufen.

»Genau. Frauenkram.«

Er nickte, und ich räusperte mich. »Hab ich dir schon erzählt, dass Vivian überlegt, wieder arbeiten zu gehen?«

»Hm.«

»Nicht, weil wir das Geld nötig hätten. Sie spricht schon länger davon. Weil London doch bald in die Schule kommt.«

»Hm.«

»Ich glaube, das wird ihr guttun. Was Leichtes, in Teilzeit. Sonst wird ihr langweilig.«

»Hm.«

Ich zögerte. »Was hältst du davon?«

»Wovon?«

»Dass Vivian wieder arbeitet. Und von meiner Agentur.«

Um Zeit zu gewinnen, kratzte er sich am Ohr. Dann sagte er: »Hast du dir schon mal überlegt, dass du vielleicht deinen Job nicht hättest kündigen sollen?«

★

Auch wenn er ein typischer Mann war, risikofreudig war mein Vater nicht. Für ihn wog ein fester Job mit regelmäßigem Einkommen die möglichen Vorteile einer Selbstständigkeit mehr als auf. Sieben Jahre zuvor hatte sein damaliger Chef ihm angeboten, die Firma zu kaufen, doch er hatte das Angebot ausgeschlagen. In der Folge übernahm ein jüngerer Kollege mit unternehmerischen Ambitionen den Betrieb.

Um ehrlich zu sein, ich hatte nicht damit gerechnet, dass er mir Tipps in Bezug auf meinen Job geben würde. Auch das lag meinem Vater nicht, aber das nahm ich ihm nicht übel. Sein Leben

war ganz anders verlaufen als meins. Statt wie ich aufs College zu gehen, hatte er nach der Highschool auf einem Zerstörer in Vietnam gedient. Er hatte mit neunzehn geheiratet und war mit zweiundzwanzig Vater geworden. Ein Jahr später waren seine Eltern bei einem Autounfall gestorben. Er arbeitete mit den Händen, und seine Weltsicht – schwarz und weiß, gut und schlecht – mochte zwar manchem zu simpel erscheinen, doch sie bot ihm die Orientierung dafür, wie ein richtiger Mann sein Leben zu führen hatte. Heiraten. Seine Frau lieben und mit Respekt behandeln. Kinder bekommen und ihnen den Wert harter Arbeit

beibringen. Fleißig sein. Sich nicht beklagen. Nicht vergessen, dass im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen, denen man im Leben begegnete, die Familie immer blieb. Reparieren, was repariert werden konnte, den Rest wegwerfen. Ein guter Nachbar sein. Seine Enkel lieben. Das Richtige tun.

Gute Regeln. Genauer gesagt, hervorragende Regeln, und sie hatten im Laufe seines Lebens größtenteils Bestand gehabt. Eine allerdings war auf der Strecke geblieben und von der Liste gestrichen worden. Mein Vater war als Baptist erzogen worden, und Marge und ich waren als Kinder mittwochsabends

und sonntags in den Gottesdienst gegangen. Jeden Sommer fuhren wir zur Bibelwoche, und meine Eltern hatten den Kirchgang nie infrage gestellt. Erst als Marge meinen Eltern mitteilte, dass sie lesbisch sei.

Ich kann mir nur ungefähr vorstellen, wie nervös Marge gewesen sein muss. Wir gehörten einer Kirche an, die Homosexualität für Sünde hielt, und damit gingen meine Eltern absolut konform. Letzten Endes sprach mein Vater mit dem Pfarrer. Dieser sagte zu ihm, dass Marge sich für die Sünde entscheide, wenn sie ihrer Natur folge, und sie sollten sie zum Beten bringen und Gott um Gnade bitten.

Mein Dad war vieles – streng manchmal, schroff, unverblümt –, aber er liebte seine Kinder. Er glaubte an seine Kinder, und als Marge ihm erklärte, sie habe es sich nicht ausgesucht, lesbisch zu werden, sondern sei so auf die Welt gekommen, nickte er knapp, sagte ihr, dass er sie liebe, und von dem Tag an ging unsere Familie nicht mehr zum Gottesdienst.

Es gibt viele Menschen auf der Welt, die meiner Ansicht nach eine Menge von meinem Vater lernen könnten.

★

»Du siehst scheiße aus«, sagte Marge zu mir. Wir hatten uns mit ein paar

Cupcakes auf die Terrasse zurückgezogen, während Mom, Liz und London eine weitere Portion backten. Mein Dad saß im Wohnzimmer vor einem Spiel der Atlanta Braves, zweifellos in der Hoffnung, dass London sich zu ihm setzen würde. Sie nannte ihn immer Papa, was ich niedlich fand.

»Charmant wie immer.«

»Ich bin nur ehrlich. Du bist bleich.«

»Ich bin müde.«

»Ach so«, sagte sie. »Nun, es ist ja nicht so, als ob ich dich kennen und merken würde, wann du lügst. Du bist gestresst.«

»Ein bisschen.«

»Läuft deine Agentur nicht?«

»Ich dachte eben, es wäre einfacher,

Kunden zu finden. Oder zumindest einen Kunden.«

»Die kommen schon noch. Du musst ein bisschen Geduld haben.« Als ich nicht reagierte, fuhr sie fort: »Wie geht Vivian damit um?«

»Wir reden eigentlich nicht viel darüber.«

»Warum nicht? Sie ist deine Frau.«

»Ich will sie nicht beunruhigen. Wenn es gute Neuigkeiten gibt, spreche ich mit ihr.«

»Und genau das ist falsch. Vivian sollte der Mensch sein, mit dem du über alles reden kannst.«

»Schon möglich.«

»Schon möglich? Ihr beide müsst echt an

eurer Kommunikation arbeiten. Geht zu einer Paarberatung oder so.«

»Vielleicht sollten wir einen Termin bei Liz machen. Also, in ihrer Eigenschaft als Therapeutin.«

»Das könntest du dir nicht leisten. Du verdienst gerade kein Geld.«

»Danke, da fühle ich mich gleich viel besser.«

»Soll ich dir lieber Zucker in den Allerwertesten blasen?«

»So reizvoll das klingt, aber lass mal.«

Sie lachte. »Es geht doch nur darum, dass ich das schon so oft erlebt habe.«

»Was genau?«

»Den Fehler, den Leute machen, wenn sie eine Firma gründen.« Sie biss in ihren

Cupcake. »Umsatztechnisch zu viel Optimismus, dafür nicht genug Pessimismus, was Geschäfts- oder Privatkosten betrifft. In deinem Fall, Kreditkarten.«

»Woher willst du das wissen?«

»Hallo? Vivian und ihre ›Besorgungen‹? Die Rechnung zur Monatsmitte? Das Gespräch führen wir ja nicht zum ersten Mal.«

»Sie war ein bisschen hoch«, räumte ich ein.

»Dann nimm einen Rat von deiner Schwester, der Wirtschaftsprüferin, an. Kündige die Karte. Oder richte zumindest ein Limit ein.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich ihr versprochen habe, ihr Leben würde sich nicht verändern, wenn ich mich selbstständig mache.«

»Warum um Himmels willen sagst du denn so was?«

»Weil sie nicht unter der Situation leiden soll.«

»Du weißt, wie verrückt das klingt, oder? Weniger shoppen hat nichts mit leiden zu tun. Und außerdem müsstet ihr eigentlich Partner sein, beide an einem Strang ziehen, besonders, wenn es mal nicht so gut läuft.«

»Wir ziehen am selben Strang. Und ich liebe sie.«

»Das weiß ich. Wenn überhaupt, liebst

du sie zu sehr.«

»Das geht gar nicht.«

»Tja … also, ich sage ja nur, dass sie nicht immer der einfachste Mensch ist.«

»Das liegt daran, dass sie eine Frau ist.«

»Muss ich dich erinnern, mit wem du sprichst?«

Ich zögerte. »Glaubst du, es war ein Fehler? Mich selbstständig zu machen?«

»Komm mir jetzt nicht mit Selbstzweifeln. Da du nicht endlos weit wegziehen wolltest, blieb dir nichts anderes übrig. Und außerdem habe ich so ein Gefühl, dass sich alles noch gut entwickeln wird.«

Genau das wollte ich hören. Und doch wünschte ich mir in dem Moment, dass

Vivian es gesagt hätte, nicht meine Schwester.

★

»Der Kurs läuft also gut?«, fragte ich Liz eine halbe Stunde später. Letztes Jahr hatte ich ihr zu Weihnachten bei einem Veranstalter namens Chef's Dream einen Kochkurs geschenkt, der ihr solchen Spaß gemacht hatte, dass sie ihn fortsetzte. Mittlerweile aß ich schon meinen zweiten Cupcake.

»Für die Dinger ist deine Mutter zuständig. Wir backen im Kurs nicht sonderlich viel. Im Moment lernen wir die französische Küche.«

»Schnecken und Froschschenkel?«

»Unter anderem.«

»Und das isst du?«

»Schmeckt besser als Cupcakes, ob du's glaubst oder nicht.«

»Hast du Marge schon überredet mitzukommen?«

»Nein, aber das macht nichts. Ich genieße es, auch mal was allein zu machen. Außerdem ist es ja nur ein Abend in der Woche.«

»Apropos Marge, ihrer Meinung nach bin ich ein Fußabtreter.«

»Sie macht sich nur Sorgen um dich«, sagte Liz. Mit ihren langen braunen Haaren, den mandelförmigen kaffeebraunen Augen und ihrer gelassenen Art war sie eher der Typ

Klassensprecherin als der Typ Cheerleader, was ich sehr attraktiv fand. »Sie weiß, dass du mächtig unter Druck stehst. Wie geht es denn Vivian so?«

»Ganz gut, aber sie spürt den Druck auch. Ich will ja nur, dass sie glücklich mit mir ist.«

»Hm.«

»Ist das alles?«

»Was soll ich sonst sagen?«

»Weiß ich nicht. Mich kritisieren? Mir einen Rat geben?«

»Warum das denn?«

»Weil du unter anderem gelernte Therapeutin bist.«

»Du bist nicht mein Patient. Aber selbst wenn, wäre ich nicht sicher, ob ich helfen

könnte.«

»Und warum nicht?«

»Weil es bei einer Therapie nicht darum geht, jemand anderen zu ändern. Sondern möglichst sich selbst.«

★

London und ich gingen Hand in Hand zum Auto.

»Sag Mommy bitte nicht, dass ich zwei Cupcakes gegessen habe, ja?«

»Warum?«

»Weil es nicht gut für mich ist und ich nicht will, dass sie traurig ist.«

»Okay«, sagte sie. »Versprochen.«

»Danke, Schätzchen.«

★

Mit einer Ladung Vanille-Cupcakes kehrten London und ich um sechs in ein leeres Haus zurück.

Als ich Vivian simste, wo sie sei, antwortete sie: *Habe noch ein paar Sachen zu erledigen, kann ein Weilchen dauern.* Es klang ärgerlich kryptisch, aber ehe ich noch einmal nachfragen konnte, zupfte London an meinem Ärmel und zog mich zu dem dreistöckigen Barbie-Traumhaus in Rosa, das sie in der Wohnzimmerecke aufgebaut hatte.

London liebte Barbie, vergötterte Barbie. Sie besaß sieben Stück, dazu zwei rosa Barbie-Cabrios und in einer Plastikwanne mehr Kleidung als ein gut

sortiertes Kaufhaus. Dass jede Puppe denselben Namen trug, schien überhaupt keine Rolle zu spielen. Noch mehr allerdings faszinierte mich, dass London es für zwingend erforderlich hielt, Barbie jedes Mal, wenn sie von einem Zimmer ins andere ging oder ihre Beschäftigung wechselte, umzuziehen. Das geschah ungefähr alle fünfunddreißig Sekunden, und selbstverständlich war das Einzige, was noch toller war, als Barbie umzuziehen, wenn Daddy das machte.

Die nächsten eineinhalb Stunden kamen mir vor wie vier Tage. London war es offenbar egal, ob ich mich langweilte, solange ich brav die Outfits wechselte. Und es schien sie auch nicht zu stören,

dass ich ihre Argumente für das jeweils gewünschte Kleidungsstück nicht immer nachvollziehen konnte. Irgendwann nach gefühlt drei Tagen griff ich nach einer grünen Hose, doch London schüttelte den Kopf.

»Nein, Daddy! Ich hab dir doch gesagt, sie braucht in der Küche eine gelbe Hose!«

»Warum?«

»Weil sie in der Küche ist.«

Aha.

Irgendwann hörte ich endlich Vivians SUV in der Auffahrt. Im Gegensatz zu meinem Prius schluckte er furchtbar viel Benzin, aber er war groß, sicher, und Vivian hatte sich strikt geweigert, jemals

einen Minivan zu fahren, obwohl er sparsamer wäre.

»Mom ist wieder da, Spatz.« Ich atmete erleichtert auf, als London zur Tür rannte. Ich hörte sie »Mommy!« rufen und räumte noch die Spielecke auf, bevor ich ihr folgte. Als ich aus der Tür trat, hatte Vivian London bereits auf dem Arm, und ich riss die Augen auf. Ihre Haare waren beträchtlich kürzer, sie hatten jetzt Schulterlänge und ähnelten der Frisur, die sie gehabt hatte, als wir uns kennenlernten.

Vivian lächelte mich im späten Sonnenlicht an. »Hallo, Schatz!«, rief sie. »Könntest du bitte ein paar von den Tüten tragen?«

Ich stieg die Stufen hinunter. London erzählte munter von ihrem Tag, und als ich bei den beiden ankam, setzte Vivian sie auf den Boden. Ihre Miene verriet, dass sie auf eine Reaktion wartete.

»Wow.« Ich gab ihr einen schnellen Kuss. »Das ruft Erinnerungen wach.«

»Gefällt's dir?«

»Du siehst toll aus. Aber wie hast du das an einem Sonntag geschafft? Welcher Friseur hat denn heute offen?«

»Es gibt in der Stadt einen Salon, der sonntags Termine anbietet. Ich hatte viel Gutes von einer Friseurin dort gehört und dachte, ich probiere sie mal aus.«

Keine Ahnung, warum sie das am Morgen nicht erwähnt hatte. Außerdem

hatte sie sich maniküren lassen, fiel mir auf.

»Ich finde es auch super, Mommy«, sagte London.

»Danke, Schätzchen.«

»Ich habe heute bei Nana Cupcakes gebacken.«

»Wirklich?«

»Und sie sind so gut, dass Daddy zwei gegessen hat.«

»Ach ja?«

Meine Tochter nickte, offenbar hatte sie ihr Versprechen völlig vergessen. »Und Papa vier!«

»Die müssen ja köstlich sein.« Vivian lächelte. Sie holte einige leichtere Tüten mit Lebensmitteln aus dem Wagen.

»Hilfst du mir tragen?«

»Okay«, sagte London. Während sie mit ihrer Last die Stufen hinaufkletterte, sah Vivian mich verschmitzt an, ihre gute Laune war unverkennbar.

»Zwei Cupcakes, echt?«

»Was soll ich sagen?« Ich zuckte die Achseln. »Sie waren wirklich gut.«

Sie holte vier Tüten aus dem Auto und gab sie mir. »Hört sich an, als hättet ihr euch gut amüsiert.«

»Ja, es war lustig.«

»Wie geht es deinen Eltern?«

»Ganz gut. Mom macht sich wieder Sorgen, dass Dad ›den‹ Krebs hat. Sie meinte, er sei neulich so außer Atem gewesen.«

»Hm.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es keinen Grund zur Sorge gibt. Auf mich wirkte er normal. Aber Mom hat recht, er muss sich mal untersuchen lassen.«

»Sag Bescheid, wenn ihr die zehn Pferde zusammentreibt, die ihr braucht, um ihn zum Arzt zu schleppen. Dann mache ich ein Foto.« Sie zwinkerte mir kurz zu, ihre Art zu flirten. »Würdest du bitte den Rest reintragen?«, bat sie. »Ich gehe schon mal zu London.«

»Klar.«

Sie küsste mich, und ich spürte ihre Zunge über meine Lippen streichen. Eindeutiges Flirten. »Auf dem Rücksitz stehen auch noch welche.«

»Kein Problem.«

Ich griff nach den Einkaufstüten und warf dabei einen Blick auf den Rücksitz.

Da standen nicht etwa Lebensmitteltüten, vielmehr stapelten sich dort Tüten von diversen Luxuskaufhäusern, und mein Magen schlug einen Purzelbaum. Kein Wunder, dass meine Frau so gute Laune hatte.

Ich gab mir Mühe, das ungute Gefühl zu ignorieren. Noch zwei Mal musste ich zum Auto gehen, bis ich alles ins Haus gebracht hatte. Die Kaufhaustüten stellte ich auf den Esstisch, und als ich gerade die Lebensmittel verstaut hatte, spazierte Vivian in die Küche. Sie holte zwei Gläser aus dem Schrank und eine Flasche

Wein aus dem Kühlschrank.

»Ich gehe mal davon aus, dass du noch dringender einen Schluck brauchst als ich«, sagte sie, während sie eingoss. »London hat mir erzählt, dass du mit ihr Barbie gespielt hast.«

»*Sie* hat gespielt. Ich war für die Garderobe zuständig.«

»Du Armer. Ich war gestern dran.« Sie reichte mir ein Glas und nippte an ihrem eigenen. »Wie geht es Marge und Liz?«

Obwohl sich ihr Tonfall nur schwach verändert hatte, hörte ich mangelndes Interesse heraus. Marges Gefühle gegenüber Vivian beruhten auf Gegenseitigkeit, was ein Grund dafür war, dass Vivian sich mit Liz etwas

besser verstand.

»Gut. London ist wirklich gern mit ihnen zusammen.«

»Das weiß ich.«

Ich deutete mit dem Kopf zum Esszimmer. »Du warst shoppen?«

»London braucht Sommersachen.«

Genau wie meine Frau verließ auch London das Haus immer, als sei sie einem Katalog entstiegen. »Ich dachte, du hättest ihr schon welche gekauft.«

Sie seufzte. »Bitte, lass es.«

»Lass was?«

»Stänkern, weil ich einkaufen war. Ich kann es nicht mehr hören.«

»Ich hab gar nicht gestänkert.«

»Soll das ein Witz sein?« Sie klang leicht

frustriert. »Das tust du ständig, selbst wenn die Sachen reduziert waren. Und außerdem brauchte ich neue Kleidung für mein Vorstellungsgespräch nächste Woche.«

Eine Sekunde lang war ich nicht sicher, ob ich mich verhört hatte. »Du hast nächste Woche ein Vorstellungsgespräch?«

»Was glaubst du denn, warum ich den ganzen Tag wie verrückt durch die Gegend gerannt bin?« Sie schüttelte den Kopf, offenbar erstaunt, dass ich nicht von selbst darauf gekommen war. »Und dabei fällt mir ein – du kannst doch auf London aufpassen, oder? Dienstagnachmittag und

Mittwochvormittag? Jeweils ungefähr drei Stunden. Ich soll mich gleich mit mehreren leitenden Angestellten der Firma unterhalten.«

»Ähm, ja, ich denke schon.« Ich war immer noch dabei, das Wort »Vorstellungsgespräch« zu verdauen. »Wann hat sich das denn entschieden?«

»Ich habe es heute erfahren.«

»An einem Sonntag?«

»Glaub mir, ich war genauso überrascht. Am Freitag waren sie nicht mal im Büro. Ich war auf dem Weg zum Friseur, als sie mir Bescheid gegeben haben.«

»Warum hast du mich nicht angerufen?«

»Weil ich von da an nur durch die

Gegend gehetzt bin und es selbst kaum fassen konnte. Ist es nicht unglaublich? Wir sollten heute Abend feiern! Aber erst zeige ich dir mal, was ich gekauft habe, ja?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie voraus ins Esszimmer, zog zwei Kostüme aus den Tüten, eins grau, eins schwarz, und legte sie über die Stühle. »Wie findest du die?«

»Sehr schick.« Ich versuchte, nicht auf die Preisschilder zu schielen, was mir leider nicht gelang. Wieder vollführte mein Magen einen Salto. Dollarzeichen tanzten in meinem Kopf.

»Der Stoff ist traumhaft, und ich liebe den Schnitt«, sagte sie. »Und die habe ich

dazu gekauft.« Sie holte vier Blusen heraus und hielt sie erst vor das eine Kostüm, dann vor das andere. »Die Blusen passen zu beiden, ich hab mich bemüht, so viel Geld wie möglich zu sparen.«

Ich war mir nicht ganz sicher, was ich darauf erwidern sollte, deshalb sagte ich: »Ich bin immer noch ein bisschen verwirrt wegen dieses Vorstellungsgesprächs. Mein letzter Stand war, dass du die Fühler ausstreckst.«

»Ich hatte Glück.«

»Was heißt das?«

»Vor ein paar Wochen hab ich Rob angerufen und ihm erzählt, dass ich unter

Umständen wieder ins PR-Geschäft einsteigen will, und er hat versprochen, sich umzuhören. Danach habe ich meinen alten Chef aus New York angerufen. Erinnerst du dich an ihn?«

Mir war nicht ganz klar, warum sie das überhaupt fragte. Wir sahen den Kerl praktisch jeden Abend im Fernseher.

»Jedenfalls meinte er, er sieht mal, was er tun kann. Viel habe ich nicht erwartet, aber offenbar hat er mit seinem Manager gesprochen, und der Manager hat mich zurückgerufen. Und zufälligerweise kennt er jemanden, der jemanden kennt, und so wurde mein Name an die richtigen Leute weitergereicht, denn letzten Montag hat mich die

Personalchefin gebeten, einen Lebenslauf und drei Empfehlungsschreiben einzureichen.«

»Seit Montag läuft das schon? Und du hast kein Wort gesagt?«

»Ich hab ja nicht damit gerechnet, dass etwas draus wird.«

»Es hört sich aber so an, als hättest du schon eine Ahnung gehabt.«

»Ach, bitte. Als hätte ich das voraussehen können.« Sie legte die Blusen über einen anderen Stuhl. »Und überhaupt, es war problematisch, ein drittes Empfehlungsschreiben aufzutreiben. Ich wollte einen Prominenten hier aus der Gegend, war aber nicht sicher, ob er sich bereit erklärt.

Hat er dann zum Glück gemacht, und am Mittwoch konnte ich meine Unterlagen abgeben.«

»Und du sagtest, es geht um einen PR-Job?«

»Ich würde direkt für den Geschäftsführer arbeiten, weniger für die Firma. Er geht viel um Pressekonferenzen und Interviews. Viele seiner Bauprojekte liegen an der Küste, und die Umweltschützer laufen ständig Sturm. Außerdem hat er jetzt eine super Lobbygruppe und engagiert sich stärker in der Politik, deshalb will er dafür sorgen, dass er immer auf seinem Kurs bleibt.«

»Wer ist dieser Geschäftsführer?«

Sie schwieg kurz und strich über eines der Kostüme. »Bevor ich dir das sage, vergiss nicht, dass ich den Job noch nicht sicher habe. Und ich weiß auch nicht, ob ich ihn annehme, selbst wenn er mir angeboten wird.«

»Warum willst du es mir nicht sagen?«

»Weil ich nicht will, dass du dich aufregst.«

»Warum sollte ich?«

Wieder nestelte sie an den Kleidungsstücken herum. »Weil du ihn kennst. Besser gesagt, du hast an ein paar Kampagnen für seine Firma gearbeitet.«

Der Groschen fiel fast sofort. »Aber nicht Walter Spannerman, oder?«

Sie wirkte beinahe verlegen. »Doch.«

Ich erinnerte mich daran, wie schwer er mir das Leben gemacht hatte, und auch an sein Faible für schöne Frauen, weshalb mich sein Interesse an Vivian nicht im Geringsten überraschte. »Du weißt, dass er schrecklich ist, oder? Und seine Firma auch.«

»Deshalb möchte er ja eine eigene PR-Frau.«

»Und es würde dich nicht stören, für so jemanden zu arbeiten?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe ihn noch nicht kennengelernt. Ich hoffe nur, ich kann ihn beeindrucken.«

So wie du aussiehst, wird er auf jeden Fall beeindruckt sein, dachte ich. »Wie viele Stunden pro Woche wollen sie dich denn

haben?«

»Tja, das ist das Problem«, gab sie zurück. »Es ist eine Vollzeitstelle. Und wahrscheinlich sind auch Geschäftsreisen nötig.«

»Über Nacht?«

»Das meint man mit Geschäftsreisen normalerweise, oder?«

»Und was ist mit London?«

»Es ist noch gar nichts geklärt, okay? Bisher sind es ungelegte Eier. Können wir erst mal einfach ein bisschen feiern? Schaffst du das?«

»Natürlich«, sagte ich, aber im gleichen Moment dachte ich an Spannerman und seine Beziehung zu Peters und überlegte unwillkürlich, wen genau Vivian um

dieses letzte Empfehlungsschreiben gebeten hatte.

Aber so etwas würde sie doch nicht tun, oder?

Kapitel 5

Veränderungen

Als London vier war, stand ein kleines Fahrrad mit Stützrädern unter dem Weihnachtsbaum. Ich hatte ihr unbedingt eines schenken wollen, denn einige meiner liebsten Kindheitserinnerungen handeln davon, an heißen Sommertagen auf dem Fahrrad meine Freiheit zu genießen.

Vivian allerdings war nicht so begeistert. Zwar hatte sie selbst früher ein Fahrrad besessen, doch sie verband nicht die gleichen fröhlichen Assoziationen damit wie ich. Ich weiß noch, dass ich sie in den Wochen vor

Weihnachten immer wieder fragte, ob sie es schon besorgt habe, und sie immer wieder behauptete, keine Zeit gehabt zu haben. Schließlich schleppte ich sie mit in den Laden, kaufte es selbst und baute es zusammen, als Vivian bereits im Bett lag.

Ich konnte es kaum erwarten, bis London es ausprobierte, und sobald sie es am Weihnachtsmorgen entdeckte, rannte sie hin und stieg mit meiner Hilfe auf. Als ich sie jedoch durchs Wohnzimmer zu schieben begann, schlug Vivian vor, dass sie vorher noch ein paar andere Geschenke öffnen sollte. Wie immer war mein erster Gedanke, dass meine Tochter zu viel bekam: Kleidung und Spielzeug, Fingermalfarben, eine Schaufensterpuppe (zum An- und Ausziehen)

und ein Set zum Basteln von Perlenschmuck. Dazu gab es zahlloses Barbie-Zubehör. Ich brauchte eine Stunde, um die im Zimmer verstreuten Geschenkverpackungen aufzuräumen. Währenddessen spielte Vivian mit London und ihren neuen Sachen, und es war schon fast Mittag, als ich London dazu bewegen konnte, nach draußen zu gehen.

Vivian war uns gefolgt, aber mein Eindruck war, dass sie es für London mehr als Pflicht denn als neues Abenteuer betrachtete. Mit verschränkten Armen stand sie auf den Stufen, während ich London auf den Fahrradsitz half. Dann lief ich gebückt neben ihr her und hielt den Lenker fest. Nach einer Viertelstunde die Straße auf und ab erklärte sie, sie wolle aufhören. Ihre Wangen waren

rosig, und ich versicherte ihr, dass sie es ganz toll gemacht habe. Ich ging fest davon aus, dass wir noch zwei- oder dreimal fahren würden, bevor es dunkel wurde.

Doch den Rest des Tages spielte London mit ihren Barbies und probierte vor einer strahlenden Vivian ihre neuen Sachen an. Später malte sie und fädelte zwei Armbänder auf. Ich war dennoch guter Dinge, denn ich hatte eine Woche frei und übte jeden Tag mindestens ein Mal mit London Fahrradfahren. Sie wurde immer sicherer und kicherte, wenn ich so tat, als könnte ich nicht mit ihr mithalten. Sie berichtete Vivian aufgeregt davon, und ich war sicher, dass es London so ginge wie mir als Kind und sie ab jetzt jeden Tag fahren wollte.

So war es aber nicht. Wenn ich nach Hause kam, war es meistens schon dunkel und London im Schlafanzug, und auf meine Nachfrage hieß es immer, sie sei nicht gefahren. Jedes Mal hatte Vivian einen Grund dafür parat – es habe geregnet oder sie habe Besorgungen machen müssen oder London habe sich vielleicht erkältet oder sogar, sie habe keine Lust gehabt. So sah ich abends, wenn ich den Wagen in der Garage parkte, das kleine Fahrrad in der Ecke verstauben. Und immer spürte ich dabei einen leichten Stich im Herzen. Offenbar kannte ich meine Tochter nicht so gut, wie ich dachte, oder vielleicht hatten sie und ich einfach nicht dieselben Vorlieben. Und obwohl ich es nicht gern zugebe, überlegte ich manchmal, ob

Vivian vielleicht schlichtweg deshalb nicht wollte, dass London Fahrrad fuhr, weil ich es wollte.

★

Im Jahr 2015 dachte ich, dass meine Kündigung das wichtigste Ereignis des Jahres für meine Frau und mich wäre. Damit lag ich natürlich falsch, denn mein Schritt in die Selbstständigkeit war nur der erste von vielen Dominosteinen, die nach und nach kippten.

In der Woche nach dem Sonntag bei meinen Eltern kam Domino Nummer zwei.

Da Vivian sich am Montag auf ihr Vorstellungsgespräch vorbereiten wollte,

verließ ich das Büro schon mittags. Ich räumte das Haus auf und belud die Waschmaschine, während ich gleichzeitig London bei Laune zu halten versuchte. Am Dienstagnachmittag, während Vivian sich vorstellte, ging ich mit London bei Chuck E. Cheese essen, einem Lokal, in das Vivian niemals einen Fuß setzte. Danach probierten wir noch unser Glück an ein paar der Automaten dort, in der Hoffnung, einen rosa Teddy zu angeln. Es gelang uns nicht, und meiner Rechnung nach hätte ich ihr für das Geld, das wir einwarfen, drei Teddys kaufen können.

Am Mittwoch entschied ich mich für unsere übliche

Samstagvormittagsbeschäftigung, den Park, konnte aber meine wachsende Beunruhigung in Bezug auf meine Arbeit nicht mehr ignorieren. Andauernd malte ich mir aus, dass potenzielle Kunden mich zu erreichten versuchten oder, schlimmer noch, vor einem geschlossenen Büro standen. Wenn ich allerdings die Sekretärin anrief, teilte sie mir stets mit, es gebe keine Nachrichten für mich.

Da meine ursprüngliche Kundenliste zu nichts geführt hatte, probierte ich es mit Kaltakquise. Mittwochnachmittag und den gesamten Donnerstag rief ich mehr als zweihundert Geschäftsleute an. Immer wieder hörte ich die Worte »kein

Interesse«, gab trotzdem nicht auf und schaffte es schließlich, für die kommende Woche fünf Termine zu vereinbaren. Es waren nicht die Art von Firmen, die Peters normalerweise ansprach – ein familiengeführtes Restaurant, ein Sandwich-Imbiss, zwei Chiropraktiker und ein Wellness-Salon –, und der Umsatz wäre dementsprechend klein, aber besser als nichts.

Vivian erzählte wenig von ihren Gesprächen. Sie wolle es nicht beschreien, erklärte sie, wirkte aber zuversichtlich, und als ich ihr von meinen Terminen berichtete, war sie in Gedanken eindeutig woanders. Rückblickend hätte ich das als Zeichen

verstehen sollen.

Am Freitagmorgen war ich gerade in die Küche gekommen, als Vivians Handy klingelte. London saß bereits am Tisch und frühstückte. Vivian las die Nummer auf dem Display und spazierte auf die Terrasse, bevor sie abhob. Ich dachte, es wäre ihre Mutter, der einzige Mensch, der sie so früh anrief.

»Hallo, Schätzchen«, begrüßte ich London.

»Hallo, Daddy. Ist null eine Zahl?«

»Ja. Warum?«

»Also, ich bin doch fünf, oder? Und davor war ich vier.«

»Genau.«

»Was war ich, bevor ich eins war?«

»Davor haben wir in Monaten gerechnet. Zum Beispiel, dass du drei Monate alt warst oder sechs. Und wieder davor wurde dein Alter in Wochen gemessen. Ganz am Anfang sogar in Tagen.«

»Und dann war ich null, stimmt's?«

»Kann man so sagen. Warum fragst du das alles?«

»Weil ich im Oktober sechs werde. Aber eigentlich sieben.«

»Nein, du wirst sechs, Mäuschen.«

Sie hielt die Hände hoch und zählte ab. »Null, eins, zwei drei, vier, fünf, sechs.«

Sie streckte die fünf Finger der einen Hand und zwei der anderen aus. Insgesamt sieben.

»So geht das nicht«, meinte ich.

»Aber du hast gesagt, ich war null, und null ist eine Zahl. Also sieben Zahlen. Deshalb werde ich sieben.«

Das war mir zu komplex vor meinem ersten Kaffee. »Wann hast du dir das ausgedacht?«

Statt einer Antwort zuckte sie nur die Achseln, und wieder dachte ich, wie sehr sie ihrer Mutter ähnelte. In dem Augenblick kam Vivian zurück, das Gesicht leicht gerötet.

»Alles klar?«, fragte ich.

Erst war ich nicht sicher, ob sie mich gehört hatte. »Ja«, gab sie schließlich zurück. »Alles gut.«

»Ist bei deiner Mutter alles in

Ordnung?«

»Ich glaube schon. Ich hab seit über einer Woche nicht mit ihr gesprochen. Warum fragst du?«

»Hast du nicht gerade mit ihr telefoniert?«

»Nein.«

»Und wer war das dann?«, fragte ich.

»Rachel Johnson.«

»Wer?«

»Sie ist die Personalchefin bei Spannerman. Ich hatte am Mittwoch ein Gespräch mit ihr.«

Mehr sagte sie nicht. Ich wartete. Schweigen.

»Und warum hat sie angerufen?«, hakte ich schließlich nach.

»Sie bieten mir die Stelle an. Ich soll am Montag anfangen. Einarbeitung.«

Ich wusste nicht genau, ob Glückwünsche angebracht waren, äußerte sie aber trotzdem, und in dem Moment hatte ich noch keine Ahnung, dass gerade meine ganze Welt auf den Kopf gestellt wurde.

★

Das Arbeiten fühlte sich an jenem Tag nicht … *normal* an, und das hieß einiges, da nichts normal gewesen war, seit ich mich selbstständig gemacht hatte. Ich stellte schon einmal PowerPoint-Präsentationen für meine Termine zusammen, mit Beispielen meiner

bisherigen Kampagnen, einer Prognose über die zu erwartende Gewinnsteigerung und einem Überblick über die Arbeit, die ich leisten konnte. Spezifische Vorschläge sollten bei Interesse eines Kunden dann in einem zweiten Gespräch folgen.

Obwohl ich gut vorankam, schweiften meine Gedanken immer wieder zu dem ab, was ich am Morgen erfahren hatte.

Meine Frau fing am Montag an zu arbeiten, für Spannerman.

Großer Gott.

Spannerman.

Dennoch, es war Freitag, und ich freute mich auf den romantischen Abend mit Vivian. Als ich allerdings die Tür

aufschloss, hatte ich das Gefühl, ins falsche Haus spaziert zu sein. Wohnzimmer, Esszimmer und Küche waren in einem furchtbaren Zustand, und London saß vor dem Fernseher, was ich um diese Uhrzeit noch nie erlebt hatte. Von Vivian war nichts zu sehen, und sie antwortete auch nicht, als ich nach ihr rief. Schließlich fand ich sie vor dem Computer, wo sie über Spannerman recherchierte, und zum ersten Mal in unserer Ehe wirkte sie leicht derangiert. Sie trug Jeans und T-Shirt, und ihre Haare sahen aus, als hätte sie sich den ganzen Tag Strähnen um die Finger gewickelt. Neben ihr lag ein dicker Ordner mit Ausdrucken, und als sie sich

zu mir umdrehte, erkannte ich, dass die heutige Romantik nicht nur vom Tisch war, sondern sie den ganzen Tag keinen Gedanken daran verschwendet hatte.

Ich verbarg meine Enttäuschung, und nach ein wenig Small Talk schlug ich vor, einfach etwas beim Chinesen zu bestellen. Wir aßen alle drei zusammen, aber Vivian blieb zerstreut und setzte sich im Anschluss sofort wieder an den Schreibtisch. Während sie klickte und ausdruckte, räumte ich auf und begann mit London das Abendprogramm. Ich ließ ihr die Wanne ein – waschen konnte sie sich mittlerweile schon selbst –, kämmte ihr die Haare und legte mich mit einer Auswahl an Büchern zu ihr ins Bett.

Ebenfalls zum ersten Mal gab Vivian ihrer Tochter nur einen Gutenachtkuss, ohne ihr eine Geschichte vorzulesen, und erklärte mir, sie müsse noch ein paar Stunden arbeiten. Ich sah eine Weile fern und ging dann allein ins Bett. Am nächsten Morgen betrachtete ich Vivian lange und fragte mich, wie spät sie wohl schlafen gegangen war.

Bald nach dem Aufwachen war sie wieder sie selbst, aber es war ja auch Samstag. Pünktlich verließ sie das Haus zu ihrem üblichen Vormittagsprogramm, und zum fünften Mal in sieben Tagen war ich Hausmann, wenn auch nur in Teilzeit. Vivian hatte mich gebeten, mich den ganzen Tag um London zu

kümmern, denn sie sei mit ihrer Recherche noch nicht fertig und müsse außerdem noch ein paar Dinge für die Arbeit besorgen.

»Kein Problem«, hatte ich gesagt, und darum landeten London und ich wieder bei meinen Eltern. Marge und Liz waren über das Wochenende nach Asheville gefahren, sodass London meine Mutter den Großteil des Tages für sich allein hatte. Dennoch fand sie Zeit, sich kurz zu mir zu gesellen und mir mitzuteilen, dass Marge meinen Dad am Montag zum Arzt bringe, da ich ihn ja nicht dazu bewegt habe.

»Schön zu wissen, dass wenigstens eins unserer Kinder sich wirklich Gedanken

um seinen Vater macht.«

Danke, Mom.

Mein Vater war wie üblich in der Garage. Als ich hereinkam, lugte er um die Motorhaube.

»Ach, du bist es«, sagte er.

»Ich bin mit London da.«

»Vivian wieder nicht dabei?«

»Sie muss ein paar Sachen erledigen. Sie hat einen Job, am Montag geht es los.«

»Aha«, sagte er.

»Ist das alles?«

Er zog ein Taschentuch aus der Gesäßtasche und wischte sich die Hände ab. »Ist wahrscheinlich gut so«, meinte er schließlich. »Irgendjemand muss ja bei euch Geld verdienen.«

Danke, Dad.

Nach einer Weile ging ich zurück ins Haus, und da London fröhlich mit Nana backte, setzte ich mich auf die Couch im Wohnzimmer und sah mir im Fernsehen Golf an. Ich bin kein Golfer und interessiere mich normalerweise auch nicht dafür, jetzt aber starrte ich auf die Logos auf Taschen und Shirts und berechnete im Geiste, wie viel Geld wohl an die Werbefirmen geflossen war.

Das Ganze deprimierte mich.

Zweimal simste ich Vivian und hinterließ auch eine Nachricht auf ihrer Mailbox. Keine Reaktion. Auch zu Hause hob niemand ab. Offenbar war sie noch unterwegs, also fuhr ich auf dem

Rückweg im Supermarkt vorbei, was ich relativ selten machte. Meistens kaufte ich nur ein, wenn uns etwas ausgegangen war oder ich Lust auf etwas Bestimmtes zum Abendessen hatte. Jetzt besorgte ich für London eine Packung Nudeln mit Käsesoße, dazu Truthahnbrustschreiben und Birnen, was nur mäßig gesund, aber ihr Lieblingsessen war. Für Vivian und mich suchte ich ein Rumpsteak und ein Thunfischfilet aus, dazu Salat, Maiskolben und eine Flasche Chardonnay.

Zwar hoffte ich, unseren romantischen Abend nachholen zu können, gleichzeitig wollte ich einfach nur Zeit mit Vivian verbringen. Ich wollte ihr zuhören und

sie im Arm halten und über unsere Zukunft sprechen. Es war klar, dass unser Leben sich gerade veränderte und sicher auch Probleme auf uns zukamen, und ich wollte ihr versprechen, dass wir sie als Paar meistern würden. Wenn Vivian durch die Arbeit zufriedener und ausgelasteter war, wäre das auch positiv für unser Zuhause. Und wenn wir die Kindererziehung gerechter unter uns aufteilten, wäre das vielleicht einer engeren Beziehung zwischen uns förderlich. Abends könnten wir uns über unseren Tag unterhalten, in unseren Erfolgen schwelgen und einander unterstützen, und das zusätzliche Geld würde ebenfalls einiges erleichtern. Mit

anderen Worten, alles würde sich für Vivian und mich verbessern, und der heutige Abend war der erste Schritt dorthin.

Warum war ich dann so unruhig?

★

Vielleicht lag es daran, dass Vivian sich nicht meldete und auch nicht zu Hause war, als London und ich zurückkehrten.

Allmählich machte ich mir Sorgen, simste aber nicht mehr und rief auch nicht an, weil ich wusste, dass ich meine Verärgerung nicht verbergen könnte, wodurch der Abend sicherlich im Eimer gewesen wäre, bevor er anfing. Also marinierte ich das Steak und würfelte

Gurken und Tomaten für den Salat. London freute sich, helfen zu dürfen, und zupfte sorgsam die Hüllen von den Maiskolben ab. Wenn sie mit einem fertig war, musste ich ihn inspizieren, dann legte sie ihn fort und nahm den nächsten. Ich kochte ihre Nudeln, schälte und schnitt eine Birne, legte Truthahnscheiben auf den Teller und setzte mich zu ihr, während sie aß. Da ich von Vivian immer noch nichts gehört hatte, legte ich London eine DVD ein, und wir saßen nebeneinander auf dem Sofa, bis ich endlich den SUV in der Auffahrt hörte.

Sofort rannte London nach draußen, und meine Frau hob sie hoch und küsste

sie. Mich küsste sie ebenfalls und bat mich, die Tüten hereinzutragen. In der Annahme, es seien Lebensmittel, öffnete ich den Kofferraum und entdeckte einen Berg von Tüten von Neiman Marcus und ein halbes Dutzend Schuhschachteln mit italienischen Namen.

Kein Wunder, dass sie nicht zurückgerufen hatte. Vivian war beschäftigt gewesen.

Wie schon in der Woche zuvor musste ich mehrfach gehen, um alle Einkäufe ins Haus zu schaffen, und als ich schließlich fertig war, saß Vivian neben London auf dem Sofa.

Vivian lächelte mich an und bedeutete mir stumm, sie wolle noch ein paar

Minuten bei London bleiben. Ich nickte und ermahnte mich innerlich erneut, mir keine Gereiztheit anmerken zu lassen. In der Küche goss ich zwei Gläser Wein ein, brachte Vivian eines und ging dann auf die Terrasse, um den Grill anzuschalten. Während er aufheizte, schlenderte ich mit meinem Wein ins Esszimmer und betrachtete die sich auf dem Tisch stapelnden Dinge. Nach einer Weile küsste Vivian London auf den Kopf und stand auf. Sie winkte mich zu sich und küsste auch mich schnell.

»London hat erzählt, dass ihr es heute schön hattet.«

»Das freut mich«, sagte ich. »Und du hattest wohl auch einen vollen Tag.«

»Ja. Nachdem ich mit meiner Recherche fertig war, bin ich von einem Geschäft ins andere gerast. Am Ende wollte ich nur noch nach Hause und die Füße hochlegen.«

»Hast du Hunger? Ich habe frischen Thunfisch gekauft, der Grill ist schon heiß.«

»Ach je …«

»Was denn?«

»Ich habe schon gegessen.« Vivian musste meine Miene bemerkt haben, denn ihr Tonfall wurde abwehrend. »Das konnte ich ja nicht wissen. Ich hatte weder gefrühstückt noch zu Mittag etwas gehabt und hatte solchen Hunger, dass mir die Hände gezittert haben. Deshalb

bin ich auf dem Weg aus dem Einkaufszentrum kurz in ein Café gegangen. Du hättest mir Bescheid geben sollen, dann hätte ich mir nur was Kleines bestellt.«

»Ich habe angerufen und gesimst, aber du hast nicht reagiert.«

»Mein Handy war in der Tasche, ich hab es nicht gehört. Deine SMS hab ich erst auf dem Heimweg gesehen.«

»Du hättest mich anrufen können.«

»Ich hab dir doch gerade erzählt, wie hektisch der ganze Tag war.«

»So schlimm, dass du nicht mal einen Blick aufs Handy werfen konntest?«

»Bei dir klingt das, als hätte ich dir absichtlich den Abend verdorben.« Sie

seufzte. »Du kannst ja trotzdem grillen. London hat sicher Hunger.«

»Sie hat schon gegessen.« Was ich eigentlich von meiner Frau hören wollte, war, dass sie sich genauso darauf gefreut hatte, mit mir zusammen zu sein und zu reden, wie ich mich auf sie.

»Ach so. Willst du sehen, was ich gekauft habe?«

»Ja, okay«, sagte ich.

»Würdest du mir bitte vorher noch ein halbes Glas Wein holen? Ich will die Sachen erst sortieren, bevor ich sie dir zeige.«

Etwas verwirrt lief ich in die Küche. Sie hatte doch davon ausgehen müssen, dass es etwas zum Abendessen gab, warum

also war sie in ein Café gegangen? Und warum hatte sie nicht auf ihr Handy gesehen? Wieso hatte meine Frau nicht das Bedürfnis gehabt, sich bei ihrer Familie zu melden? Mit dem gefüllten Weinglas kehrte ich ins Wohnzimmer zurück und wollte eigentlich noch mehr Fragen stellen. Mittlerweile hatte Vivian aber diverse Outfits auf dem Tisch ausgebreitet und über Stuhllehnen drapiert.

»Danke, Schatz.« Sie gab mir noch einen Kuss, griff nach dem Glas und stellte es ab, ohne einen Schluck zu trinken. »Ein dunkelblaues Kostüm hab ich auch noch gekauft. Es ist super, war aber an der Hüfte zu weit, deshalb lasse ich es

ändern.« Dann zeigte sie mir ein Kleidungsstück nach dem anderen. Dabei erhaschte ich einen Blick auf eine der Quittungen, und mein Herz geriet kurz ins Stocken. Die Summe allein dieser Rechnung betrug mehr als die Hälfte der monatlichen Kreditrate für das Haus.

»Alles okay?«, fragte sie, als sie fertig war. »Du wirkst so komisch.«

»Ich frage mich immer noch, warum du nicht angerufen hast.«

»Hab ich doch gesagt. Ich hatte keine Zeit.«

»Ja, aber –«

»Aber was?«, fragte sie mit blitzenden Augen. »Du hast ja auch nicht ständig angerufen oder gesimst, wenn du bei der

Arbeit warst.«

»Du warst aber shoppen.«

»Für die Arbeit.« Jetzt war ihr Ärger unüberhörbar. »Glaubst du, ich bin freiwillig die halbe Nacht wach geblieben und dann den ganzen Tag rumgerannt? Du hast mir ja keine Wahl gelassen! Ich *muss* arbeiten, weil *du* deinen Job gekündigt hast. Und tu nicht so, als hättest du die Quittung nicht gesehen. Vielleicht sollte ich dich mal daran erinnern, dass dein kleines Abenteuer deutlich mehr kostet, als ich heute ausgegeben habe.«

»Vivian …«

»Hör endlich auf, mich wie die Böse zu behandeln. Du bist auch nicht gerade

perfekt.«

»Das habe ich nie behauptet.«

»Dann mecker nicht an allem rum, was ich tue.«

»Ich meckere gar –«

Doch da war sie schon nicht mehr im Zimmer.

★

Die nächste halbe Stunde mieden wir einander. Beziehungsweise sie mied *mich*. Sie konnte das schon immer besser als ich. Ich hoffte, dass ihre Stimmung vielleicht doch noch besser wurde, und grübelte, warum wir offenbar nichts mehr besprechen konnten, ohne gleich zu streiten.

Ich grillte das Steak und den Thunfisch – womöglich würde Vivian ja doch davon probieren – und deckte den Tisch auf der Terrasse. Dann rief ich sie, und sie tauchte zu meiner Überraschung mit London im Schlepptau auf.

Ich legte den beiden kleine Portionen auf den Teller, und obwohl Vivian und auch London ein paar Bissen aßen, schwieg meine Frau mich weiter an. Wenigstens schien London nichts zu bemerken, denn sie und ihre Mutter plauderten, als wäre ich gar nicht dabei.

Am Ende des Abendessens war ich genauso wütend auf Vivian wie sie auf mich. Also setzte ich mich an den Computer, um ein bisschen an meinen

Präsentationen zu arbeiten, was sich als zwecklos erwies, da ich andauernd an unseren Streit dachte.

Ich konnte das nagende Gefühl, gescheitert zu sein, nicht abschütteln. Irgendwie hatte ich es wieder vermasselt, wenn ich auch nicht wusste, warum genau. Mittlerweile hatte Vivian London ins Bett gebracht, und ich hörte sie die Treppe herunterkommen.

»Sie möchte noch eine Geschichte hören«, sagte sie. »Aber keine lange, sie gähnt schon.«

»Ist gut.« In ihrer Miene glaubte ich die gleiche Zerknirschtheit zu entdecken, die ich empfand. »Hey …« Ich griff nach ihrer Hand. »Tut mir leid wegen vorhin.«

Sie zuckte die Achseln. »Die Woche war für uns beide stressig.«

Ich las London vor und gab ihr einen Gutenachtkuss. Als ich wieder ins Wohnzimmer kam, trug Vivian bereits ihren Pyjama, eine Zeitschrift aufgeklappt auf dem Schoß, im Fernsehen eine Reality-Show.

»Hallo«, sagte sie, sobald ich neben ihr saß. Doch sie wirkte stärker an ihrer Zeitschrift interessiert als an mir. »Ich musste mir was Bequemes anziehen. Ich bin total fertig. Weiß nicht, wie lange ich noch aufbleiben kann.«

Ich verstand, was sie nicht explizit in Worte fasste: Dass wir beide später miteinander schlafen würden, war

ausgeschlossen.

»Ich bin auch müde.«

»Ich kann nicht fassen, dass sie nächsten Monat schon in die Schule kommt.«

»Warum fangen sie eigentlich so früh an?«, nahm ich den Gesprächsfaden auf. »Ging es bei uns nicht immer Anfang September los, nach Labor Day? Ich meine, warum am fünfundzwanzigsten August?«

»Keine Ahnung. Sonst kommen sie vielleicht nicht auf die nötigen Unterrichtstage.«

Ich griff nach der Fernbedienung. »Würde es dir was ausmachen, wenn ich etwas anderes suche?«

Plötzlich schnellte ihr Blick zum

Fernseher. »Ich sehe mir das an. Einfach nur was Stumpfsinniges zum Abschalten.«

Ich legte die Fernbedienung wieder fort. Eine Weile lang schwiegen wir. Schließlich sagte ich: »Was möchtest du morgen machen?«

»Weiß ich noch nicht. Ich muss auf jeden Fall das Kostüm in der Änderungsschneiderei abholen, aber das war's eigentlich schon. Warum? Woran dachtest du?«

»Ach, was du gern möchtest. Du hattest diese Woche so viel zu tun, wir hatten kaum Zeit füreinander.«

»Ich weiß. Es war völlig verrückt.«

Möglicherweise bildete ich mir das nur

ein, aber es klang, als störte sie der neue Tagesablauf weniger als mich. »Und wegen heute Abend …«

Sie schüttelte den Kopf. »Lass uns nicht darüber sprechen, Russ. Ich möchte mich gern entspannen.«

»Ich wollte ja nur sagen, dass ich mir langsam Sorgen gemacht hatte, weil ich nichts von dir gehört habe.«

Sie ließ die Zeitschrift sinken.

»Meine Güte …«

»Was?«

»Muss das wirklich jetzt sein? Ich habe dir gesagt, dass ich müde bin. Ich habe dir gesagt, ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Warum regst du dich wieder auf?«

»Weil ich weiß, was du vorhast.«

»Was habe ich denn vor?«

»Du willst mich dazu bringen, mich zu entschuldigen. Aber ich habe nichts getan. Soll ich mich dafür entschuldigen, dass ich einen guten Job bekommen habe? Oder dass ich mich wie ein Profi anziehen will? Oder dass ich was gegessen habe, weil ich solchen Hunger hatte? Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass du dich entschuldigen müsstest, weil du unbedingt einen Streit anfangen wolltest?«

»Das stimmt nicht.«

»Doch, das stimmt.« Sie sah mich an, als wäre ich wahnsinnig. »Du bist sofort sauer geworden, als ich dir erzählte, dass

ich schon gegessen habe. Also habe ich mich bemüht, nett zu sein. Ich habe dir gezeigt, was ich gekauft habe. Ich habe dich geküsst. Doch du hast weiter an mir rumgenörgelt, wie immer.«

Ich wusste, dass sie nicht ganz unrecht hatte. »Gut, ja.« Ich versuchte, meine Stimme ruhig zu halten. »Ich gebe zu, dass ich enttäuscht war, weil du schon gegessen hattest –«

»Was du nicht sagst«, schnitt sie mir das Wort ab. »Und genau das ist dein Problem. Ob du's glaubst oder nicht, du bist nicht der Einzige hier, der Gefühle hat. Ist dir überhaupt klar, unter welchem Druck ich in letzter Zeit gestanden habe? Und was machst du?

Sobald ich zur Tür reinkomme, bearbeitest du mich, und sogar jetzt noch kannst du nicht aufhören.« Sie stand auf und sprach im Gehen weiter. »Ich wollte einfach nur diese Sendung sehen und durch die Zeitschrift blättern und friedlich neben dir sitzen. Mehr nicht. Ist das zu viel verlangt?«

»Wohin gehst du?«

»Ins Bett, weil ich mich ausruhen will. Du kannst dich gern dazulegen, aber wenn du lieber weiterstreiten willst, dann bleib besser fort.«

Damit war sie aus dem Zimmer. Ich schaltete den Fernseher aus, saß noch eine Stunde lang in der Stille und dachte angestrengt darüber nach, was mit

meiner Frau und mir passiert war.

Genauer gesagt, wie ich unser Verhältnis wieder verbessern konnte.

★

Am Sonntag wachte ich spät in einem leeren Bett auf.

Ich sprang in eine Jeans und bemühte mich, die seltsam gewellten Haarsträhnen zu bändigen, die ich jeden Morgen im Spiegel sah.

Da Vivian bereits geschlafen hatte, als ich ins Bett kroch, war ich nicht sicher, was ich zu erwarten hatte. Aber als ich mich der Küche näherte, hörte ich meine Frau und meine Tochter lachen.

»Guten Morgen«, sagte ich.

»Daddy!«, rief London aus dem Esszimmer.

Vivian drehte sich um und lächelte, als hätte der vergangene Abend gar nicht stattgefunden. »Perfektes Timing. Frühstück ist gerade fertig.«

»Es riecht fantastisch.«

»Komm her, Hübscher«, sagte sie.

Ich ging zu ihr, und sie küsste mich. »Tut mir leid wegen gestern. Alles okay bei dir?«

»Ja. Und mir tut es auch leid.«

»Hast du Hunger? Ich hab den Speck extra knusprig gebraten.«

»Das klingt super.«

»Kaffee ist auch fertig. Milch steht da.«

»Danke.« Ich goss mir eine Tasse ein,

trug sie ins Esszimmer und setzte mich neben London. Ich küsste sie auf den Scheitel.

»Wie geht's dir, Schätzchen? Hast du was Schönes geträumt?«

»Weiß ich nicht mehr.« Sie trank einen Schluck Milch, die einen Schnurrbart hinterließ.

Vivian stellte zwei Teller mit Rührei, Speck und Toast vor uns auf den Tisch. »Möchtest du Saft? Es gibt frisch gepresste Orangen.«

»Gern, danke.«

Im Gegensatz zu unseren Tellern war Vivians überschaubar gefüllt: mit Rührei nur aus Eiweiß und mit Obst.

Ich biss in einen Speckstreifen. »Wann

bist du denn aufgestanden?«

»Vor einer Stunde vielleicht. Du musst erschöpft gewesen sein. Ich glaube, du hast nicht mal gemerkt, dass ich gegangen bin.«

»Kann gut sein.«

»Allerdings hätte ich dir jetzt, wenn du nicht von allein aufgestanden wärst, London hochgeschickt, damit sie zu dir aufs Bett springt.«

Mit offenem Mund drehte ich mich zu meiner Tochter um. »Das hättest du doch nicht gemacht, oder? Wenn ich noch geschlafen hätte?«

»Doch, klar!« London kicherte. »Weißt du, was? Mommy nimmt mich mit ins Einkaufszentrum, um ihre Sachen

abzuholen, und dann gehen wir in den Tierladen.«

»Was gibt es denn da?«

»Mommy hat gesagt, ich darf einen Hamster haben. Ich werde ihn Mrs. Sprinkles nennen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du einen Hamster möchtest.«

»Schon lange, Daddy.«

»Wieso hast du mir das nie erzählt, Schätzchen?«

»Weil Mom gesagt hast, dass du bestimmt keinen magst.«

»Tja, ich weiß nicht«, sagte ich. »So ein Hamster macht viel Arbeit.«

»Ja, schon. Aber sie sind niedlich!«

»Das stimmt«, gab ich zurück. Und

während des restlichen Frühstücks versuchte London mich zu überzeugen, dass sie alt genug sei, um sich um einen Hamster zu kümmern.

★

Ich trank in der Küche meinen zweiten Kaffee, und Vivian belud die Spülmaschine. London spielte im Wohnzimmer mit ihren Barbies.

»Sie ist alt genug für ein Haustier«, sagte Vivian. »Auch wenn du den Käfig sauber machen musst.«

»Ich?«

»Natürlich. Du bist der Papa.«

»Und deiner Meinung nach gehört das Reinigen von Hamsterkäfigen zu

meinem Aufgabenbereich?«

»Sieh es als Gelegenheit, eure Beziehung zu festigen.«

»Indem ich Hamsterköttel aufsammle?«

»Ach, sei still.« Sie stupste mich. »Es ist sicher gut für sie. So lernt sie Verantwortung. Und außerdem macht ein Hamster entschieden weniger Arbeit als ein Hund. Sie ist in den Nachbar-Yorkie verliebt, also sei froh. Hast du den Newsletter vom Country Club gelesen?«

»Nein.«

»Sie bieten Kinderkurse an, unter anderem Tennis. Einen Monat lang dreimal die Woche um neun, das heißt, es würde sich nicht mit ihren anderen Aktivitäten überschneiden. Montag,

Dienstag und Donnerstag.«

Von meiner Position aus konnte ich meine Tochter im Wohnzimmer sehen und stellte wieder einmal fest, wie viel Ähnlichkeit sie äußerlich mit ihrer Mutter hatte. »Ich weiß nicht, ob Tennis ihr Spaß machen würde. Und apropos London. Was hattest du dir für sie überlegt?«

»Wie meinst du das?«

»Die Betreuung«, sagte ich. »Du fängst morgen an zu arbeiten. Wer passt auf sie auf?«

»Ich weiß, das ist noch nicht geklärt.« Es lag ein Hauch von Stress in ihrer Stimme. »Eigentlich wollte ich letzte Woche ein paar Kitas raussuchen, aber mir fehlte

einfach die Zeit. Dabei habe ich immer noch das Gefühl, für morgen nicht genug vorbereitet zu sein. Das Letzte, was ich will, ist, dass Walter mich beim Mittagessen für eine Idiotin hält.«

»Mittagessen mit Walter?«

»Mein neuer Chef. Spannerman.«

»Ich weiß, wer Walter ist. Nur nicht, dass du morgen mit ihm isst.«

»Das wusste ich bis heute Morgen auch nicht. Beim Aufwachen hatte ich eine E-Mail mit meinem Einarbeitungs-plan. Ich werde den ganzen Tag unterwegs sein, Personalabteilung, Rechtsabteilung, Mittagessen, diverse interne Termine. Um halb acht muss ich schon anfangen.«

»Das ist früh.« Ich wartete, ob sie noch

einmal auf das Thema Kinderbetreuung zurückkäme. Doch sie stellte schweigend das Besteck in die Maschine. Ich räusperte mich. »Und du konntest keine Kita für London finden?«

»Noch nicht. Ich habe ein paar Freunde angerufen, die mit ihren zufrieden sind, möchte sie mir aber trotzdem erst selbst ansehen, verstehst du? Einmal durchlaufen, mit den Angestellten reden, mir anhören, was sie zu bieten haben. Um mich zu vergewissern, dass es das Richtige für sie ist.«

»Wenn du mir die Namen sagst, kann ich Termine für uns vereinbaren.«

»Na ja, das ist das Problem. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich diese Woche

immer arbeiten muss.«

»Ich bekomme bestimmt auch einen Termin für abends.«

»Lass mich das bitte lieber selbst machen. Ich würde extrem ungern wieder absagen.«

»Und wie lautet nun der Plan für morgen?«

»Wir können sie nicht einfach an einem für sie fremden Ort abliefern, damit würde ich mich nicht wohlfühlen. Du etwa?«

»Wenn du eine der Kitas nimmst, die deine Freunde empfohlen haben, kommt sie bestimmt zurecht.«

»Sie ist schon nervös genug, weil ich ab jetzt arbeiten gehe, und heute Morgen

war sie nicht gut drauf. Deshalb habe ich Frühstück für uns alle gemacht und vorgeschlagen, einen Hamster zu kaufen. Sie sollte nicht das Gefühl haben, dass wir sie diese Woche im Stich lassen.«

»Was genau willst du mir sagen?«

Vivian schloss die Spülmaschinentür. »Ich hatte gehofft, du würdest in den nächsten Tagen auf sie aufpassen. So hat sie Zeit, sich umzustellen.«

»Das geht nicht. Ich habe jeden Tag Kundentermine.«

»Ich weiß, dass es viel verlangt ist, und ich tue dir das nicht gern an. Aber ich habe keine Ahnung, was ich sonst machen soll. Du könntest sie ja entweder mit ins Büro nehmen oder sogar von zu

Hause aus arbeiten. Und während deiner Termine könntest du sie zu deiner Mutter bringen. Es geht ja nur um ein oder zwei Wochen.«

Ein oder zwei Wochen?

Der Satz schwirrte mir noch durch den Kopf, als ich antwortete: »Ich weiß nicht, da müsste ich meine Mutter erst mal fragen.«

»Tu das bitte. Ich bin sowieso schon so nervös wegen morgen und will mir nicht auch noch Gedanken um London machen müssen. Wie gesagt, sie war heute Morgen gar nicht gut drauf.«

Ich musterte London prüfend; auf mich hatte sie beim Frühstück normal gewirkt und jetzt ebenfalls, aber Vivian kannte

sie natürlich besser als ich. »Ja, ist gut. Ich rufe sie an.«

Mit einem Lächeln schmiegte Vivian sich an mich und legte mir die Arme um den Hals.

»Dass du mich gestern mit einem Essen überraschen wolltest, war sehr lieb. Und ich glaube, ich hätte vielleicht Lust auf ein Glas Wein, wenn London im Bett ist.« Sie küsste mich auf den Hals, ihr Atem war heiß auf meiner Haut. »Bist du wohl für so etwas zu haben?«

Unwillkürlich fragte ich mich, ob der gesamte Vormittag – ihre gute Laune, das Frühstück – nur Teil eines Plans gewesen war, um zu erreichen, was sie wollte. Aber als sie mich erneut auf den

Hals küsste, verzieh ich ihr.

★

Vivian und London waren bis nachmittags unterwegs. Währenddessen stellte ich die Präsentation für den Chiropraktiker fertig. Außerdem räumte ich auf und rief meine Mutter an. Ich erzählte ihr von meinen Terminen in der kommenden Woche und fragte sie, ob ich London am Montag zu ihr bringen dürfe.

»Aber natürlich«, sagte sie.

Gerade als ich auflegte, kehrten Vivian und London zurück, und ich hörte London schon von Weitem nach mir rufen.

»Daddy, Daddy! Komm schnell!«

Sie hielt einen durchsichtigen Kunststoffkasten hoch. Aus der Ferne dachte ich, ich sähe doppelt, denn es waren zwei Hamster, ein schwarz-weißer und ein brauner. London grinste von einem Ohr zum anderen.

»Ich hab zwei bekommen! Mrs. Sprinkles und Mr. Sprinkles!«

»Zwei?«

»Sie konnte sich nicht entscheiden«, sagte Vivian. »Also dachte ich, warum nicht? Den Käfig haben wir sowieso.«

»Und ich durfte Mr. Sprinkles auf dem Heimweg halten!«, sagte London stolz.

»Na so was.«

»Er ist so süß! Er hat die ganze Zeit einfach in meiner Hand gesessen. Als

Nächstes halte ich mal Mrs. Sprinkles.«

»Das ist ja toll«, sagte ich. »Der Käfig gefällt mir.«

»Ach, das ist doch nur der Transportkäfig. Der richtige ist im Kofferraum. Mommy hat gesagt, du hilfst mir beim Zusammenbauen. Er ist riesig!«

Ich sah mich schon wieder stundenlang mit Einzelteilen kämpfen wie sonst vor Weihnachten, wenn ich Staffelei, Barbies Traumhaus oder das Fahrrad zusammenbastelte. Nur so viel: Meinem Vater wäre es wahrscheinlich deutlich leichter gefallen. Vivian muss genau gewusst haben, was ich dachte, denn sie legte den Arm um mich.

»Keine Sorge«, sagte sie. »So schwer ist

es bestimmt nicht. Und ich feuere dich an.«

★

Später an dem Abend, nachdem wir uns geliebt hatten, lag ich auf der Seite und strich mit dem Finger über Vivians Rücken. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Körper entspannt und wunderschön.

»Du hast mir immer noch nicht erzählt, was dein Job genau beinhaltet.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Es ist die gleiche Arbeit, die ich früher gemacht habe.« Sie klang schläfrig.

»Weißt du, wie oft du auf Reisen sein wirst?«

»Noch nicht.«

»Das könnte wegen London ein bisschen schwierig werden.«

»London kommt schon zurecht. Du bist ja hier.«

Ich wartete darauf, dass sie noch mehr sagte: wie sehr sie London vermissen werde oder dass sie hoffe, möglichst wenig unterwegs sein zu müssen. Doch sie atmete nur ruhig und gleichmäßig.

»Weißt du schon, was du verdienst?«

»Warum?«

»Ich wollte unser Budget ausrechnen.«

»Nein«, sagte sie. »Das weiß ich noch nicht.«

»Wie kann das denn sein?«

»Es gibt das Grundgehalt, Boni und unterschiedliche Extrazahlungen.

Gewinnbeteiligung. Ich hab mich ein bisschen ausgeklinkt, als sie es mir erklärt haben.«

»Hast du wenigstens eine ungefähre Vorstellung?«

Sie legte eine Hand auf meinen Arm. »Müssen wir das wirklich jetzt besprechen? Du weißt, dass ich es hasse, über Geld zu reden.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch.«

»Danke, dass du dich nächste Woche um London kümmerst.«

Oder auch die nächsten zwei, dachte ich sofort, sprach es aber nicht aus. »Sehr gern.«

★

Ich konnte nicht einschlafen, und nachdem ich eine Stunde lang an die Decke gestarrt hatte, stand ich auf und tapste in die Küche. Ich goss mir ein kleines Glas Milch ein und trank es in einem Zug aus. Da ich schon mal wach war, konnte ich auch kurz nach London sehen. In ihrem Zimmer quietschte und surrte das Hamsterrad, eine Nagerparty mitten in der Nacht.

Zum Glück bemerkte London mich nicht, sie schlief tief und fest. Ich gab ihr einen Kuss und zog die Decke hoch. Dabei rührte sie sich kurz, und während ich sie betrachtete, spürte ich ein Ziehen im Herzen, eine Mischung aus Stolz und

Liebe und Sorge und Angst, die mich in ihrer Intensität verblüffte.

Danach setzte ich mich auf die Terrasse. Die Nacht war warm, und die Grillen zirpten. Mir fiel ein, dass mein Vater mir als Kind einmal erklärt hatte, die Geschwindigkeit des Zirpens habe irgendetwas mit der Temperatur zu tun, und ich fragte mich, ob das stimmte oder nur etwas war, was Väter an Sommerabenden zu ihren Söhnen sagten.

Darüber nachzudenken setzte andere Überlegungen frei, und auf einmal begriff ich, was mich so rastlos machte.

Es hatte mit Vivian zu tun, damit, dass sie mir ihr Gehalt nicht verraten hatte. Ich glaubte ihr nicht, dass sie nicht richtig

zugehört hatte, und auch das störte mich.

In all den Jahren, die wir verheiratet waren, wusste sie immer genau, was ich verdiente. Für mich gehörten solche Informationen zu den Grundvoraussetzungen für eine Ehe, Paare sollten in finanziellen Dingen keine Geheimnisse voreinander haben. Oder vielleicht war ich auch zu streng mit Vivian. Vielleicht hatte sie nur meine Gefühle nicht verletzen wollen, weil sie überhaupt ein Einkommen hatte, während ich mich mit meiner Firma gerade umsonst abstrampelte.

Ich fand keine Lösung. Fürs Erste jedenfalls war mir die Verantwortung für unsere Tochter übertragen worden, und

schlagartig erkannte ich den wahren Grund für meine Schlaflosigkeit.

Die Rollen in unserer Ehe waren plötzlich vertauscht.

Kapitel 6

Mr. Mom

Als ich ein Kind war, fuhren meine Eltern mit Marge und mir jeden Sommer im Wohnmobil ans Meer zu den Outer Banks. Anfangs blieben wir immer in Rodanthe, später etwas weiter nördlich, in der Gegend, wo die Brüder Wright einst Luftfahrtgeschichte schrieben. Aber als wir größer waren, wurde Ocracoke unser Lieblingsort.

Ocracoke war nur ein Dorf, im Vergleich zu Rodanthe allerdings eine Metropole, mit Buden, an denen man Eis und Pizzastücke kaufen konnte. Stundenlang streiften Marge

und ich an den Stränden und in den Geschäften herum, sammelten Muscheln und sonnten uns. Abends bereitete Mum das Essen zu, meistens Hamburger oder Hotdogs. Hinterher fingen wir Glühwürmchen in Marmeladengläsern, bevor wir schließlich unter dem nächtlichen Sternenhimmel in unser Zelt krochen, während unsere Eltern im Wohnmobil schliefen.

Schöne Zeiten. Mit die besten in meinem Leben. Mein Vater erinnert sich natürlich völlig anders daran.

»Ich habe diese Familienreisen gehasst«, gestand er mir einmal, als ich schon auf dem College war. »Du und Marge habt euch die ganze Autofahrt gestritten wie die Kesselflicker. Dann hast du dir gleich am

ersten Tag einen Sonnenbrand geholt und den Rest der Woche rumgeheult, und Marge hat geschmollt, weil sie zu ihren Freundinnen wollte. Sobald sich deine Haut geschält hat, hast du Marge mit den Fetzen beworfen, um sie zum Kreischen zu bringen. Ihr beide wart echte Nervensägen.«

»Und warum bist du dann jedes Jahr mit uns hingefahren?«

»Weil deine Mutter mich gezwungen hat. Ich hätte lieber Urlaub gemacht.«

»Das war doch Urlaub.«

»Nein«, sagte er. »Wir haben eine Familienreise gemacht, keinen Urlaub.«

»Wo ist da der Unterschied?«

»Das wirst du noch merken.«

In Londons ersten drei Lebensjahren

erforderten selbst kürzere Ausflüge eine generalstabsmäßige Planung. Windeln und Fläschchen und Sportwagen, Proviant und Babyshampoo, ganze Säcke voller Spielzeug. Wir suchten uns Ziele, die ihr gefielen, das Aquarium, McDonald's-Spielplätze, den Strand, und hatten nur wenig Zeit für uns und noch weniger zum Erholen.

Zwei Wochen vor Londons viertem Geburtstag allerdings schickte Peters mich zu einer Konferenz nach Miami, und ich beschloss, mit Vivian ein paar Tage Urlaub anzuhängen. Meine Eltern übernahmen London für vier Tage, und Vivian zögerte zwar anfangs, ihre Tochter bei ihnen zu lassen, doch merkten wir beide schnell, wie sehr wir es vermisst hatten, »frei« zu sein. Wir

lasen am Pool, schlürften Piña Coladas und verbrachten die Nachmittage dösend. Abends zogen wir uns schick an, bestellten Wein und liebten uns jede Nacht, manchmal mehrmals. Als wir nach Charlotte zurückkehrten, begriff ich, was mein Vater gemeint hatte.

Nämlich, dass Kinder alles veränderten.

★

Der Tag wäre wohl passender ein Freitag, der Dreizehnte, gewesen statt ein Montag, der Dreizehnte, da alles an Vivians erstem Arbeitstag irgendwie seltsam war.

Es fing damit an, dass Vivian zuerst unter die Dusche ging, was jahrelang erprobte Abläufe durcheinanderbrachte.

Da ich nicht wusste, was ich in der Zeit tun sollte, machte ich schließlich das Bett und setzte Kaffee auf. Dann bereitete ich für Vivian ein Frühstück aus Rührei, Beeren und Melonenscheiben zu. Für mich gab es das Gleiche, da es mir, dachte ich, nicht schaden konnte, ein paar Kilo abzunehmen.

Während ich in der Küche beschäftigt war, gesellte London sich zu mir. Ihre Haare waren ganz zerzaust, und sie war offensichtlich noch sehr müde.

»Hast du gut geschlafen?«, fragte ich.

»Mr. und Mrs. Sprinkles haben mich andauernd aufgeweckt. Das Rad quietscht so.«

»Das ist nicht gut. Ich schaue mal, ob ich

dagegen was machen kann, okay?«

Sie nickte, und ich goss mir einen Kaffee ein. Erst als ich bei meiner dritten Tasse war, kam Vivian endlich in die Küche. Ich riss die Augen auf. »Wow.«

»Gefällt's dir?«

»Du siehst großartig aus.« Das meinte ich ernst. »Ich hab dir Frühstück gemacht.«

»Ich weiß nicht, ob ich viel essen kann. Ich bin so nervös, dass ich keinen Appetit habe.«

Während Vivian sich Londons Klage über das quietschende Hamsterrad anhörte, wärmte ich das Rührei in der Mikrowelle auf.

»Ich habe ihr gesagt, dass ich mich

darum kümmere«, sagte ich, als ich die Teller an den Tisch brachte.

Vivian stocherte in ihrem Essen herum. »Du musst London vor dem Kämmen mit dem Entwirrungsspray einsprühen. Steht neben dem Waschbecken, die grüne Flasche.«

»Kein Problem.« Ich konnte mich vage erinnern, es gesehen zu haben.

Jetzt wandte sie sich an London. »Dad schreibt dich heute fürs Tennis ein. Das wird dir Spaß machen.«

Ich verharrte mit der Gabel über dem Teller. »Moment, was?«

»Der Tenniskurs! Darüber haben wir doch gestern gesprochen. Weißt du nicht mehr?«

»Dass du es erwähnt hast, schon, aber ich erinnere mich nicht, etwas entschieden zu haben.«

»Die Anmeldung ist heute, und sehr wahrscheinlich ist der Kurs schnell voll, deshalb sei am besten gegen halb neun da. Und um elf ist ihr Kunstkurs.«

»Ich muss mir meine Präsentation noch mal ansehen.«

»Das Anmelden dauert ja nicht lange, und arbeiten kannst du, während sie malt. Ein paar Häuser weiter ist ein Café. London macht es nichts aus, wenn sie allein dort bleibt, ich setze sie normalerweise auch nur ab und gehe ins Fitnessstudio. Wann ist dein Termin?«

»Um zwei.«

»Na also, ist doch perfekt. Ihr Kurs ist um halb eins zu Ende, dann kannst du sie hinterher zu deiner Mutter bringen. Du weißt, wo er stattfindet? In dem kleinen Komplex beim Einkaufszentrum.«

Ich wusste, was sie meinte, war aber im Geiste mehr mit meiner rapide wachsenden To-do-Liste beschäftigt.

»Können wir bei dem Tennisklub nicht einfach anrufen?«

»Nein«, sagte Vivian. »Du musst was unterschreiben.«

In meinem Kopf drehte sich alles. »Muss sie denn heute unbedingt zum Kunstkurs?«

»Möchtest du heute malen gehen, Schätzchen?«, fragte Vivian London.

Sie nickte. »Ja, mein Freund Bodhi ist doch da. Er ist echt nett. Ich hab ihm gesagt, dass ich Mr. und Mrs. Sprinkles mitbringe.«

»Ach, da fällt mir ein, du musst auch noch Hamsterstreu kaufen«, sagte Vivian zu mir. »Und vergiss den Ballettunterricht heute Nachmittag nicht. Um fünf, das Studio ist in dem Zentrum, wo auch der Supermarkt ist.« Sie stand auf, küsste London und drückte sie. »Mommy kommt nach der Arbeit nach Hause, okay? Vergiss nicht, deine schmutzigen Sachen in den Wäschekorb zu werfen.«

»Ist gut. Ich hab dich lieb.«

»Ich dich auch.«

Ich brachte Vivian noch zur Tür und gab ihr einen schnellen Kuss. »Du wirst sie umhauen«, sagte ich.

»Das hoffe ich.« Vorsichtig betastete sie ihre Haare, dann gab sie mir einen gefalteten Zettel. »Ich habe dir Londons Wochenplan aufgeschrieben.«

Ich überflog die Liste. Montag und Freitag Kunstkurs um elf, Klavierunterricht Dienstag und Donnerstag um halb zehn. Ballett montags, mittwochs und freitags um fünf. Und ab nächster Woche Tennis, jeweils am Montag, Dienstag und Donnerstag um acht.

»Au weia«, sagte ich. »Ein heftiges Programm. Ist das nicht zu viel?«

»Nein, nein, das schafft sie locker.«

Eigentlich hatte ich einen längeren Abschied erwartet, vielleicht noch ein kurzes Gespräch über ihre Nervosität oder was auch immer, doch Vivian ging flotten Schritts zu ihrem Auto.

Und sie drehte sich nicht um.

★

Wie, weiß ich zwar nicht, aber irgendwie schaffte ich alles. Duschen, rasieren, anziehen, abgehakt. Entwirrungsspray, Londons Haare kämmen, abgehakt. Küche aufräumen und Spülmaschine anstellen, abgehakt. London für den Tenniskurs anmelden und sie mit Mr. und Mrs. Sprinkles zum Kunstkurs

bringen, abgehakt, abgehakt. Präsentation durchgehen, London zu meiner Mutter bringen und rechtzeitig beim Chiropraktiker sein, abgehakt, abgehakt und abgehakt.

Die Praxis war ein schäbiges Ladenlokal in einem heruntergekommenen Industriegebiet, kein Ort, an dem man sich und seine Gesundheit allzu gern jemandem anvertraute. Man erkannte auf den ersten Blick, dass mein potenzieller Kunde meine Dienste dringend benötigte.

Leider war der Kunde anderer Meinung. Er interessierte sich weder für die PowerPoint-Präsentation noch für meine Ausführungen, zumindest im

Vergleich zu dem Sandwich, das er gerade aß. Er ärgerte sich, dass der Senf fehlte. Das weiß ich, weil er es drei Mal sagte, und als ich ihn am Ende darauf ansprach, ob er noch Fragen habe, wollte er wissen, ob ich zufällig Senf im Auto hätte.

Daher war ich nicht gerade bester Laune, als ich London bei meiner Mutter abholte und nach einem Abstecher in die Zoohandlung nach Hause fuhr. Ich setzte mich gleich an den Computer und arbeitete, bis es Zeit für das Ballett war. Londons Kleidung dafür zu finden dauerte leider etwas, weil keiner von uns eine Ahnung hatte, wo Vivian sie aufbewahrte. Dementsprechend

verließen wir das Haus ein paar Minuten zu spät, und London wurde immer quengeliger.

»Ms. Hamshaw wird echt, echt böse, wenn man gegen ihre Regeln verstößt.«

»Keine Angst. Ich sage ihr, dass es meine Schuld war.«

»Das ist egal.«

Wie sich erwies, hatte London recht. Unmittelbar hinter dem Eingang befand sich ein Wartebereich, in dem fünf schweigende Frauen saßen. Geradeaus lag das Tanzzimmer, vom Vorraum abgetrennt durch eine Schwingtür. Rechts standen Vitrinen mit Pokalen, und die Wände waren mit Urkunden diverser Schülerinnen und Teams geschmückt.

»Nun geh schon«, drängte ich.

»Ich darf erst auf den Tanzboden, wenn ich gerufen werde.«

»Was heißt das?«

»Sei still, Daddy. Eltern müssen ruhig sein, wenn Ms. Hamshaw redet. Sonst kriege ich noch mehr Ärger.«

Ms. Hamshaw, eine strenge Frau mit bleigrauen, zu einem festen Knoten frisierten Haaren, blaffte gerade einer Gruppe von Fünf- und Sechsjährigen Anweisungen zu. Nach einer Weile kam sie zu uns.

»Tut mir leid, dass wir zu spät sind«, sagte ich. »Londons Mutter hat heute in ihrem neuen Job angefangen, und ich konnte die Ballettsachen nicht finden.«

»Aha.« Ms. Hamshaw sah mich durchdringend an. Sonst sagte sie nichts, vermittelte nur ihre Missbilligung und legte London schließlich eine Hand auf den Rücken. »Du darfst jetzt hinein.«

Mit gesenktem Blick schlich London durch die Tür.

Ms. Hamshaw sah ihr nach und wandte sich dann erneut an mich. »Bitte achten Sie darauf, dass das nicht noch einmal vorkommt. Nachzügler stören den Unterricht, es ist so schon schwer genug, die Konzentration der Schüler aufrechtzuerhalten.«

Vor der Tür rief ich die Sekretärin an, aber es gab keine Nachrichten für mich, also beobachtete ich den Rest der Stunde

London und die anderen Mädchen dabei, wie sie versuchten, Ms. Hamshaw zufriedenzustellen, was aber offenbar unmöglich war. Mehr als ein Mal sah ich London an ihren Fingernägeln kauen.

Nach dem Unterricht schlurfte London ein paar Schritte hinter mir her zum Auto, die Schultern vorgebeugt. Sie sprach erst wieder, als wir vom Parkplatz fuhren.

»Daddy?«

»Ja, Spatz?«

»Darf ich Froot Loops essen, wenn wir zu Hause sind?«

»Das ist doch was fürs Frühstück, nicht für abends. Und du weißt, dass deine Mom nichts von gezuckerten Sachen

hält.«

»Bodhi darf manchmal Froot Loops zwischendurch essen. Und ich hab Hunger. Bitte, Daddy.«

Bitte, Daddy, in diesem klagenden Tonfall. Wie sollte ich da Nein sagen?

Also hielt ich kurz am Supermarkt und kaufte eine Schachtel Froot Loops. Zu Hause gab ich London eine Portion davon mit Milch, fragte Vivian per SMS, wann sie zurückkäme, und arbeitete noch ein wenig, obwohl ich völlig erschlagen war. Ich musste das Zeitgefühl verloren haben, denn als Vivian schließlich in der Auffahrt hielt, ging es bereits auf acht Uhr zu.

Acht?

London war zuerst an der Tür, und Vivian nahm sie auf den Arm, küsste sie und setzte sie wieder ab.

»Tut mir leid, dass ich so spät komme. Es gab einen Notfall im Büro.«

»Ich dachte, es sollte nur Einarbeitung sein?«

»War es ja auch. Fast den ganzen Tag. Und dann haben wir um vier erfahren, dass ein Journalist aus Raleigh eine angebliche ›Enthüllungsstory‹ über Walters Bauvorhaben plant. Mit einem Schlag waren alle im Krisenmodus. Einschließlich mir.«

»Warum du? Es war doch dein erster Tag.«

»Genau für solche Situationen haben sie

mich ja eingestellt«, sagte sie. »Und ich habe viel Erfahrung mit Krisenmanagement. Mein Chef in New York hatte ständig Ärger mit der Presse. Jedenfalls mussten wir uns schnell etwas überlegen. Ich hoffe, du hast mir was vom Abendessen aufgehoben. Ich bin halb verhungert.«

Ups.

Offenbar bemerkte sie meinen Gesichtsausdruck, denn ihre Schultern sackten leicht herab. »Du hast nicht gekocht?«

»Nein, ich war ganz vertieft ins Arbeiten –«

»Dann hat London also noch nichts gegessen?«

»Dad hat mir Froot Loops gegeben«, mischte meine Tochter sich mit einem Grinsen ein.

»Froot Loops?«

»Nur als Snack.« Ich merkte selbst, wie abwehrend ich klang.

Doch Vivian hörte schon nicht mehr richtig zu. »Dann sehen wir doch mal, was wir in der Küche finden, ja? Irgendwas Gesundes.«

»Okay, Mommy.«

»Wie war's beim Ballett?«

»Wir sind zu spät gekommen«, antwortete London. »Und die Lehrerin war echt böse auf Daddy.«

Vivians Miene war verkniffen, ihre Missbilligung so offensichtlich wie zuvor

die von Ms. Hamshaw.

★

»Abgesehen von dem Notfall, wie war denn dein erster Arbeitstag?«, fragte ich Vivian später, als wir im Bett lagen. Ich spürte, dass sie immer noch ärgerlich auf mich war.

»Ganz gut. Nur ein paar Gespräche und allgemeines Eingewöhnen.«

»Und das Essen mit Spannerman?«

»Das lief gut, glaube ich.« Mehr sagte sie dazu nicht.

»Hast du das Gefühl, du kannst für ihn arbeiten?«

»Ich rechne überhaupt nicht mit Problemen. Die meisten leitenden

Angestellten arbeiten seit Jahren dort.«

Nur, wenn es Frauen sind, dachte ich. »Sag mir Bescheid, wenn er dich jemals angräbt, okay?«

Sie seufzte. »Es ist nur ein Job, Russ.«

★

Ich stand im Morgengrauen auf und arbeitete zwei Stunden am Computer, bevor Vivian aufwachte. Unser Gespräch in der Küche war sehr sachlich. Sie drückte mir eine Einkaufsliste in die Hand und erinnerte mich an Londons Klavierunterricht. Außerdem sollte ich die Lehrerin fragen, ob die Stunde auf den Nachmittag verlegt werden könnte, sobald London in der Schule war. Auf

dem Weg nach draußen drehte sie sich noch einmal zu mir um.

»Könntest du bitte versuchen, heute ein bisschen gewissenhafter zu sein? London pünktlich zu ihren Kursen bringen und darauf achten, dass sie vernünftig isst? Ich verlange ja nichts von dir, was ich nicht auch seit Jahren mache.«

Ihre Bemerkung traf mich, doch ehe ich reagieren konnte, war schon die Tür ins Schloss gefallen.

★

Ein paar Minuten später kam London die Treppe heruntergetapst und fragte, ob sie Froot Loops zum Frühstück haben dürfe.

»Aber klar doch.« Meine bereitwillige

Erlaubnis hatte nach Vivians Worten eindeutig etwas passiv Aggressives. »Möchtest du auch Kakao?«

»Ja!«

»Dachte ich mir's doch«, sagte ich und fragte mich, was Vivian wohl *davon* halten würde.

London frühstückte und spielte dann mit ihren Barbies; ich entwirrte ihre Haare, sorgte dafür, dass sie sich für den Tag passend anzog, und brachte sie zum Klavierunterricht. Ich vergaß auch nicht, die Lehrerin um die neuen Termine zu bitten, und im Anschluss hetzte ich zu meinen Eltern.

»Ach«, sagte meine Mutter, als ich durch die Tür trat. »Da bist du ja wieder.« Als

sie London einen Kuss gab, fiel mir auf, dass sie keine Schürze trug, sondern ein lilafarbenes Kleid.

»Natürlich bin ich wieder da«, sagte ich. »Aber ich kann nur ein paar Minuten bleiben, ich bin spät dran.«

Sie tätschelte London den Rücken. »Schätzchen, möchtest du einen von den Keksen probieren, die wir gestern gebacken haben? Die sind in dem Glas neben dem Toaster.«

»Ich weiß schon«, sagte London und hüpfte in die Küche. Als sei das Frühstück nicht schon süß genug gewesen.

»Ich bin dir wirklich dankbar, dass du mir London abnimmst«, sagte ich.

»Tja, also, das ist das Problem.«

»Nämlich?«

»Ich muss heute zu einem Mittagessen der Red Hat Society.« Sie deutete auf ihren Hut, der auf dem Tischchen neben der Tür lag. Er hatte die Farbe von Clown-Lippenstift und war mit Federn geschmückt, die meiner Einschätzung nach von einem Pfau stammten.

»Aber ich hab dir doch gesagt, dass ich die ganze Woche Termine habe.«

»Das weiß ich noch. Aber du hattest nur für gestern um Unterstützung gebeten.«

»Ich bin davon ausgegangen, dass du verstehst, was ich meine. Und London ist so gern bei dir.«

Sie legte mir eine Hand auf den Arm. »Russ, du weißt, wie sehr ich sie liebe,

aber ich kann nicht jeden Tag auf London aufpassen, bis sie in die Schule kommt. Genau wie du habe auch ich andere Dinge zu tun.«

»Es ist doch nur vorübergehend«, wandte ich ein. »Nächste Woche brauche ich deine Hilfe hoffentlich schon nicht mehr.«

»Morgen bin ich nicht zu Hause. In meinem Gartenklub findet ein Tulpen- und Narzissen-Workshop statt, und sie haben ein paar exotische Zwiebeln zu verkaufen. Damit wollte ich deinen Vater im nächsten Frühjahr überraschen. Du weißt, dass er mit Tulpen nie Glück hat. Und donnerstags und freitags arbeite ich ehrenamtlich.«

»Aha.« In meinem Kopf drehte sich alles. Ich hörte meine Mutter ein Seufzen ausstoßen.

»Heute allerdings, wo London jetzt einmal hier ist … bis wann dauert dein Termin?«

»Vielleicht bis Viertel vor zwölf?«

»Das Essen fängt um zwölf an, komm sie doch einfach im Restaurant abholen. Solange kann sie bei mir und meinen Freundinnen bleiben.«

»Das wäre toll.« Ich war sehr erleichtert. »Wo ist das?«

Sie nannte mir ein Lokal, das ich zufällig kannte.

»Und wann ist noch mal dein Termin?«

Der Termin. Mist.

»Ich muss los, Mom. Ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin.«

★

»Im Ernst?«, fragte Marge. »Du regst dich darüber auf, dass Mom ein eigenes Leben hat?«

Ich saß im Auto und telefonierte über die Freisprechanlage. »Hast du mir nicht zugehört? Ich habe die ganze Woche Termine. Was soll ich denn tun?«

»Hallo? Tagesbetreuung? Einen Babysitter für ein paar Stunden engagieren? Einen Nachbarn fragen? Sie zu einem Freund oder einer Freundin zum Spielen schicken?«

»Ich hatte noch keine Minute Zeit, mich

um so etwas zu kümmern.«

»Du hast jetzt aber Zeit, mit mir zu sprechen.«

Weil ich hoffe, dass du London morgen für ein paar Stunden nimmst.

»Vivian und ich haben darüber gesprochen. Es ist schon schwer genug für London, dass Vivian wieder arbeitet.«

»Ach ja?«

Abgesehen davon, dass sie anscheinend ihren Ballettunterricht nicht mag, ist mir zwar nichts aufgefallen, aber …

»Jedenfalls rufe ich eigentlich an, weil –«

»Spar dir die Worte«, fiel Marge mir ins Wort.

»Was meinst du?«

»Mich zu fragen, ob ich morgen auf

London aufpasse. Oder am Donnerstag oder Freitag. Oder alle drei Tage.«

Wie gesagt, Marge war clever. »Ich weiß gar nicht, wovon du redest.«

Ich konnte praktisch sehen, wie meine Schwester die Augen verdrehte. »Stell dich nicht dumm und streite es gefälligst nicht ab. Warum solltest du sonst anrufen? Weißt du, wie oft du mich in den letzten fünf Jahren im Büro angerufen hast?«

»Nicht genau, nein.«

»Null Mal.«

»Das stimmt nicht.«

»Du hast recht. Ich hab gelogen. Du rufst mich jeden Tag an. Wir plaudern und kichern stundenlang wie

Schulmädchen. Moment mal kurz.« Sie hustete tief und rau.

»Geht's dir gut?«, fragte ich.

»Ich glaube, ich habe mir ein Virus eingefangen.«

»Im Sommer?«

»Ich war gestern mit Dad beim Arzt, und das Wartezimmer war voll von Krankheit und Siechtum. Ein Wunder, dass ich nicht auf der Bahre rausgetragen wurde.«

»Wie geht es Dad?«

»Es dauert ein paar Tage, bis die Laborergebnisse da sind, aber laut Belastungs-EKG ist das Herz in Ordnung. Die Lunge auch. Der Arzt wirkte nur ziemlich verblüfft darüber, wie mürrisch

Dad war.«

»Typisch.« Wieder dachte ich an meine Tochter. »Was soll ich denn jetzt mit London machen, wenn ich niemanden finde, der auf sie aufpasst?«

»Du bist doch schlau. Dir fällt schon was ein.«

»Und du bist wirklich eine Hilfe.«

»Ich gebe mir Mühe.«

★

Der Termin mit den Eigentümern des Sandwich-Imbisses, einem griechischen Ehepaar, verlief ungefähr so wie der mit dem Chiropraktiker. Nicht, weil sie kein Interesse hatten. Die beiden wussten, dass Werbung ihrem Geschäft zuträglich

wäre, das Problem war, dass sie kaum genug verdienten, um ihre Kosten zu decken. Sie baten mich, in ein paar Monaten noch einmal anzufragen, wenn sie die Lage besser im Griff hätten, und boten mir noch ein Sandwich an.

»Es ist sehr gut«, sagte der Mann. »Bei uns wird alles in selbst gebackenem Pita-Brot serviert.«

»Das Rezept ist von meiner Großmutter«, ergänzte die Frau.

Das Brot roch zugegebenermaßen köstlich und wurde von dem Mann mit größter Sorgfalt belegt. Die Frau fragte, ob ich auch eine Beilage und etwas zu trinken wolle – warum nicht? –, und beide lächelten, als sie mir mein

Mittagessen hinstellten.

Danach legten sie mir die Rechnung vor.

★

Um Viertel nach zwölf war ich in dem Restaurant, wo sich die Mitglieder der Red Hat Society trafen. Trotz der Umstände, die ich meiner Mutter gemacht hatte, war sie sichtlich stolz, ihre Enkelin vorführen zu können.

»Daddy!«, rief London, sobald sie mich entdeckte. Sie sprang von ihrem Sitz auf und rannte auf mich zu. »Sie haben gesagt, ich darf jederzeit wieder mit zum Essen kommen!«

Meine Mutter stand auf und umarmte

mich.

»Danke fürs Aufpassen, Mom.«

»Gern geschehen. Sie war ein voller Erfolg.«

»Das sehe ich.«

»Aber morgen und den Rest der Woche …«

»Schon klar«, sagte ich. »Tulpen. Ehrenamt.«

Auf dem Weg nach draußen griff ich nach Londons Hand. Sie fühlte sich klein in meiner an, warm und tröstlich.

»Daddy?«

»Ja.«

»Ich hab Hunger.«

»Dann fahren wir schnell nach Hause und schmieren dir ein Marmeladenbrot.«

»Das geht nicht«, sagte sie.

»Warum nicht?«

»Wir haben kein Brot.«

★

Wir gingen in den Supermarkt, und während der nächsten Stunde arbeitete ich langsam Vivians Liste ab. Ich habe keine Ahnung, was ich ohne London gemacht hätte, die sich für ihre fünf Jahre erstaunlich gut mit den Marken auskannte. Niemals hätte ich allein einen Spaghetti-Kürbis gefunden oder einer Avocado angefühlt, ob sie reif war, aber mit ihrer Hilfe und der einiger Supermarktangestellter konnte ich alles von der Liste streichen. Währenddessen

sah ich Mütter mit Kindern aller Altersgruppen, von denen die meisten den gleichen überforderten Eindruck machten wie ich, und ich fühlte mich ihnen verbunden. Ich fragte mich, wie viele von ihnen sich wohl ebenfalls lieber in einem Büro statt in der Fleischabteilung aufhalten würden, wo ich fast fünf Minuten brauchte, um die Biohühnerbrust aus Freilandhaltung zu finden, die Vivian aufgeschrieben hatte.

Zu Hause schmierte ich London ein Brot, räumte die Lebensmittel weg und verbrachte den Rest des Nachmittags damit, abwechselnd zu arbeiten und zu putzen und mich gleichzeitig um London zu kümmern. Die ganze Zeit hatte ich

das Gefühl, gegen eine Strömung anzuschwimmen. Gegen halb sieben kam Vivian nach Hause und stellte sich zu mir in die Küche, wo ich dabei war, einen Salat zuzubereiten.

»Wie läuft es mit dem Marsala-Hühnchen?«

»Marsala-Hühnchen?«

»Mit Spaghetti-Kürbis als Beilage?«

»Äh …«

Sie lachte. »War nur ein Witz. Ich mache das. Dauert nicht lange.«

»Wie war es heute bei der Arbeit?«

»Viel los. Den Großteil des Tages habe ich mich über diesen Journalisten informiert, von dem ich dir gestern erzählt habe. Und natürlich getüftelt, wie

man den Artikel kleinhalten kann, wenn er erschienen ist, und stattdessen eine positive Berichterstattung erzeugen.«

»Hast du eine Ahnung, in welche Richtung der Text gehen wird?«

»Ich vermute, der übliche Müll, ähnlich wie die bisherigen. Der Journalist ist ein Öko-Spinner und hat sich mit Leuten unterhalten, die behaupten, dass bei einem der neuen Wohnblocks am Meer geschummelt wurde. Angeblich ist er nicht nur illegal, sondern die Ursache für schwere Erosionen an einem anderen Strandabschnitt während des letzten tropischen Wirbelsturms. Im Prinzip geht es mal wieder darum, den Reichen die Schuld zu geben, wenn Mutter Natur

zuschlägt.«

»Aber du weißt schon, dass Spannerman nicht gerade ein Umweltfreund ist, oder?«

Mittlerweile goss Vivian sich ein Glas Wein ein. »So ist Walter nicht mehr. Er hat sich verändert, seit der Zeit, als du mit ihm zu tun hattest.«

Das bezweifle ich, dachte ich. »Hört sich an, als hättest du alles gut im Griff«, sagte ich aber.

»Ich bin nur froh, dass der Artikel nicht schon diese Woche erscheint. Am Wochenende hat Walter eine große Spendengala in Atlanta geplant. Für seine Lobbygruppe.«

»Er hat eine Lobbygruppe?«

»Das hab ich dir schon mal erzählt.« Vivian stellte eine Pfanne auf den Herd, legte die Hühnerstücke hinein und durchsuchte das Gewürzregal. »Er hat sie vor ein paar Jahren gegründet und bisher selbst finanziert. Jetzt möchte er andere um Unterstützung bitten. Und das werde ich die nächsten drei Tage für ihn betreuen. Er hat zwar eine Veranstaltungsfirma engagiert, und die ist auch nicht schlecht, aber er will, dass es perfekt wird. Da komme ich ins Spiel. Er weiß, dass ich in der Unterhaltungsbranche gearbeitet habe, deshalb soll ich einen Musik-Act finden. Was Großes.«

»Für das nächste Wochenende? Da

bleibt dir nicht viel Zeit.«

»Genau das habe ich ihm auch gesagt. Ich habe gleich meinen alten Chef angerufen und von ihm ein paar Telefonnummern bekommen, also warten wir's ab. Immerhin ist Walter bereit, jede Summe zu zahlen, aber dafür muss ich auch wahrscheinlich den Rest der Woche abends lange arbeiten. Und nach Atlanta fahren.«

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte ich. »Heute war erst dein zweiter Arbeitstag.«

»Nun, er hat mir nicht gerade die Wahl gelassen. So ungefähr jeder große Bauunternehmer von Texas bis Virginia kommt, und alle Abteilungsleiter erscheinen. Es dauert ja nicht das ganze

Wochenende, ich fliege am Samstagmorgen hin und Sonntagmittag zurück.«

Das gefiel mir gar nicht, aber was konnte ich tun? »Na gut«, sagte ich. »Es scheint so, als wärest du jetzt schon unentbehrlich.«

»Ich gebe mir Mühe.« Sie lächelte. »Wie ging es London heute? Hat sie gut Klavier gespielt?«

»Super, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie Ballett so toll findet. Gestern nach der Stunde war sie sehr still.«

»Die Lehrerin hat sich aufgeregt, weil ihr zu spät gekommen seid, und deshalb hat London sich auch aufgeregt.«

»Die Lehrerin wirkt sehr streng.«

»Ist sie auch. Deshalb gewinnen ihre Schülerinnen auch so viele Preise.« Sie deutete mit dem Kopf auf London. »Setzt du London bitte schon mal in die Wanne?«

»Jetzt?«

»Dann kannst du ihr nach dem Essen noch etwas vorlesen und sie dann schlafen legen. Sie ist müde, und wie gesagt, ich habe noch tonnenweise Arbeit vor mir.«

»Klar.« Wahrscheinlich, so stellte ich fest, ginge ich wieder einmal allein ins Bett.

Kapitel 7

Paarweise

Als London dreieinhalb war, machten wir einmal zu dritt ein Picknick am Lake Norman. Vivian packte köstlichen Proviant ein, und auf dem Weg zum See kauften wir einen Drachen, weil eine schöne Brise wehte. Ich wählte einen aus, wie er in meiner Kindheit beliebt gewesen war: einfach und günstig, nicht so einen, den ein echter Liebhaber steigen ließe.

Er erwies sich als perfekt. Ich konnte ihn selbst hochbringen, und sobald er aufgestiegen war, klebte er praktisch am Himmel. Egal,

was ich tat, ob ich stand oder herumlief, auch als ich London die Schnur um das Handgelenk band, er flog weiter. Sie konnte Blumen pflücken und Schmetterlinge jagen und sogar den jungen Cockerspaniel eines netten Paars ein Weilchen auf sich herumkrabbeln lassen, der Drachen blieb in der Luft. Als wir schließlich aßen, schlang ich die Schnur um einen Ast in der Nähe, und er flatterte über uns.

Vivian war gut gelaunt, und wir blieben fast den ganzen Nachmittag am See. Auf dem Heimweg dachte ich, dass solche Momente eigentlich das Leben ausmachten, und dass ich, was auch passieren mochte, meine Familie niemals im Stich lassen würde.

Aber nun geschah genau das. Oder

zumindest kam es mir so vor. Ich hatte das Gefühl, alle im Stich zu lassen, einschließlich meiner selbst.

★

Es war Mittwoch, Vivians dritter Arbeitstag, und ich war mit London allein.

Den ganzen Tag.

Als ich mit ihr vor der Praxis des zweiten Chiropraktikers stand, war mir beinahe zumute, als verfrachtete ich meine Tochter in ein fremdes Land. Die Vorstellung, dass sie mit Fremden im Wartezimmer säße, machte mich unruhig; Zeitungen und Fernsehnachrichten hatten moderne

Eltern davon überzeugt, dass überall Gefahr lauerte.

Ich fragte mich, ob meine Eltern sich je auf diese Art um Marge und mich gesorgt hatten, allerdings fragte ich mich das nur ganz kurz. Natürlich nicht. Mein Vater ließ mich früher auf der Bank vor einer Kneipe warten, wenn er sich mit Freunden auf ein Bier traf. Und diese Bank stand an einer geschäftigen Straße nahe einer Bushaltestelle.

»Das ist ein wichtiger Termin für Daddy, das verstehst du doch, oder?«

»Ja«, sagte London.

»Und du musst still sitzen.«

»Und nicht aufstehen und rumlaufen und mit Fremden reden. Hast du schon

gesagt.«

Vivian und ich hatten offenbar etwas richtig gemacht, denn London hielt sich voll und ganz an meine Anweisungen. Die Sprechstundenhilfe lobte, wie brav sie gewesen sei, was mein schlechtes Gewissen etwas linderte.

Leider hatte der Chiropraktiker kein Interesse an meiner Dienstleistung. Meine Erfolgsquote lag bei null von drei. Am nächsten Tag steigerte ich sie in dem Restaurant auf null von vier.

Doch ich zwang mich, optimistisch zu bleiben, und hatte meine bis dahin beste Präsentation am Freitagnachmittag. Die Eigentümerin des Wellness-Salons, eine blonde, schnell redende Frau Mitte

fünfzig, war begeistert, und obwohl es ihrem Unternehmen ohnehin gut ging, wusste sie, wer ich war, und kannte sogar einige meiner Kampagnen. Im Gespräch mit ihr war ich entspannt und selbstbewusst, und hinterher hatte ich das Gefühl, ich hätte es nicht besser machen können. Doch es sollte einfach nicht sein.

Ich konnte keine weiteren Termine für die kommende Woche vereinbaren, und ich lag bei null von fünf.

★

Immerhin war Freitagabend.

Wenn es nichts zu feiern gab, sollte man trotzdem feiern, oder?

Das mit dem »nichts zu feiern« stimmte allerdings nicht ganz. Ich selbst hatte zwar beruflich keinen Erfolg gehabt, Vivian jedoch stieg in ihrem neuen Job auf wie eine Rakete. Es war ihr sogar gelungen, eine Band aus den Achtzigern für den Samstag aufzutreiben, deren Namen ich kannte.

Und ich hatte viel mit London allein unternommen, was definitiv etwas Neues war. Leider fühlte es sich trotzdem komisch an. Wegen des ewigen Hetzens von hier nach dort kam es mir beinahe vor, als *arbeitete* ich für London, statt meine Zeit mit ihr zu genießen.

Ging es nur mir so oder anderen Eltern ebenfalls?

Wie dem auch sein mochte, Freitagabend war Freitagabend, und während London beim Ballett war, kaufte ich Lachs, Steaks und eine schöne Flasche Chardonnay. Vivians SUV stand in der Auffahrt, als wir zurückkamen, und London sprang gleich aus dem Auto ins Haus. Als ich ihr mit den Einkäufen folgte, kam sie mir schon wieder entgegen. Vivian war nirgends zu entdecken, rief dann jedoch aus dem Schlafzimmer.

Sofort rannte London zu ihr, und ich hörte Vivian sagen: »Da bist du ja, mein Schatz! Wie war dein Tag?«

Ich fand die beiden am Bett, auf dem ein offener Koffer lag, daneben zwei weitere

leere Kaufhaustüten.

Besorgungen.

»Du packst schon mal für morgen?«

»Ich muss doch heute Abend schon los.«

»Du fährst weg?«, platzte London heraus.

Vivian legte ihr die Hand auf die Schulter. »Ja, ich muss. Tut mir leid, mein Schatz.«

»Aber du sollst hierbleiben!«

»Das geht nicht. Aber wenn ich am Sonntag nach Hause komme, mache ich es wieder gut. Dann unternehmen wir was Schönes, nur du und ich.«

»Was denn?«, wollte London wissen.

»Das darfst du dir aussuchen.«

»Vielleicht …« Sie überlegte

angestrengt. »Wir könnten zur Blaubeer-Plantage fahren. Wo wir schon mal waren. Da können wir Blaubeeren pflücken und die Tiere streicheln.«

»Das ist eine tolle Idee!«, sagte Vivian.

»Und wir müssen auch den Hamsterkäfig sauber machen.«

»Das erledigt Daddy für dich, wenn ich weg bin. Jetzt bekommst du erst mal was zu essen, ja? Ich glaube, es ist noch Hühnchen und Reis von gestern da. Wartest du bitte in der Küche, während ich kurz mit Daddy spreche?«

»Okay.«

»Also«, sagte ich, als London uns allein gelassen hatte, »du musst heute schon los.«

»In einer halben Stunde. Walter will, dass wir mit dem Manager des Ritz-Carlton das Programm durchsprechen, damit alles so aufgebaut wird, wie er es sich vorstellt.«

»Das Ritz-Carlton?«, fragte ich. »Da wohnst du?«

»Ja. Du ärgerst dich sicher, ich weiß. Ich war auch nicht gerade begeistert, dass ich zwei Nächte wegmuss. Aber ich versuche, das Beste daraus zu machen.«

»Mehr kann man nicht tun.« Ich lächelte gezwungen.

»Lass mich bitte noch ein bisschen mit London allein, ja? Sie ist traurig, glaube ich.«

»Ist gut.«

Sie sah mich an. »Du bist böse auf mich.«

»Nein. Ich wünschte nur, du müsstest nicht wegfahren. Ich meine, ich verstehe es schon, aber ich hatte mich auf heute Abend gefreut.«

»Ja, ich mich auch.« Sie gab mir einen flüchtigen Kuss. »Wir holen das nächsten Freitag nach, okay?«

»Okay.«

»Könntest du den Koffer für mich zumachen? Meine Nägel sind frisch lackiert.« Sie hielt die Hände hoch. »Ist die Farbe gut?«

»Super«, versicherte ich ihr. »Heute Abend wollt ihr noch mit dem Manager sprechen?«

»Das Ganze hat sich zu einer richtig großen Sache entwickelt.«

»Es sind vier Stunden bis Atlanta.«

»Wir fahren nicht mit dem Auto. Wir fliegen.«

»Wann geht die Maschine?«

»Halb sieben.«

»Müsstest du dann nicht längst unterwegs sein?«

»Wir fliegen mit Walters Privatjet.«

Walter. Allmählich hasste ich den Klang dieses Namens fast so sehr wie das Wort *Besorgungen*.

»Wow«, sagte ich. »Du steigst auf.«

»Es ist ja nicht mein Jet«, sagte sie grinsend. »Sondern seiner.«

★

»Ich wusste, dass du es auch allein schaffst«, sagte Marge. »Du kannst stolz auf dich sein.«

»Bin ich aber nicht. Ich bin erschöpft.«

Als wir am Samstag um elf zu meinen Eltern kamen, war es bereits brütend heiß. Marge und Liz saßen mir auf der Terrasse gegenüber, während ich ihnen in allen Details von der hektischen vergangenen Woche berichtete. London half meiner Mutter in der Küche, Dad war wie üblich in der Garage.

»Aber du hast selbst gesagt, dass du bei deiner letzten Präsentation richtig in Schwung gekommen bist.«

»Hat trotzdem nichts genutzt. Und

nächste Woche habe ich gar keine Termine.«

»Das Gute daran ist«, sagte Marge, »dass es dadurch um einiges einfacher wird, London zu ihren ganzen Kursen zu bringen. Und du hast auch noch Zeit zum Kochen und Putzen.«

Als ich sie böse anfunkelte, lachte sie. »Ach, mach dich locker. Es war doch klar, dass Vivians erste Arbeitswoche chaotisch würde. Aber du weißt ja, am dunkelsten ist die Nacht kurz vor dem Sonnenaufgang.«

»Ach, hör auf«, erwiderte ich. »Auf der Fahrt hierher habe ich darüber nachgedacht, dass ich Klempner hätte werden sollen, wie Dad. Klempner

haben immer Arbeit.«

»Schon«, sagte Marge. »Aber dabei ist auch eine Menge Scheiße im Spiel.«

Trotz meiner trüben Stimmung musste ich lachen. »Sehr witzig.«

»Was soll ich sagen? Ich bringe allen um mich herum Frohsinn und Heiterkeit. Selbst quengeligen kleinen Brüdern.«

»Ich hab nicht gequengelt.«

»Doch. Und zwar seit du hier bist.«

»Liz?«

Sie zupfte an der Armlehne. »Vielleicht ein bisschen.«

★

Nach dem Essen war es noch heißer, weshalb ich beschloss, mit London ins

Kino zu gehen, in einen Zeichentrickfilm. Marge und Liz begleiteten uns und schienen genauso viel Spaß daran zu haben wie London. Doch sosehr ich die Zeit genießen wollte, meine Gedanken schweiften immer wieder zu der vergangenen Woche ab und dazu, was um alles in der Welt wohl als Nächstes passieren würde.

Nach dem Kino wollte ich nicht nach Hause. Auch Marge und Liz schienen gern noch bei meinen Eltern zu bleiben, und am Ende machte Mom einen Thunfischauflauf, was London besonders gern mochte, allein schon wegen der Nudeln. Sie aß eine größere Portion als sonst und schlief im Auto fast ein. Daher

wollte ich sie nur noch schnell in die Wanne stecken, ihr ein paar Geschichten vorlesen und mich dann den restlichen Abend vor dem Fernseher entspannen.

Doch es sollte nicht sein. Sobald wir zu Hause waren, ging sie zu den Hamstern, und dann hörte ich sie von oben schreien.

»Komm schnell! Ich glaube, mit Mrs. Sprinkles stimmt was nicht!«

Ich lief nach oben, spähte in den Käfig und hatte einen Hamster vor der Nase, der offenbar versuchte, die Scheibe zu durchbrechen. Das ganze Zimmer roch wie ein Stall. »Für mich sieht sie ganz normal aus.«

»Das ist doch Mr. Sprinkles! Mrs. Sprinkles bewegt sich nicht.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Ich glaube, sie schläft.«

»Aber was, wenn sie krank ist?«

Ich hatte keine Ahnung, was in dem Fall zu tun wäre, deshalb nahm ich den Deckel ab und hob Mrs. Sprinkles hoch. Sie war warm, immer ein gutes Zeichen, und jetzt bewegte sie sich langsam.

»Geht es ihr gut?«

»Auf mich macht sie einen gesunden Eindruck«, sagte ich. »Möchtest du sie halten?«

Sie nickte und wölbte die Hände, sodass ich den Hamster hineinsetzen konnte. Dann hielt sie sich das Tierchen dicht vor das Gesicht.

»Ich glaube, ich behalte sie ein bisschen

bei mir, zur Sicherheit.«

»Alles klar.« Ich küsste London auf den Scheitel. »Aber nicht zu lange, ja? Es ist bald Schlafenszeit.« Damit ging ich zur Tür.

»Daddy?«

»Ja?«

»Du musst den Käfig sauber machen.«

»Einverstanden, aber morgen, okay? Ich bin ein bisschen müde.«

»Mommy hat gesagt, dass du es machst.«

»Ich habe ja gerade gesagt, morgen.«

»Aber was, wenn Mrs. Sprinkles davon krank wird? Du musst es jetzt machen.« Ihr Tonfall wurde schriller. Ich war nicht in der Stimmung, mich damit

auseinanderzusetzen.

»Ich komme gleich wieder hoch und bringe dich ins Bett. Wirf bitte deine schmutzigen Sachen in den Wäschekorb.«

Die nächste halbe Stunde zappte ich durch die Kanäle, fand aber nichts, was ich sehen wollte. Mehr als hundert Sender und nichts Brauchbares. Ich war nicht nur müde, sondern auch schlecht gelaunt. Morgen musste ich Hamsterdreck wegputzen, meine Kundenliste hing bei null fest, und wenn kein Wunder geschah, blieb das auch erst mal so. Und meine Frau trieb sich währenddessen in Privatjets und dem Ritz-Carlton herum.

Schließlich ging ich wieder in Londons Zimmer. Die Hamster waren im Käfig, und meine Tochter spielte mit ihren Barbies.

»Hallo, mein Schatz. Gehst du jetzt bitte in die Wanne?«

Sie antwortete, ohne sich umzudrehen: »Ich will heute nicht baden.«

»Aber du hast bei Nana so geschwitzt.«

»Nein.«

Ich blinzelte. »Was ist denn los, Süße?«

»Ich bin böse auf dich.«

»Warum?«

»Weil dir Mr. und Mrs. Sprinkles ganz egal sind.«

»Aber das stimmt doch gar nicht.« Beide Hamster flitzten durch den Käfig wie

immer. »Und ich bringe dich jetzt ins Bad.«

»Mommy soll das machen.«

»Die ist aber leider nicht da.«

»Dann bade ich nicht.«

»Sieh mich mal an.«

»Nein.«

Sie klang beinahe wie Vivian, und ich war ratlos. Die Barbie stampfte wütend in ihrem Haus herum, sie schien kurz davor, die Möbel umzutreten.

»Wie wär's, wenn ich schon mal Wasser einlasse? Dann können wir darüber reden. Ich gebe auch extra viel Schaumbad rein.«

Als die Wanne wie versprochen mit extra viel Schaum voll war, ging ich zu

London. Sie hatte sich nicht vom Fleck gerührt, und Barbie tobte immer noch durch die Zimmer, Ken an ihrer Seite.

»Ich kann nicht Frühstück machen«, hörte ich Barbie zu Ken sagen lassen. »Ich muss zur Arbeit.«

»Aber eigentlich sollen doch die Daddys arbeiten«, sagte Ken.

»Daran hättest du vielleicht denken sollen, ehe du gekündigt hast.«

Mein Magen verkrampfte sich, ganz eindeutig ahmte London Vivian und mich nach.

»Du kannst jetzt baden«, sagte ich.

»Ich hab dir doch gesagt, ich will nicht!«

»Jetzt komm schon –«

»*Nein!*«, schrie sie. »Ich bade nicht, und

du kannst mich nicht zwingen! Du bist schuld, dass Mommy arbeiten geht!«

»Das stimmt nicht –«

»*Doch!*« Als sie sich jetzt umdrehte, strömten ihr die Tränen über die Wangen. »Das hat sie mir gesagt! Weil du nicht arbeitest!«

Ein anderer Vater hätte sich vielleicht weniger angegriffen gefühlt, aber ich war erschöpft, und ihre Worte trafen mich, weil ich sowieso so unzufrieden mit mir war.

»Ich arbeite sehr wohl!« Meine Stimme wurde lauter. »Und dazu kümmere ich mich um dich und das Haus!«

»Ich will Mommy!«, heulte sie, und da erst fiel mir auf, dass Vivian an diesem

Tag nicht angerufen hatte. Erreichen konnte ich sie vermutlich nicht, denn die Veranstaltung musste gerade in vollem Gange sein.

Ich atmete tief durch. »Sie kommt morgen zurück, und dann fahrt ihr beide zur Blaubeer-Plantage, weißt du noch? Da willst du doch schön sauber sein, oder?«

»Nein!«, brüllte sie. »Ich hasse dich!«

Ohne groß nachzudenken marschierte ich zu ihr und nahm sie an den Armen. Sie wehrte sich und schrie, als ich sie ins Bad zerrte wie in einem Schlechte-Eltern-Video auf YouTube.

»Entweder ziehst du dich jetzt aus und steigst in die Wanne, oder ich zieh dich

aus. Das ist mein voller Ernst.«

»Geh weg!«

Ich legte ihren Schlafanzug auf das Waschbecken und schloss die Tür. Die nächsten Minuten hörte ich sie abwechselnd weinen und mit sich selbst reden, während ich vor der Tür wartete.

»Steig in die Wanne, London«, sagte ich warnend durch die Tür. »Sonst musst du den Hamsterkäfig ganz allein sauber machen.«

Wieder schrie sie, doch eine Minute später hörte ich sie in die Wanne klettern. Ich wartete weiter. Nach einer Weile spielte sie ohne die vorherige Wut in der Stimme mit ihren Badetieren. Als sich die Tür endlich öffnete, stand

London mit nassen Haaren und im Schlafanzug vor mir.

»Können wir mir die Haare heute föhnen, statt sie nass zu lassen?«

Zähneknirschend sagte ich: »Aber sicher, Schätzchen.«

»Mommy fehlt mir.«

Ich ging in die Hocke und nahm sie in die Arme, der süß-saubere Duft stieg mir in die Nase. »Das weiß ich.« Dann drückte ich sie fest an mich, und sie fing an zu weinen. Ich fragte mich, wie ein so verkorkster Vater wie ich dabei geholfen haben konnte, etwas so Wundervolles zu schaffen.

★

Als wir beide auf ihrem Bett lagen, las ich ihr die Geschichte von der Arche Noah vor. Ihr Lieblingsteil war der, als die Arche fertiggestellt war und die Tiere einstiegen.

»Paarweise«, las ich vor, »kamen sie von überall auf der Erde. Löwen und Pferde und Hunde und Elefanten und Zebras und Giraffen.«

»Und Hamster«, ergänzte London.

»Und Hamster. Und paarweise gingen sie zu ihm in die Arche. Wie sie alle hineinpassten, fragten sich die Menschen. Aber auch dafür hatte Gott einen Plan. Es war genug Platz, und alle Tiere waren froh. Und paarweise blieben sie in der Arche, während der Regen einsetzte.«

Gegen Ende der Geschichte schlief London langsam ein. Ich knipste das Licht aus und küsste sie auf die Wange.

»Ich hab dich lieb«, flüsterte ich.

»Ich dich auch, Daddy«, murmelte sie, und ich schlich aus dem Zimmer.

London und ich, Vater und Tochter, wir gaben beide unser Bestes. Dennoch hatte ich das Gefühl, sie im Stich zu lassen und rundherum zu versagen.

Kapitel 8

Neue Erfahrungen

Im vergangenen Februar, als sich meine Situation in der Agentur immer weiter verschlimmerte, wurde London krank. Zwei Tage lang übergab sie sich fast ununterbrochen, und wir mussten sie ins Krankenhaus bringen, um das Erbrechen zu stoppen und ihr Flüssigkeit zuzuführen.

Ich hatte Angst. Vivian auch, allerdings strahlte sie deutlich mehr Souveränität im Umgang mit den Ärzten aus als ich. Im Gespräch mit ihnen war sie ruhig und gelassen und stellte die richtigen Fragen.

London musste nicht über Nacht in der Klinik bleiben, und zu Hause saß Vivian bis Mitternacht bei ihr. Da sie praktisch die ganze Nacht davor auch wach gewesen war, löste ich sie ab. Wie Vivian setzte ich mich auf den Schaukelstuhl und nahm meine Tochter auf den Schoß. Sie war immer noch fiebrig, und ich erinnere mich gut, wie klein und zerbrechlich sie sich anfühlte, eingewickelt in eine Decke und schwitzend und zitternd zugleich. Alle zwanzig Minuten wachte sie auf. Gegen sechs legte ich sie endlich ins Bett und ging nach unten, um mir einen Kaffee zu kochen. Eine Stunde später tapste London in die Küche und setzte sich neben Vivian an den Tisch. Sie bewegte sich schwerfällig und war blass.

»Hallo, Schätzchen. Wie geht es dir?«

»Ich hab Hunger«, erwiderte London.

»Das ist ein gutes Zeichen«, sagte Vivian. Sie legte ihr die Hand auf die Stirn und lächelte. »Ich glaube, das Fieber ist weg.«

»Mir geht's ein bisschen besser.«

»Russ? Bringst du uns ein paar Cheerios? Ohne Milch.«

»Klar«, sagte ich.

»Probieren wir es erst mal ohne Milch, ja? Nicht, dass dein Magen wieder durcheinanderkommt.«

Ich trug die Schale an den Tisch und setzte mich mit meinem Kaffee neben London.

»Du warst sehr krank«, sagte ich. »Deine Mom und ich haben uns große Sorgen gemacht.«

»Und heute ruhst du dich noch aus, okay?«, ergänzte Vivian.

London nickte kauend. Ich war froh, sie essen zu sehen.

»Danke, dass du bei mir warst, Mommy.«

»Aber natürlich, mein Spatz. Ich bin immer bei dir, wenn du krank bist.«

»Ich weiß«, sagte London.

Während ich an meinem Kaffee nippte, wartete ich darauf, dass Vivian auch meine Hilfe erwähnte.

Aber es kam nichts.

★

Kinder sind zäh. Das weiß ich, weil meine Eltern diesen Ausdruck schon verwenden, seit ich mich erinnern kann,

vor allem in Zusammenhang mit ihrer Erziehungsphilosophie für Marge und mich. *Warum habt ihr dieses und jenes mit uns gemacht?*, fragten wir sie. *Das hätte doch auch schiefgehen können. Ach, keine Angst. Kinder sind zäh.*

Und man muss sagen, da ist etwas dran. Als London am Sonntagmorgen die Treppe herunterkam, schien sie ihren Wutausbruch vom Vorabend völlig vergessen zu haben. Sie war in Plauderlaune und sogar noch fröhlicher, als sie Froot Loops zum Frühstück bekam, während ich nach oben ging, um ihren Hamsterkäfig zu säubern. Als ich die alte Streu in die Mülltonne warf, fiel mir Londons Fahrrad ins Auge, und

obwohl es bereits heiß wurde, wusste ich, was sie und ich an diesem Vormittag unternehmen konnten.

»Sag mal«, fragte ich London. »Hast du Lust, was Schönes zu machen?«

»Was denn?«

»Wir könnten doch noch mal Fahrrad fahren. Vielleicht sogar ohne Stützräder.«

»Da falle ich hin.«

»Nein, das verspreche ich dir. Ich laufe neben dir her und halte dich fest.«

»Ich bin schon lange nicht mehr gefahren.«

»Das macht nichts. Wenn du keine Lust mehr hast oder Angst bekommst, hören wir auf.«

»Ich hab keine Angst. Aber Mommy

mag es nicht, wenn ich verschwitzt bin.«

»Dann kannst du dich ja schnell waschen. Kein Problem. Möchtest du es probieren?«

Sie überlegte. »Vielleicht ein bisschen«, sagte sie vorsichtig. »Wann kommt Mommy nach Hause?«

Als hätte meine Frau unsere Tochter aus kilometerweiter Entfernung gehört, klingelte mein Handy. Vivians Name blinkte auf dem Bildschirm auf. »Na, fragen wir sie doch. Sie ruft gerade an. Sie muss an dich gedacht haben.« Ich hob ab und stellte auf Lautsprecher. »Hallo, Schatz. Wie geht's dir? Wie lief es gestern? Ich habe das Handy laut gestellt, London ist auch hier.«

»Hallo, meine Kleine!«, sagte Vivian. »Wie geht es dir? Entschuldige bitte, dass ich dich gestern nicht angerufen habe. Ich hatte wahnsinnig viel zu tun. Wie war dein Tag?«

»Ganz toll«, antwortete London. »Ich war bei Nana, und dann sind Daddy und Tante Marge und Tante Liz und ich ins Kino gegangen, in einen total lustigen Film.«

Während Vivian sich mit London unterhielt, goss ich mir Kaffee nach und ging mir schnell eine kurze Hose, ein T-Shirt und Turnschuhe anziehen. Als ich wieder in die Küche kam, erzählte London ihrer Mutter gerade von den Hamstern, und schließlich fragte Vivian

nach mir.

Ich schaltete den Lautsprecher aus und hielt mir das Telefon ans Ohr.

»Hallo«, sagte ich.

»London hat ja richtig gute Laune. Hört sich an, als hättet ihr euch super amüsiert. Ich bin neidisch.«

Ich zögerte, weil ich an den vergangenen Abend dachte. »Es war okay. Wie lief es bei dir?«

»Erstaunlich gut, ohne eine Panne. Walter war begeistert. Die Video-Präsentationen waren großartig, die Musik auch. Die Leute sind total abgegangen.«

»Freut mich, dass es geklappt hat.«

»Und wie! Wir haben viel Geld

eingenommen. Ganz offensichtlich ist Walter nicht der Einzige, der mit der derzeitigen Regierung und dem Kongress unzufrieden ist, was Bauprojekte betrifft. Die Vorschriften werden langsam absurd. Bauunternehmer stehen wirklich extrem unter Druck, es ist fast unmöglich geworden, Gewinne zu erwirtschaften.«

Wie man an Walters Privatjet sieht, dachte ich. »Wann kommst du nach Hause?«

»Ich hoffe, so gegen eins. Aber könnte sein, dass wir noch mit einem Bauunternehmer aus Mississippi essen gehen. In dem Fall wird es eher drei.«

»Moment mal.« Ich ging ins Wohnzimmer. »Was ist mit der

Blaubeer-Plantage?«

»Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.«

»Aber du hast es London versprochen.«

»Nein, hab ich nicht.«

»Doch, ich war ja dabei, Vivian. Und ich hab dich gestern verteidigt.«

»Was soll das denn bedeuten?«

Ich berichtete, was am Abend vorher passiert war.

»Na, das ist ja super«, sagte sie. »Du hättest sie nicht daran erinnern sollen.«

»Soll das heißen, es ist meine Schuld?«

»Jetzt wird sie noch trauriger sein.«

»Weil du es ihr vorgeschlagen hast.«

»Hör damit auf, Russ, ja? Ich war fast zwanzig Stunden auf den Beinen und habe kaum geschlafen. Rede einfach mit

ihr, okay? *Erklär* es ihr.«

»Was soll ich denn sagen?«

»Sprich bitte nicht in dem Tonfall mit mir. Ich bin nicht diejenige, die dieses Mittagessen vereinbart hat. Ich bin Walter hier ausgeliefert, und es geht um viel Geld.«

»Spannerman hat schon viel Geld. Er ist Milliardär.«

Sie stieß hörbar die Luft aus. »Wie schon gesagt.« Ihre Stimme klang angespannt. »Vielleicht schaffe ich es ja noch. Wenn das Mittagessen platzt, bin ich um eins zu Hause. In ein, zwei Stunden weiß ich mehr.«

»Also gut. Gib mir Bescheid.«

★

Ich beschloss, London noch nichts zu sagen, bis ich Genaueres wusste, und sie kam mit nach draußen. Da das Fahrrad voller Staub war, spritzte ich es mit dem Schlauch ab, dann pumpte ich die Reifen auf. Anschließend musste ich einen Schraubenschlüssel suchen – warum löste sich Werkzeug eigentlich immer in Luft auf? – und montierte die Stützräder ab. London war mittlerweile gewachsen, weshalb ich den Sattel und den Lenker höher schraubte, und als das Rad endlich bereit war, setzte London sich drauf.

»Weißt du noch, wie es geht?«, fragte ich und schob ihren Helm zurecht.

»Ich muss treten. Aber du lässt nicht los,

oder?«

»Erst, wenn du so weit bist.«

Also begann sie zu treten und fuhr wackelig los, während ich den Sattel festhielt und gebückt neben ihr herlief. Bald schon atmete ich schwer, der Schweiß tropfte. Dann floss er. Unzählige Male fuhren wir die Straße auf und ab, und als ich schon um eine Pause bitten wollte, wurde sie auf einmal sicherer, zumindest geradeaus. Nach und nach lockerte ich meinen Griff um den Sattel. Bald reichten schon die Finger aus, um sie im Notfall auffangen zu können.

Und dann konnte ich loslassen.

Nicht lange, nur ein paar Sekunden, und beim nächsten Mal ebenfalls. Aber

schließlich sagte ich die magischen Worte.

»Ich lasse dich kurz los«, keuchte ich.

»Nein, Daddy!«

»Du schaffst es! Tritt einfach weiter. Ich bin hier und fange dich auf.« Ich löste die Hand vom Sattel und rannte neben dem Fahrrad her, nicht länger als zwei, drei Sekunden. London sah mich an, ein Staunen in der Miene, und dann griff ich wieder nach dem Sattel.

»Ich bin gefahren, Daddy!«, rief sie. »Ganz allein!«

Am Ende der Sackgasse drehten wir um, und als sie das Gleichgewicht gefunden hatte, ließ ich wieder los, dieses Mal fünf bis sechs Sekunden lang. Dann

zehn. Und schließlich fuhr sie den ganzen Weg ohne Hilfe.

»Ich kann fahren, Daddy! Ich fahre!«, quiekte sie, und obwohl ich heftig schwitzte und außer Atem war, stieß ich hervor: »Ja, mein Schätzchen! Du fährst Fahrrad!«

★

Als London endlich aufhören wollte, schmerzte mein gesamter Körper, und mein T-Shirt war durchgeschwitzt. Ich schob das Fahrrad in die Garage und ging mit ihr ins Haus. Die angenehm klimatisierte Luft war für mich der Beweis für die Existenz Gottes.

»Ich brauche eine Pause«, sagte ich

immer noch atemlos.

»Okay.«

Ich sprang kurz unter die Dusche, bis ich mich wieder einigermaßen menschlich fühlte, zog mich an und ging in die Küche.

Auf dem Handy war eine SMS von Vivian. *Mittagessen wurde abgesagt. Bin auf dem Weg zum Flughafen. Sag London, ich bin bald zu Hause.*

Ich fand meine Tochter im Wohnzimmer, wo sie mit den Barbies spielte. »Mommy kommt bald. Dauert nicht mehr lange.«

»Okay«, sagte sie in merkwürdig unbewegtem Tonfall.

★

Ich bereitete einen Salat zu, grillte für Vivian den Lachs und machte Sandwiches für London und mich. Als Vivian durch die Tür trat, war der Tisch bereits gedeckt.

Nachdem sie London begrüßt hatte, kam sie zu mir in die Küche und küsste mich ebenfalls. »Wow«, meinte sie. »Das ist aber ein schickes Mittagessen.«

»Ich hatte die Sachen da, deshalb … Wie war dein Flug?«

»Toll. Es ist so angenehm, sich nicht mit Parkplätzen oder Sicherheitskontrollen oder Handgepäckfächern rumärgern zu müssen! Privatjets sind definitiv das einzig Wahre.«

»Das merke ich mir für die Zeit, wenn ich Millionen verdiene.«

»Was habt ihr beide heute Vormittag gemacht?«

»Ich hab das Rad aus der Garage geholt.«

»Ach ja? Wie lief es?«

»Am Ende war sie ziemlich gut.«

»Gut, dass ich das nicht machen musste. Ganz schön heiß heute.«

»Heute Vormittag war es nicht so schlimm«, log ich.

»Hast du daran gedacht, sie einzucremen?«

»Oh, nein.«

»So was darfst du nicht vergessen. Du weißt doch, wie die Sonne ihrer Haut

schaden kann.«

»Beim nächsten Mal denke ich daran.«

Noch einmal küsste sie mich, und beim Essen erzählte sie von ihrem Wochenende und unterhielt sich mit London über ihre Aktivitäten der vergangenen Tage. Hinterher gingen Vivian und London zum Auto, während ich die Küche aufräumte.

Zum ersten Mal seit Dienstag hatte ich London nicht bei mir. Ich hätte ja gearbeitet, aber es gab nichts zu tun, und obwohl ich mich auf den ruhigen Nachmittag gefreut hatte, werkelte ich letzten Endes im Haus herum und stellte überrascht fest, wie sehr ich meine Tochter vermisste.

★

Gegen fünf kamen Vivian und London zurück, mit Einkaufstüten in der Hand. Die Hände meiner Tochter waren kein bisschen schmutzig.

»Wart ihr auf der Plantage?«, fragte ich.

»Nein.« Vivian stellte die Tüten auf dem Tisch ab. »Es war zu heiß. Deshalb sind wir lieber ins Einkaufszentrum gefahren, London brauchte noch Sachen für die Schule.«

Natürlich.

Bevor wir weiter darüber sprechen konnten, rauschte Vivian an mir vorbei in die Küche. Ich ging ihr nach und versuchte, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber Vivian war gereizt und

nicht in Stimmung für mehr als gemurmelte, einsilbige Antworten. Sie kochte Pasta und Gemüse für London und mich, machte sich selbst einen Salat zurecht, und das Essen war schnell vorbei. Erst als wir die Spülmaschine beluden, fragte ich sie, was los sei.

»Du hast mir nicht erzählt, dass du die Stützräder abmontiert hast. Und dass sie tatsächlich ohne Hilfe gefahren ist.«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich dachte, das wäre klar.«

»Woher sollte ich das denn wissen?«

»Bist du sauer?«

»Ja, natürlich bin ich sauer.«

»Aber warum eigentlich?«

»Weil ich nicht dabei war. Bist du mal

auf die Idee gekommen, dass ich gern zugesehen hätte?«

»Sie fängt doch gerade erst an. Kurven kann sie noch nicht fahren.«

»Na und? Es geht darum, dass du ihr ohne mich das Fahren beigebracht hast. Warum hast du nicht auf mich gewartet?«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

Sie schnappte sich ein Geschirrtuch und rubbelte sich die Hände ab. »Genau das ist das Problem, Russ. Das machst du jedes Mal. In unserem Leben dreht sich immer alles darum, was du willst.«

»Das stimmt nicht. Und woher sollte ich wissen, dass du dabei sein willst? Du warst doch bisher gegen das Fahrrad.«

»War ich nicht! Wie kommst du darauf?

Ich bin doch diejenige, die es ihr gekauft hat.«

Mit großen Augen sah ich sie an und dachte: *Ich musste dich in das Geschäft schleifen.* Erinnerte sie sich wirklich anders daran? Oder wurde ich langsam wahnsinnig?

Während ich noch darüber nachgrübelte, wandte sie sich zum Gehen. »Wo willst du hin?«

»London muss baden«, sagte sie. »Du hast doch nichts dagegen, wenn ich ein bisschen Zeit mit meiner Tochter verbringe, oder?«

Damit verließ sie die Küche.

Meiner Tochter?

★

Als London im Bett war, saßen Vivian und ich auf der Couch und sahen fern. Vivian nippte an einem Glas Wein. Ich überlegte, ob ich die Kinderbetreuung noch einmal ansprechen sollte, war aber nicht sicher, ob sie noch wütend wegen des Fahrradfahrens war. Ihr Blick huschte mit einem Lächeln zu mir, dann zurück zum Fernseher. Immerhin besser, als ignoriert zu werden.

»Viv?«, sagte ich.

»Hm?«

»Tut mir leid, dass du das mit dem Fahrradfahren verpasst hast. Ich dachte wirklich nicht, dass es dir so wichtig ist.«

Sie schien darüber nachzudenken, dann

sackten ihre Schultern leicht nach unten. »Schon gut. Ich wünschte nur, ich hätte es miterlebt.«

»Das kann ich verstehen. Ich habe im Laufe der Jahre auch einiges bei ihr verpasst.«

»Aber du bist nicht ihre Mama. Für Mütter ist es anders.«

»Kann schon sein.« Wobei ich mir da nicht so sicher war. Aber das brauchte ich nicht unbedingt zu erwähnen.

»Vielleicht kannst du es mir morgen Abend vorführen.« Ihre Stimme klang weich, und ich sah die Vivian, in die ich mich vor vielen Jahren verliebt hatte. Es war beinahe unheimlich, dass meine Frau nicht zu altern schien.

»Es freut mich, dass deine Veranstaltung pannenfrei abgelaufen ist. Dein Chef frisst dir mit Sicherheit jetzt schon aus der Hand.«

»Walter frisst niemandem aus der Hand.«

»Was steht in der kommenden Woche an?«

»Das erfahre ich morgen. Könnte sein, dass ich am Mittwoch noch mal woanders übernachten muss.«

»Noch eine Spendenveranstaltung?«

»Nein, dieses Mal eine Fahrt nach Washington. Und ich weiß, dass London wieder traurig sein wird. Ich komme mir wie eine Rabenmutter vor.«

»Das bist du nicht. Und London weiß,

dass du sie liebst.«

»Aber es ist ihr letzter Sommer vor der Schule, und wahrscheinlich fühlt sie sich von mir alleingelassen. Sie braucht Stabilität, und die bekommt sie gerade nicht.«

»Ich gebe mir alle Mühe.«

»Ja, ich weiß. Sie hat mir auch erzählt, dass sie gern mit dir zusammen ist, aber dass es komisch ist.«

»Sie findet es *komisch*?«

»Du weißt schon, wie sie das meint. Sie ist eben an mich gewöhnt. Für sie ist es eine große Veränderung. Das ist doch klar.«

»Das Wort *komisch* gefällt mir trotzdem nicht.«

»Sie ist ein Kind. Sie hat noch keinen so großen Wortschatz. Sollen wir ins Schlafzimmer gehen? Wir können da den Fernseher anmachen und ein bisschen entspannen.«

»Ist das ein Annäherungsversuch?«

»Vielleicht.«

»Heißt das ja oder nein?«

»Wie wäre es, wenn ich erst meinen Wein austrinke?«

Ich grinste, und später, als unsere Körper miteinander verschlungen waren, schoss mir durch den Kopf, dass die Woche zwar ziemlich hart gewesen war, aber doch ein absolut perfektes Ende genommen hatte.

Kapitel 9

Die Vergangenheit ist nie ganz vorbei

Vor ein paar Jahren, als mir einmal nostalgisch zumute war, rief ich mir die bedeutungsvollsten Tage meines Lebens ins Gedächtnis. Ich erinnerte mich an meinen Schul- und meinen College-Abschluss, meinen Heiratsantrag und die Hochzeit und natürlich an Londons Geburt. Doch waren alle diese Momente nicht überraschend gekommen, denn ich wusste ja, dass sie bevorstanden.

Außerdem dachte ich an denkwürdige erste Male in meinem Leben. Meinen ersten Kuss,

das erste Mal, dass ich mit einer Frau schlief, mein erstes Bier und meine ersten Versuche am Steuer eines Autos. Mein erstes richtiges Gehalt und das beinahe ehrfürchtige Gefühl, als ich durch das erste Haus spazierte, das ich gekauft hatte.

Und doch gab es noch andere unbezahlbare Erinnerungen, Ereignisse, die weder zum ersten Mal passierten noch zu erwarten gewesen waren, die aber spontan eine große Freude auslösten. Als Kind wurde ich von meinem Vater einmal mitten in der Nacht geweckt, um einen Sternschnuppenregen zu beobachten. Er hatte ein Handtuch ins Gras gelegt, und während wir nach oben blickten und die weißen Spuren über den Himmel rasen sahen, spürte ich an seiner Aufgeregtheit

die Liebe, die er für mich empfand, so oft aber nur schwer ausdrücken konnte. Ein anderes Mal blieben Marge und ich bis zum Morgengrauen auf und lachten und kicherten und aßen eine ganze Tüte Chocolate-Chip-Cookies. In jener Nacht begriff ich zum ersten Mal richtig, dass sie und ich einander nie verlieren würden. Mir fiel auch ein Abend ein, an dem Mom nach zwei Gläsern Wein von ihrer Kindheit erzählte und ich feststellte, dass ich sie mir als Freundin hätte vorstellen können.

Diese Augenblicke habe ich nie vergessen, unter anderem, weil sie etwas Offenbarendes hatten. Außerdem wiederholten sie sich nie in derselben Form, und sollte ich je versuchen, sie nachzustellen, würden mir die ursprünglichen

Erinnerungen garantiert durch die Finger gleiten wie Sand.

★

Am Montagmorgen verließ Vivian um halb acht das Haus, eine Sporttasche in der Hand. »Ich will zwischendurch ins Fitnessstudio, wenn es geht«, sagte sie. »Ich habe das Gefühl, minütlich schlaffer zu werden.«

London und ich folgten ihr ein paar Minuten später, in Shorts und T-Shirts. Wir fuhren zur ersten Tennisstunde meiner Tochter, und als ich auf der Straße neben mir Männer in Krawatten sah, fühlte ich mich, als wäre ich aus dem einzigen Klub geworfen worden, in dem

ich je Mitglied sein wollte. Ohne Arbeit war mir zumute, als hätte ich einen großen Teil meiner Identität verloren, und wenn ich das Steuer nicht bald herumreißen konnte, verlöre ich mich früher oder später ganz.

Es war also dringend Zeit für weitere Kundenakquise.

Sobald ich geparkt hatte, entdeckte London ein paar Mädchen aus der Nachbarschaft und hüpfte zu ihnen auf den Platz. Ich setzte mich mit einem Block auf die Tribüne und tippte den Begriff *Schönheitschirurg* in das Suchfeld meines Smartphones. Wie Anwälte gehörten sie einer Branche an, die Peters mied, da er sie für Primadonnen und

Geizhälse hielt. Doch meine Überlegung war, dass Ärzte neben dem nötigen Geld auch den Verstand besaßen zu begreifen, welchen Vorteil Werbung ihnen bringen konnte. Es gab zahlreiche Praxen im Raum Charlotte – ein gutes Zeichen –, und ich tüftelte bereits an einem guten Einstiegssatz für einen Anruf.

»Nicht zu fassen, wie heiß es schon ist«, hörte ich da neben mir in starkem New-Jersey-Akzent. »Ich zerfließe gleich.«

Als ich mich umdrehte, sah ich einen Mann, ein paar Jahre älter als ich, gebaut wie ein Schrank, mit dunklem Haar und gebräunter Haut. Zum Anzug trug er eine Pilotenbrille mit verspiegelten Gläsern.

»Sprechen Sie mit mir?«

»Na klar. Außer uns beiden ist das doch die reinste Östrogen-Versammlung hier. Wir sind die einzigen Kerle im Umkreis von hundert Metern. Ich bin übrigens Joey Taglieri, auch Bulldogge genannt.« Er rutschte näher und streckte mir die Hand entgegen.

»Russell Green.« Ich schüttelte sie. »Bulldogge?«

»Das Maskottchen der University of Georgia, meiner Alma Mater, und ich habe einen breiten Hals. Der Spitzname ist einfach hängen geblieben. Freut mich, Russ. Und wenn ich hier draußen einen Herzinfarkt oder Schlaganfall kriege, seien Sie doch so nett und rufen Sie den

Notarzt. Adrian hätte mich warnen sollen, dass es hier überhaupt keinen Schatten gibt.«

»Adrian?«

»Meine Ex. Nummer drei, falls es Sie interessiert. Sie hat mir diese Veranstaltung gestern an den Hals gehängt, weil sie momentan nicht gerade großmütig gestimmt ist. Sie weiß genau, dass ich um halb zehn bei Gericht sein muss, aber stört sie das? Nicht doch. Sie muss ja unbedingt heute ihre Mutter besuchen. Okay, die liegt im Krankenhaus, aber das tut sie jede zweite Woche, weil sie ein Hypochonder ist. Die Ärzte finden nie was bei ihr. Die Frau wird wahrscheinlich hundert.« Er deutete

auf meinen Block. »Sie bereiten Ihre Eröffnungsrede vor?«

»Wie bitte?«

»Für die Jury? Sie sind doch Anwalt, oder? Ich glaube, ich hab Sie schon mal im Gerichtsgebäude gesehen.«

»Nein, da verwechseln Sie mich. Ich bin in der Werbung.«

»Ach ja? Welche Firma?«

»Phoenix Agency«, sagte ich. »Meine eigene Firma.«

»Was Sie nicht sagen. Die Jungs, die ich beschäftige, sind totale Idioten, wenn Sie mich fragen.«

Ich spitzte die Ohren. »Wer ist das denn?«

Er nannte den Namen einer Firma, die

auf Werbung für Anwaltskanzleien spezialisiert war, was bedeutete, dass der Großteil der Spots nach Schablone ablief, mit den immer gleichen Bildern und nur leichten Variationen im Text. Bevor ich nachhaken konnte, wechselte er das Thema.

»Wie lange sind Sie schon Mitglied in diesem Country Club?«

»Vier Jahre ungefähr.«

»Gefällt's Ihnen? Ich bin neu hier.«

»Abgesehen davon, dass ich nicht golfe, schon. Das Essen ist gut, und der Pool ist im Sommer schön. Man trifft hier viele interessante Leute.«

»Mein Ding ist Golf auch nicht. Hab es ein Jahr lang probiert, mir das Kreuz

verrenkt und die Schläger dann meinem Bruder geschenkt. Ich bin wegen Tennis eingetreten. Ich sehe nicht so aus, ich weiß, aber ich spiele nicht übel. College-Stipendium, wollte Profi werden, aber mein Aufschlag war wegen meiner Größe nicht schnell genug. So ist das wohl. Jetzt dachte ich mir, wenn meine Tochter früh anfängt, können wir was zusammen machen, wenn sie in die Pubertät kommt und mich eigentlich nur noch hasst. Sie ist übrigens die mit dem Oberteil in Türkis. Dunkle Haare, lange Beine. Welche ist Ihre?«

Ich zeigte ihm London, die mit mehreren anderen Mädchen an der Grundlinie stand. »Da drüben. Zweite

von links.«

»Die wird auch mal groß. Das ist gut.«

»Mal sehen, ob ihr das Tennisspielen überhaupt gefällt. Sie hält zum ersten Mal einen Schläger in der Hand. Sie sagten, Sie sind Anwalt?«

»Ja. Personenschäden, hin und wieder mal eine Sammelklage. Ich weiß, was Sie wahrscheinlich von Anwälten wie mir halten, aber es ist mir ziemlich egal. Niemand mag uns, bis er uns mal braucht, und dann auf einmal sind wir der beste Freund und Retter. Und nicht nur, weil ich meinen Mandanten fast immer das Geld beschaffe, das ihnen zusteht. Sondern weil ich zuhöre. Das ist die halbe Miete in diesem Metier. Das

habe ich gelernt, als ich noch Familienrecht gemacht habe, bevor Ehefrau Nummer eins mit dem Nachbarn durchgebrannt ist und ich gemerkt habe, dass ich deutlich mehr Geld verdienen muss. Familienrecht bringt nichts ein. Wollen Sie einen Rat? Immer einen Ehevertrag abschließen.«

»Gut zu wissen.«

Wieder deutete er auf meinen Block. »Schönheitschirurgen?«

»Ich überlege, in diesen Bereich zu expandieren.«

»Ach ja? Ein paar von denen hab ich ein Vermögen abgenommen. Wollen Sie einen Rat von mir? Als jemand, der schon mit denen zu tun hatte?«

»Gern.«

»Sie haben einen Gotteskomplex, sind aber grauenhafte Geschäftsleute, also streicheln Sie ihr Ego und versprechen Sie ihnen dann, sie reich zu machen. Verlassen Sie sich drauf, da werden die hellhörig.«

»Das merke ich mir.«

Er machte eine Geste zum Tennisplatz. »Ich bin noch nicht so überzeugt von dem Lehrer da unten. Was meinen Sie?«

»Ich kenne mich nicht gut genug aus, um das beurteilen zu können.«

»Macht nicht den Eindruck, als hätte er schon mal kleine Kinder trainiert. Die sind eine völlig andere Baustelle. Aufmerksamkeitsspanne wie Mücken.

Der Trick ist, immer in Bewegung zu bleiben, sonst werden sie rastlos.«

»Das leuchtet ein. Vielleicht sollten Sie als Trainer arbeiten.«

Er lachte. »Das wäre was, oder? Nee, nichts für mich. Man darf nie das eigene Kind trainieren. Das ist eine meiner Regeln. Sonst hasst sie mich später noch mehr als ohnehin schon. Und, wie sind Sie auf Tennis gekommen? Spielen Sie?«

»Nein, das war die Idee meiner Frau.«

»Und trotzdem sitzen Sie jetzt hier.«

»Das stimmt.«

Joey wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Platz zu. Ich notierte mir weiter Einstiegssätze, wusste aber, dass ich für eine Präsentation noch viel mehr

recherchieren musste. Immer mal wieder äußerte Joey einen Kommentar über Fußstellungen oder den richtigen Abstand zum Ball, woraufhin wir wieder ein paar Minuten Small Talk machten.

Nach der Stunde schüttelte Joey mir erneut die Hand.

»Sind Sie morgen auch hier?« Auf mein Nicken hin fuhr er fort: »Ich auch. Dann bis morgen.«

Ich holte London ab, als sie den Platz verließ. Ihr Gesicht war rot von der Hitze.

»Hat es dir gefallen?«, fragte ich sie.

»Mom findet, ich soll spielen. Das hat sie mir heute Morgen gesagt.«

»Ja, ich weiß, aber ich wollte wissen,

was *du* davon hältst.«

»Es war heiß. Mit wem hast du geredet?«

»Joey.«

»Ist das dein Freund?«

»Wir haben uns gerade erst kennengelernt. Warum?«

»Weil ihr euch so benommen habt, als wärt ihr Freunde.«

»Er ist nett«, sagte ich, und auf dem Weg zum Auto dachte ich daran, dass er seine Werbeagentur als eine Truppe von Idioten bezeichnet hatte.

Und natürlich daran, dass wir uns morgen wieder treffen würden.

★

Ich brachte London nach Hause, damit sie sich vor ihrem Kunstkurs abkühlen und etwas essen konnte. Unterdessen rief ich mir die Anwaltsspots ins Gedächtnis, die ich früher gedreht hatte, bevor Peters ausgestiegen war. Sie spielten in Büros voller juristischer Fachliteratur und wurden damals auf meine Empfehlung hin gezielt zwischen neun Uhr morgens und zwölf ausgestrahlt, wenn krankgeschriebene Menschen fernsahen.

Heutzutage, wo der Großteil der Werbung landesweit von einer einzigen Agentur stammte, tat sich vielleicht eine Nische für mich auf. Meiner Einschätzung nach konnte ich bessere Deals bei den Kabelsendern aushandeln,

weil ich seit Jahren mit den Verantwortlichen geschäftlich zu tun hatte. Langfristig war das möglicherweise nicht gut für meine Agentur, und ich musste diesen Bereich wie Peters früher oder später wieder abstoßen. Aber dieser Tag lag noch in weiter Ferne, und ich wollte jetzt nicht darüber nachdenken. Vielmehr konzentrierte ich mich darauf, dass Taglieri vielleicht offen für einen Wechsel wäre.

London brauchte nicht so lange, um wieder fit zu werden, wie ich gedacht hatte, und die Fahrt über sprach sie fast ausschließlich von Bodhi. Als wir im Atelier angekommen waren, ging ich in

die Hocke, und sie schlang die Arme um meinen Hals und drückte mich.

»Ich hab dich lieb, Daddy.«

»Ich dich auch.«

Während ich wieder aufstand, rannte sie schon zu einem kleinen blonden Jungen, den sie ebenfalls umarmte.

Niedlich.

Dann runzelte ich plötzlich die Stirn. Bei näherer Betrachtung war ich nicht sicher, ob es gut war, dass mein kleines Mädchen schon Jungs umarmte. Ich hatte keine Ahnung, was in solchen Situationen normal war.

Ich winkte der Lehrerin kurz zu und ging ins Café, um mich über die neuesten Trends in der Werbung für

Anwaltskanzleien schlauzumachen.

Ich bestellte mir einen Kaffee, setzte mich und klappte den Laptop auf. Als ich gerade ein paar allgemeine Informationen durchlas, hörte ich eine Stimme von der Seite.

»Russ?«

Es war unmöglich, sie nicht zu erkennen. Ihre kastanienbraunen Haare reichten bis auf die Schultern und waren so frisiert, dass sie ihre hohen Wangenknochen betonten, während ihre grünbraunen Augen so schön wie eh und je waren.

»Emily?«

Mit einer Tasse Kaffee in der Hand kam sie an meinen Tisch. »Dachte ich mir

doch, dass du das vorhin im Atelier warst. Wie geht es dir? Lange nicht gesehen.«

»Gut.« Ich stand auf. Zu meiner Überraschung umarmte sie mich kurz, was eine Flut schöner Erinnerungen auslöste. »Was machst du denn hier? Warum warst du in dem Atelier?«

»Mein Sohn ist in dem Kurs«, sagte sie. »Schlägt offenbar nach seiner Mutter.« Ihr Lächeln war aufrichtig. »Du siehst super aus.«

»Danke. Du auch. Wie geht's dir?« Von Nahem bemerkte ich, dass sie goldene Sprenkel in den Augen hatte, und fragte mich, warum mir das früher nie aufgefallen war.

»Ganz okay.«

»Nur okay?«

»Ach, du weißt ja. Das Leben …«

Ich verstand genau, was sie meinte, und obwohl sie es zu verbergen versuchte, hörte ich einen Hauch von Traurigkeit in ihrem Ton. Der nächste Satz kam beinahe automatisch. »Möchtest du dich zu mir setzen?«

»Bist du sicher? Du siehst beschäftigt aus.«

»Nur ein bisschen Recherche. Nichts Besonderes.«

»Dann sehr gern«, sagte sie. »Aber ich habe nur ein paar Minuten Zeit. Ich muss meiner Mutter etwas schicken, und je nach Andrang kann das ewig dauern.«

Als wir saßen, betrachtete ich sie. Elf Jahre waren seit unserer Trennung vergangen. Wie Vivian schien sie überhaupt nicht gealtert, aber den Gedanken verdrängte ich schnell und lenkte das Gespräch auf sicheres Terrain. »Wie alt ist dein Sohn?«

»Fünf. Er kommt im Herbst in die Schule.«

»Meine Tochter auch. Wohin geht er denn?«

Als sie die Schule nannte, zog ich die Augenbrauen hoch. »Was für ein Zufall. London geht ebenfalls dort hin.«

»Es soll eine tolle Schule sein.«

Und teuer, dachte ich. »Das hab ich auch gehört. Wie geht es deinen Eltern?«

»Gut. Nächstes Jahr ist mein Dad endlich Rentner.«

»Immer noch bei AT&T?«

»Klar doch. Er hat mir erzählt, dass er sich ein Wohnmobil kaufen und durchs ganze Land reisen will. Meine Mutter hält davon natürlich überhaupt nichts, sie wird einfach weiter bei der Kirche arbeiten, bis Dad den Tick überwunden hat.«

»St. Michaels?«

»Genau. Meine Eltern haben beide ihr ganzes Leben denselben Arbeitsplatz behalten. So etwas gibt es heute gar nicht mehr. Was ist mit dir? Immer noch bei der Peters Group?«

Ich machte große Augen. »Dass du das

noch weißt! Aber nein, ich habe vor ein paar Monaten gekündigt und mich selbstständig gemacht.«

»Und wie läuft es?«

»Nun, es läuft«, sagte ich ausweichend.

»Das ist aufregend. Du hast früher schon gesagt, dass du gern selbstständig wärst.«

»Damals war ich jung und naiv. Jetzt bin ich alt, aber immer noch naiv.«

Sie lachte. »Und wie geht's Vivian?«

»Gut. Sie hat gerade wieder angefangen zu arbeiten. Mir war nicht bewusst, dass du sie kennst.«

»Ich habe sie nur ein paarmal kurz im Atelier gesehen, während des Kurses ist sie nie dageblieben. Sie hatte immer Sportklamotten an.«

»Das passt zu ihr. Wie geht es … deinem Mann?«

»David?« Emily legte den Kopf schief.

»Richtig. David.«

»Wir sind geschieden. Seit letztem Januar.«

»Das tut mir leid.«

»Mir auch.«

»Wie lange wart ihr verheiratet?«

»Sieben Jahre.«

»Darf ich fragen, was passiert ist?«

»Schwer zu erklären«, meinte sie. »Zu sagen, wir hätten uns auseinandergelebt, klingt so klischeehaft. Deshalb antworte ich inzwischen einfach, dass die Ehe eine Weile funktioniert hat und dann eben nicht mehr. Obwohl die meisten Leute

das nicht hören wollen. Offenbar macht es mehr Spaß, hinterher darüber zu tratschen oder es auf einen einzelnen Vorfall zu reduzieren.« Sie rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Wie lange bist du schon mit Vivian zusammen?«

»Bald neun Jahre.«

»Na also«, sagte sie. »Freut mich für dich.«

»Danke.«

»Und Vivian arbeitet wieder?«

Ich nickte. »Für einen großen Bauunternehmer hier. In der PR-Abteilung. Und du? Arbeitest du auch?«

»So kann man es wohl nennen. Ich male.«

»Ehrlich?«

»In der Hinsicht war mein Ex gut. Er hat mich immer ermutigt, meine ich damit. Und es läuft prima. Also, ich werde natürlich nie ein Rothko oder Pollock, aber ich werde von einer Galerie in der Innenstadt vertreten und verkaufe zehn oder zwölf Bilder im Jahr.«

»Das ist ja fantastisch!«, sagte ich. »Du hattest immer so viel Talent. Ich weiß noch, dass ich mich immer gefragt habe, woher du wusstest, wie du die Farben einsetzen musst und richtig …« Ich suchte nach dem passenden Wort.

»Komponiere?«

»Genau, komponierst. Malst du immer noch modern?«

»Ja, mehr oder weniger. Abstrakter

Realismus.«

»Du weißt, dass ich keine Ahnung habe, was das bedeutet, oder?«

»Im Prinzip fange ich mit einer realistischen Szene als Grundlage an, folge dann aber dem Pinsel, füge Farben oder geometrische Figuren hinzu oder Spritzer und Kringel und Tropfen, bis ich das Gefühl habe, fertig zu sein. Natürlich ist ein Gemälde nie wirklich fertig, an manchen bastle ich seit Jahren herum, weil sie einfach noch nicht stimmen. Das Problem ist, ich weiß nicht immer, wie ich sie stimmig machen soll.«

»Klingt sehr künstlerisch.« Ich grinste.

Sie lachte wieder, es klang genau wie damals.

»Solange ein Bild gut an anderer Leute Wänden aussieht und jemanden zum Nachdenken bringt, bin ich zufrieden.«

»Das reicht dir?«

»Das sagt der Galerist immer, wenn er meine Werke verkauft, also ja.«

»Ich würde mir gern deine Sachen ansehen.«

»Du kannst jederzeit in die Galerie kommen«, meinte sie. »Wie geht es übrigens Marge? Eine große Schwester wie sie habe ich mir immer gewünscht.«

»Gut geht es ihr, sie ist immer noch mit Liz zusammen. Seit fast elf Jahren inzwischen.«

»Wow. Das freut mich für sie. Wie ist Liz so?«

»Freundlich und rücksichtsvoll und hilfsbereit. Keine Ahnung, was sie in Marge sieht.«

Ein Hauch von Tadel schlich sich in Emilys Miene. »Das war aber gar nicht nett.«

»Du weißt doch, dass es nur ein Witz war. Die beiden sind ein tolles Paar. Ich glaube nicht, dass ich sie jemals habe streiten sehen. Sie lassen alles ganz entspannt auf sich zukommen.«

»Hört sich gut an. Und deine Eltern? Arbeiten sie noch?«

»Mom nicht, aber Dad weiterhin Vollzeit.«

»Bastelt er immer noch an dem Auto rum?«

»Jedes Wochenende.«

»Und deine Mutter?«

»Sie ist jetzt in der Red Hat Society und will Tulpen pflanzen.« Als Emily die Stirn in Falten legte, erzählte ich ihr von der Woche vorher.

»Das darfst du ihr nicht übel nehmen. Sie hat ihre elterlichen Pflichten schon erfüllt.«

»Genau das hat Marge auch gesagt.«

»Und du hast ja trotzdem alles geschafft.«

»Auch das hat Marge gesagt.«

Sie atmete tief aus. »Schon erstaunlich, wohin uns das Leben geführt hat, seit wir zusammen waren, oder? Damals waren wir natürlich noch Kinder.«

»Das stimmt nicht.«

Sie lächelte. »Soll das auch ein Witz sein? Wir waren zwar alt genug, um wählen zu gehen, aber ich kann mich gut an einen gewissen jugendlichen Überschwang bei dir erinnern. Zum Beispiel, als du unbedingt dieses Riesensteak essen wolltest. Wie groß war das noch mal?«

Schlagartig kam die Erinnerung zurück. Wir waren mit ein paar Freunden am See gewesen, und ich hatte am Straßenrand ein Schild entdeckt. Wenn man sich beim Vertilgen dieses Riesensteaks fotografieren ließ und zustimmte, dass das Bild aufgehängt wurde, brauchte man nichts für das Essen zu bezahlen. »Zwei

Kilo.«

»Du hast nicht mal die Hälfte geschafft.«

»Am Anfang hatte ich ziemlich Hunger –«

»Und du warst betrunken.«

»Ein bisschen vielleicht.«

»Das waren noch Zeiten.« Schließlich deutete sie auf meinen Computer. »Leider muss ich los. Und du solltest arbeiten.«

Ich wollte nicht, dass sie ging, stellte ich fest, obwohl es wahrscheinlich besser war. »Da hast du wohl recht.«

Sie stand auf. »War schön, dich zu sehen, Russ.«

»Ich habe mich auch gefreut.«

»Bis später dann.«

»Später?«

»Nach dem Kurs?«

»Ach, klar.«

Als sie mit der Schulter die Tür aufdrückte, warf sie noch einen Blick zu mir und lächelte, bevor sie schließlich verschwand.

★

Die nächste Stunde recherchierte ich im Internet und fand auch zwei Werbespots für Joey Taglieris Kanzlei. Sie waren professionell, informativ und, das musste ich zugeben, denen, die ich früher für Anwälte gedreht hatte, sehr ähnlich. Verglichen mit einigen anderen Spots, die ich mir ansah, waren Taglieris weder

besser noch schlechter.

Warum also hatte er die Agenturmitarbeiter dann als Idioten bezeichnet?

Wobei ich trotz allem nicht der Ansicht war, dass Taglieri genug für sein Geld bekam. Seine Website war ziemlich überholt und hatte keinen Pep, und ein Anruf bei einem alten Kumpel ergab, dass er keinerlei Internet-Werbung am Start hatte. Ein paar weitere Telefonate informierten mich darüber, dass er auch keine Anzeigen in Zeitschriften oder auf Reklametafeln schaltete. Die Frage war, ob er offen für solche Ideen wäre.

Nach einem Anruf im Büro – es gab keinerlei Nachrichten – holte ich London

von ihrem Kurs ab. Stolz präsentierte sie mir eine Schale, die sie gebastelt hatte, und auf dem Weg nach draußen winkte ich Emily zu. Sie unterhielt sich gerade mit der Lehrerin, hob aber lächelnd die Hand.

Ich war unschlüssig, wie wir die Stunden bis zum Ballett verbringen sollten. Es war zu heiß, um nach draußen zu gehen, und da Londons Tag ohnehin so voll war, hielt ich es für das Beste, sie einfach in Ruhe spielen zu lassen.

Zu Hause beschloss ich, am Abend für Vivian zu kochen. Ich blätterte durch ein paar Kochbücher und stellte fest, dass die meisten Rezepte meine Fähigkeiten überstiegen. Es gab allerdings eines für

Wolfsbarsch, das in Bezug auf die Zubereitung überschaubar wirkte und für das wir die meisten Zutaten dahatten. Perfekt. Während Londons Ballettklasse zweifellos die strenge Ms. Hamshaw enttäuschte, fuhr ich kurz beim Supermarkt vorbei, um den Rest einzukaufen.

Als Vivian kam, war das Essen schon fast fertig.

Da ich den Reis und die grünen Bohnen mit Mandelblättern bewachen musste, rief ich ihr zu: »Ich bin in der Küche!« Bald darauf hörte ich Vivians Schritte hinter mir.

»Wow«, sagte sie. »Riecht toll. Was machst du da?«

Ich erzählte es ihr, und sie beugte sich über die Töpfe. »Gibt es einen speziellen Anlass?«

»Nein, ich wollte nur mal was Neues probieren. Und nach dem Essen holen wir das Fahrrad aus der Garage, damit du London beim Fahren zusehen kannst.«

Sie nahm sich ein Glas Wein. »Können wir das morgen machen? Ich bin müde, und London hatte heute einen anstrengenden Tag. Sie wirkt ziemlich erledigt.«

»Wie du meinst.«

Sie trank einen Schluck. »Wie war sie beim Tennis?«

»Ungefähr so wie alle anderen. Erst mal lernen, den Schläger richtig zu halten und

so weiter. Es waren ein paar Mädchen aus der Nachbarschaft da, deshalb hat es ihr offenbar gut gefallen.«

»Ich glaube, Tennis wird ihr viel bringen. Der Sport eignet sich gut, um Kontakte zu knüpfen.«

»Und die Mädchen sehen in ihren Shorts niedlich aus, darf ich ergänzen.«

»Ha, ha. Wie war der Kunstkurs? Und Ballett?«

»Bei Kunst hat es ihr gut gefallen, aber das Tanzen mag sie echt nicht sonderlich, glaube ich.«

»Warte es ab. Wenn sie erst an Wettbewerben teilnimmt, wird sie es super finden.«

»Und du? Hattest du Zeit für ein

bisschen Sport zwischendurch?«

»In der Mittagspause«, gab sie zurück. »Hat gutgetan.«

»Schön. Und wie war der Rest des Tages?«

»Nicht wie letzte Woche jedenfalls. Viel ruhiger. Einmal hatte ich tatsächlich ein paar Minuten Zeit, mich an meinen Schreibtisch zu setzen und durchzuatmen.«

Ich lächelte. »Mein Tag war ziemlich interessant.«

»Ach ja?«

»Hast du schon mal von einem Joey Taglieri gehört?«

Sie runzelte die Stirn. »Meinst du den Anwalt?«

»Genau den.«

»Ich habe seine Werbung gesehen. Sie läuft immer vormittags.«

»Und was hältst du davon?«

»Ich kann mich nicht sehr gut daran erinnern. Warum?«

Ich erzählte ihr von meiner Begegnung und meinen Überlegungen.

»Bist du sicher?« Sie klang skeptisch.

»Wie meinst du das?«

»Findest du das nicht ein bisschen niveaulos? Werbung für eine Kanzlei? Hat Peters nicht damit aufgehört, weil die anderen Kunden das störte?«

»Schon, aber momentan habe ich ja leider keine anderen Kunden, um die ich mir Gedanken machen müsste. Ich will

endlich was in Gang bringen, verstehst du? Und er gibt eindeutig einiges für Werbung aus.«

Vivian nickte und nippte an ihrem Wein. »Also gut. Wenn du das für das Beste hältst.«

Nicht gerade eine euphorische Unterstützung, aber da Vivian bessere Laune zu haben schien als sonst in letzter Zeit, räusperte ich mich und fragte: »Hast du eigentlich schon eine Kita für London gefunden?«

»Wann sollte ich das denn machen?«

»Soll ich mich mal erkundigen?«

»Nein.« Jetzt klang sie pikiert. »Ich erledige das schon. Es ist nur …«

»Nur was?«

»Muss das jetzt wirklich noch sein? Sie müsste Klavier und Tennis und Kunst aufgeben, und bisher hast du doch alles ganz gut geschafft.«

»Es gibt auch in der Kita solche Angebote.«

»Ich meine nur, weil sie am Samstag so neben der Spur war, halte ich es für nicht ideal. In ein paar Wochen fängt sowieso die Schule an.«

Ich rechnete kurz nach. »*Fünf* Wochen sind es noch.«

»Und es geht hier um unsere Tochter. Wenn sie in der Schule ist, hast du doch reichlich Zeit für deine Agentur. Mach einfach weiter wie bisher, und wenn du einen Termin hast, bring sie zu deiner

Mutter.«

»Meine Mutter kann nicht so oft auf London aufpassen. Sie hat anderes zu tun, hat sie mir gesagt.«

»Wirklich? Warum hast du mir das nicht erzählt?«

Weil du mich praktisch die ganze Woche ignoriert und dich überhaupt nicht nach solchen Dingen erkundigt hast. »Es geht hier gar nicht um meine Mutter, Vivian. Ich wollte mit dir über die Kita sprechen.«

»Ja, das hab ich schon verstanden. Du findest es gut, deine Tochter bei Wildfremden abzuladen, damit du in der Zeit machen kannst, was du willst.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Musstest du auch nicht. Ich weiß es

von allein. Du bist egoistisch.«

»Bin ich nicht.«

»Doch, und wie. Sie ist unsere Tochter. Sie macht eine schwere Zeit durch.«

»Sie hatte nur einmal einen Wutanfall, weil du verreist warst.«

»Nein. Sie war verstört, weil ihre ganze Welt sich verändert hat, und jetzt willst du es noch schlimmer machen. Ich begreife nicht, warum du sie unbedingt loswerden willst. Bist du nicht gern mit ihr zusammen?«

»Natürlich bin ich das! Aber du hast gesagt, es ginge um eine Woche, höchstens zwei.«

»Und ich habe auch gesagt, ich will das Beste für unsere Tochter! Ich hatte noch

keine Zeit, etwas Passendes zu finden, und jetzt lohnt es sich kaum noch, weil die Schule bald anfängt.«

»Aber sie wird ja trotzdem einen Betreuungsplatz brauchen, wo sie nach dem Unterricht hingeht«, sagte ich.

»Ich werde mit London darüber sprechen, okay?«

»Du willst mit London über Kinderbetreuung sprechen?«

»Ich gehe mal davon aus, dass du es nicht gemacht hast. Ich habe keine Ahnung, wie sie dazu steht.«

»Sie ist fünf Jahre alt«, sagte ich. »Woher soll sie eine Meinung dazu haben?«

»Mommy? Ich hab Hunger.«

Ich drehte mich um und sah London in

der Küchentür stehen. Vivian funkelte mich böse an, und ich wusste, dass sie sich genau wie ich fragte, wie viel unsere Tochter mitgehört hatte.

»Hallo, Schätzchen.« Sofort wurde Vivians Ton lockerer. »Das Essen ist gleich fertig. Möchtest du mir beim Tischdecken helfen?«

»Okay.« Die beiden deckten den Tisch, und ich servierte das Essen.

Nach ein paar Bissen grinste London mich an. »Das schmeckt echt gut, Daddy.«

»Danke.« Mir wurde ein bisschen wärmer ums Herz.

Meine Ehe mit Vivian mochte ja gerade etwas schwierig sein, und beruflich trat

ich auf der Stelle, aber wenigstens lernte ich kochen.

Doch davon ging es mir auch nicht besser.

Kapitel 10

Es geht voran

Als Kind war der Sommer für mich die herrlichste Zeit überhaupt. Da meine Eltern uns aus Überzeugung relativ frei und ohne übermäßige Kontrolle aufwachsen ließen, war ich normalerweise vor zehn Uhr morgens aus dem Haus und kehrte erst zum Abendessen zurück. Handys gab es nicht, und wenn meine Mutter eine Nachbarin anrief, um sich zu erkundigen, wo ich war, wusste diese häufig genauso wenig über den Verbleib ihres eigenen Kindes. Soweit ich das überblicken konnte, gab es eigentlich nur eine Regel: Ich musste

um halb sechs zu Hause sein, da meine Eltern es gern sahen, wenn wir alle zusammen aßen.

Wie ich diese Tage früher verbrachte, kann ich nicht mehr genau sagen. Ich habe Erinnerungen in Form von Schnappschüssen, zum Beispiel baute ich Festungen, spielte König in einer Burg auf dem höchsten Teil des Klettergerüsts oder rannte einem Fußball hinterher. Auch im Wald war ich gern. Damals war unser Haus von unbebautem Gelände umgeben, und meine Freunde und ich lieferten uns Schlammschlachten und spielten Verstecken. Viel Zeit verbrachte ich auch auf meinem Fahrrad, und es kam vor, dass ich eine ganze Woche lang keine Verpflichtungen hatte.

Es gab nur wenige Kinder in der

Nachbarschaft, die nicht solch ein sorgloses Dasein führten und stattdessen ins Ferienlager fuhren oder an diversen Sportwettbewerben teilnahmen. Heutzutage haben Kinder von morgens bis abends Programm, weil die Eltern das so verlangen, und London bildet da keine Ausnahme.

Aber wie ist es dazu gekommen? Und warum? Was hat die Einstellung der Eltern von Generation zu Generation verändert? Gruppenzwang? Der Versuch, durch den Erfolg des Kindes indirekt ebenfalls als erfolgreich zu gelten? Aufhübschen des Lebenslaufs für die spätere Karriere? Oder einfach die Angst, dass nichts Gutes dabei herauskäme, wenn die Kinder die Welt auf eigene Faust entdecken dürften?

Ich weiß es nicht.

Allerdings bin ich der Ansicht, dass bei dieser Entwicklung etwas verloren gegangen ist: die einfache Freude, morgens aufzuwachen und den Tag zur freien Verfügung vor sich zu haben.

★

»Was das Problem an den Spots ist?«, wiederholte Joey Taglieri meine Frage. Es war Dienstagmorgen, Tennisstunde Nummer zwei. Vivian hatte das Haus verlassen, ohne mit mir zu sprechen, weil sie immer noch wütend war.

»Langweilig sind sie, das ist das Problem«, sagte er. »Immer nur ich in einem vollgestopften Büro. Verdammt,

ich schlafe ja selbst dabei ein, und die Dinger haben mich ein Vermögen gekostet.«

»Was würdest du denn anders machen?«

Joey hatte vorgeschlagen, dass wir uns duzten, und ich hatte gern angenommen.

»Als ich ein Kind war, wohnten wir ein paar Jahre in Kalifornien, weil mein Vater noch bei der Armee war. Ich fand es da übrigens schrecklich. Meine Mutter auch. Sobald er ausgeschieden war, zogen wir wieder nach New Jersey. Da kamen meine Eltern her. Warst du schon mal in New Jersey?«

»Ich bin ein paarmal am Flughafen Newark umgestiegen.«

»Das zählt nicht. Und glaub bloß nicht

den ganzen Mist, den sie im Fernsehen zeigen. Jersey ist super. Wenn ich könnte, würde ich meine Tochter dort aufwachsen lassen, aber ihre Mom ist hier, und sie ist zwar eine kaltherzige Xanthippe, aber als Mutter ziemlich gut. Egal. In Kalifornien gab es einen Autohändler namens Cal Worthington. Schon mal von ihm gehört?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Worthington hatte die beste Werbung aller Zeiten. In jedem Spot wurden er und sein Hund Spot vorgestellt, nur dass Spot alles außer einem Hund war. Er konnte ein Affe sein oder ein Löwe oder Elefant oder was auch immer. Einmal sogar ein Schwertwal. Dazu gab es einen

peppigen kleinen Jingle, den man unmöglich vergessen konnte, mit dem Refrain *Fahr zu Cal, fahr zu Cal*. Mann, ich war erst acht, und Autos waren mir scheißegal, aber selbst ich wollte unbedingt hinfahren und ein paar exotische Tiere sehen. *So* eine Werbung will ich.«

»Du willst Elefanten in deinen Spots? Und Schwertwale?«

»Selbstverständlich nicht. Aber ich will etwas, das die Leute sich merken können, bei dem ein Geschädigter sich im Ohrensessel aufsetzt und sagt: ›Hey, zu dem Kerl muss ich gehen. Der soll mich vertreten.‹«

»Das Problem ist, dass Werbung für

Anwälte von der Kammer reguliert wird.«

»Glaubst du, das weiß ich nicht? Aber in North Carolina wird das meistens eher großzügig gehandhabt. Du als Fachmann solltest das wissen.«

»Schon, aber du musst natürlich trotzdem seriös und kompetent wirken.«

»Genau das hab ich auch zu den Idioten von der Agentur gesagt. Und dann drehen sie Spots, bei denen man ins Koma fällt. Hast du sie gesehen?«

»Aber sicher. So schlimm sind sie gar nicht.«

»Ach nein? Dann sag mal meine Telefonnummer.«

»Wie bitte?«

»Die Nummer der Kanzlei. Sie steht die ganze Zeit unten im Bild. Wenn die Werbung so toll ist, wie lautet dann die Nummer?«

»Weiß ich nicht.«

»Bingo. Und das ist das Problem.«

»Wahrscheinlich merken sie sich deinen Namen.«

»Genau. Und das ist noch ein Problem. Taglieri klingt nicht gerade besonders typisch für die Südstaaten, das schreckt vielleicht manchen ab.«

»An deinem Namen kannst du nicht viel machen.«

»Versteh mich nicht falsch, ich bin stolz auf meinen Familiennamen. Ich weise ja nur auf eine Schwäche in den Spots hin,

zu viel Name, zu wenig Telefonnummer.«

»Verstehe«, sagte ich. »Was hältst du von anderen Werbeformen? Plakate, Website, Internetanzeigen, Radio?«

»Ach, ich weiß nicht. Darüber hab ich noch nicht richtig nachgedacht. Und mein Budget ist begrenzt.«

»Klar.« Ich nahm an, dass weitere Fragen mehr schaden als nutzen würden. London versuchte gerade unten auf dem Platz, mit einem anderen Mädchen Volleys zu spielen, wobei allerdings hauptsächlich Bälle wieder aufgesammelt wurden.

»Was macht deine Frau beruflich?«, fragte Joey in die Stille.

»PR. Sie hat gerade bei einem der großen Bauunternehmer in dieser Gegend angefangen.«

»Von meinen Frauen hat keine gearbeitet. Ich dagegen natürlich viel zu viel. Hab ich schon erwähnt, dass man immer einen Ehevertrag machen sollte?«

»Ja.«

»Das beugt der finanziellen Folter vor, die Angehörige des schönen Geschlechts gern anwenden.«

»Du klingst ernüchtert.«

»Im Gegenteil. Ich liebe Frauen.«

»Würdest du noch mal heiraten?«

»Aber klar. Eine Ehe ist was Tolles.«

»Ehrlich?«

»Was soll ich sagen? Ich bin

Romantiker.«

»Und warum gehen deine Ehen dann schief?«

»Ich verliebe mich immer in die Verrückten.«

Ich lachte. »Da bin ich ja froh, dass ich das Problem nicht habe.«

»Glaubst du? Sie ist trotz allem eine Frau.«

»Und?«

Er musterte mich durchdringend. »Na«, sagte er schließlich, »Hauptsache, du bist glücklich. Dann freu ich mich für dich.«

★

Am Mittwoch war London nach der Ballettstunde wie erwartet bedrückt, als

sie ins Auto stieg.

»Heute ist Mom ja nicht da, was hältst du von Pizza zum Abendessen?«

»Pizza ist ungesund.«

»Ab und zu mal was Ungesundes ist nicht schlimm. Wann hast du zum letzten Mal Pizza gegessen?«

Sie dachte nach. »Weiß ich nicht mehr. Wann kommt Mommy nach Hause?«

»Morgen.«

»Können wir sie anrufen?«

»Ich weiß nicht, ob sie zu tun hat, aber ich simse ihr, ja?«

»Okay.« Sie wirkte auf dem Rücksitz noch kleiner als sonst.

»Was hältst du davon, wenn wir trotzdem einfach Pizza essen gehen? Und

danach ein Eis?«

Sie sagte zwar nicht Ja, aber auch nicht Nein. Als wir im Lokal auf unser Essen warteten, rief Vivian über FaceTime an, woraufhin Londons Laune sich allmählich besserte. Als wir uns schließlich noch ein Eis kauften, plauderte sie fröhlich mit mir. Den Großteil der Heimfahrt erzählte sie von ihrem Freund Bodhi und seinem Hund Nudel, und dass Bodhi sie zu sich nach Hause eingeladen hatte, um ihr sein Lichtschwert zu zeigen.

Mein erster Gedanke war, dass meine Tochter noch viel zu klein war, um sich die Lichtschwerter von Jungen zeigen zu lassen; unmittelbar darauf allerdings fiel

mir ein, dass es sich dabei wohl nicht um eine Metapher, sondern um ein von *Star Wars* inspiriertes Spielzeug handelte.

Zu Hause rannte London sofort nach oben, um nach Mr. und Mrs. Sprinkles zu sehen. Ein paar Minuten später allerdings stand sie schon wieder im Wohnzimmer.

»Daddy?«

»Ja, Schätzchen?«

»Gehen wir Fahrradfahren?«

Ich unterdrückte ein Stöhnen. Ich war müde und wollte mich eigentlich nicht von der Couch entfernen.

»Aber natürlich«, sagte ich dennoch, und im Aufstehen fiel mir plötzlich wieder ein, dass Vivian am Abend vorher gesagt hatte, sie wolle ihr zusehen. Das

musste sie vergessen haben.

Oder?

★

London fuhr ganz allein drei Kurven. Wackelig zwar, aber sie fing sich wieder, und auch bei den anderen Kurven brauchte sie kaum meine Hilfe. Da sie allmählich sicherer wurde, fuhr sie auch schneller, und am Ende keuchte und schwitzte ich, und mein T-Shirt war wieder klatschnass.

»Was hältst du davon, wenn du oben in die Wanne gehst und ich unten dusche?«, schlug ich vor. Ich war mir nicht sicher, wie London reagieren würde. Am vergangenen Wochenende, als Vivian

verreist gewesen war, hatte es nicht so gut geklappt.

An diesem Abend aber nickte London nur. »Ist gut.«

Als ich später in ihr Zimmer kam, saß sie schon im Schlafanzug auf dem Bett, die Bürste und das Entwirrungsspray neben sich. Nach dem Kämmen las ich ihr noch ein paar Bücher vor, und als ich schließlich das Licht ausschalten wollte, fragte sie: »Daddy?«

»Ja?«

»Was ist eine Kita? Ich hab gehört, wie du und Mommy darüber gesprochen habt.«

»Da gehen Kinder hin, während ihre Eltern arbeiten. Andere Erwachsene

passen dort gut auf sie auf.«

»In einem Haus?«

»Genau. Es gibt Spielzeug und Malsachen, und die Kinder mögen das wirklich gern, weil man immer Spaß und Freunde um sich herum hat.«

»Aber ich bin gern bei dir und Mommy.«

»Und wir sind auch gern bei dir.«

»Mommy nicht. Nicht mehr.«

»Doch, sie liebt dich sehr. Sie muss nur arbeiten.«

»Warum denn?«

»Weil wir Geld zum Leben brauchen. Ohne Geld könnten wir kein Essen und kein Spielzeug kaufen, nicht mal Mr. und Mrs. Sprinkles.«

Darüber dachte sie nach. »Wenn ich sie zurückbringe, kann Mommy dann wieder aufhören?«

»Nein, Schätzchen. So geht das leider nicht.« Ich zögerte. »Bist du traurig?«

»Mommy ist weg. Das mag ich nicht.«

»Ja, ich weiß, und sie wäre auch lieber hier bei dir.«

»Als du gearbeitet hast, bist du immer nach Hause gekommen.«

»Wir machen unterschiedliche Sachen. Sie muss manchmal in anderen Städten arbeiten.«

»Das finde ich blöd.«

Ich auch, dachte ich. Aber ich konnte nicht viel dagegen unternehmen. Um das Thema zu wechseln, legte ich den Arm

um London. »Du bist heute so toll Fahrrad gefahren.«

»Ich war superschnell.«

»Ja, stimmt.«

»Du bist kaum mitgekommen.«

»Da hast du recht. Aber ich freue mich, dass es dir Spaß macht.«

»Ja, vor allem schnell fahren.«

»Macht es mehr Spaß als … Klavierspielen?« Beim letzten Wort schüttelte ich sie leicht hin und her.

Sie kicherte. »Ja.«

»Und als Tennis?«

»Ja.«

»Auch mehr als Ballett?«

»Ja.«

»Mehr als Kunst?«

»Ja«, sagte sie fröhlich. »Aber nicht mehr als Bodhi.«

»Bodhi! Fahrradfahren macht doch viiiel mehr Spaß als Bodhi.«

»Nein, das stimmt nicht!«

»Doch, doch, doch.«

»Nein, nein, nein.« Sie gluckste. »Und ich will ihn besuchen!«

Inzwischen kicherte ich auch. »Aber nein, du bist noch viiiel zu klein, um Bodhi zu besuchen.«

»Nein, ich bin schon groß!«

»Na, ich weiß nicht …«

»Doch, doch, doch. Ich bin groß genug, um Bodhi zu besuchen.«

»Na gut«, sagte ich. »Dann kann ich ja mal seine Mutter fragen.«

Strahlend legte sie mir die Arme um den Hals. »Ich hab dich lieb, Daddy.«

»Ich dich auch, meine Kleine.«

»Ich bin nicht klein.«

Ich drückte sie fest. »Du wirst immer meine Kleine sein.«

★

Als London schlief, ging ich in die Garage und holte mein Fahrrad heraus. Ich putzte es, ölte die Kette und pumpte die Reifen auf. Dann machte ich eine kurze Probefahrt.

Anschließend stellte ich meinen Laptop auf den Küchentisch und sah mir ein Dutzend unterschiedliche Werbespots von Cal Worthington an. Taglieri hatte

recht gehabt, sie waren einprägsam, gleichzeitig aber auch ziemlich marktschreierisch. Kein Wunder, dass ein Kind den Autohändler gern kennenlernen wollte. Ob so etwas hingegen potenziellen Mandanten Vertrauen in einen Anwalt einflößte, war die andere Frage.

Noch einmal sah ich mir Taglieris Werbung an, notierte die Telefonnummer und probierte aus, ob sich mittels der Buchstaben auf der Telefontastatur Worte daraus bilden ließen, damit man sie sich leichter merken konnte. Da mir nichts auf Anhieb ins Auge sprang, überlegte ich, ihm zu diesem Zweck eine zweite gebührenfreie

Nummer zu besorgen, denn sein Name hatte leider acht Buchstaben und die Nummer nur sieben Ziffern. Dann spielte ich einige Möglichkeiten durch, aber das Richtige war noch nicht dabei.

Obwohl Taglieris Kanzlei sicherlich auch von anderen Werbeformen würde profitieren können, konzentrierte ich mich zunächst auf Fernsehspots, denn das war die Sprache, die er verstand. Nur – in welche Richtung und wie stark müsste man sie verändern, um ihn zu einem Agenturwechsel zu bewegen? Die nächsten zwei Stunden war ich mit Brainstorming beschäftigt, bis sich einige solide Ideen herauskristallisierten: Weg mit Büro und Anzug, stattdessen Taglieri

vor dem Gerichtsgebäude, im Pulli, der Anwalt von nebenan, der sich wirklich für Menschen interessiert. Ähnliches Drehbuch, nur familiärer und legerer in Stimmung und Tonfall.

Das wäre auf jeden Fall mal etwas anderes, allerdings noch nicht auf dem Niveau von Cal Worthington. Vielleicht lag es daran, dass ich müde war, aber während ich mit verschiedenen Slogans und Bildern herumexperimentierte, schweifte ich im Geiste immer wieder ins Groteske ab. Reißerisch sollte es also sein? Wie wäre es mit Taglieri in einem Superheldenkostüm, der durch die Tür brach und sich die bösen Versicherungsheinis vorknöpfte? Oder

Taglieri in eine amerikanische Flagge gehüllt, um seine Vertrauenswürdigkeit zu veranschaulichen? Vielleicht konnte er auch etwas Cooles machen, beispielsweise Holzscheite wie ein Karatemeister durchschlagen, um zu zeigen, dass er alles geben würde, um zu gewinnen …

Ich musste unwillkürlich lachen, obwohl mir klar war, dass ich solche Einfälle nicht verwenden konnte. Kreativität und Originalität waren gut und schön, aber ein verletzter oder kranker Mensch konnte mit Slapstick gewiss nichts anfangen. Er brauchte jemanden mit Erfahrung, Beharrlichkeit und Redlichkeit, und da kam mir die

Idee, dass man das alles, statt es in einen einzigen Spot zu packen, auf mehrere aufteilen könnte.

Mein Herz klopfte aufgeregt, und ich fragte mich, ob Taglieri sich wohl für so etwas erwärmen konnte. Falls ich ihn dazu überreden konnte, mich meine Ideen in einer Präsentation vorstellen zu lassen, musste ich mindestens zwei oder drei Spots vorbereiten. Der erste wäre ähnlich wie seine bisherigen – und der zweite und dritte?

Einer müsste kurz, der andere etwas ganz Besonderes sein, er liefe nur hin und wieder und würde eine Art Geschichte erzählen. Ich spürte, wie sich die Rädchen in meinem Kopf in Bewegung

setzten. Der dritte Spot wäre humorvoll und auf ein Einzelthema konzentriert, und gerade als ich den Computer herunterfuhr, schoss mir eine Idee durch den Kopf. Ein paar Minuten darauf folgte die nächste, und eine Stunde später, als ich endlich das Licht ausschaltete, war ich recht zufrieden mit mir. Ich lag zwar noch ein Weilchen wach, doch dann schlief ich besser als seit Wochen.

★

»Soll das heißen, du willst deine Präsentation mal am lebenden Objekt testen, und ich bin der Trottel, den du dir dazu ausgesucht hast?«

Es war Donnerstagmorgen. Joey war

heute leger gekleidet, kurze Hose und T-Shirt, wie ich. Dennoch schwitzte er.

»So würde ich es nicht formulieren.«

»Dir ist klar, dass ich viel zu tun habe, oder? Ich weiß gar nicht, ob ich noch mehr Mandanten schaffen kann.«

Das war ein ganz neuer Grund für eine Absage, und ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Er hatte meine Miene wohl richtig gedeutet, denn er lachte.

»Das war ein Witz. Ich brauche so viel Kundschaft, wie ich kriegen kann. Ich hab drei Teilhaber und drei Anwaltsgehilfinnen, und das bedeutet, die laufenden Kosten sind beträchtlich. Deshalb muss ich neue Mandanten auf mich aufmerksam machen.«

»Und genau da kann ich dir helfen.«

»Wie lange würde es dauern, bis du mir was zeigen kannst?«

»Ein paar allgemeine Ideen hätte ich schon, sonderlich lange würde ich also nicht brauchen.«

Er musterte mich. »Also gut. Montagmittag. Ein Uhr. Den Rest der Woche und die Woche drauf bin ich vor Gericht.«

Okay, das bedeutete, dass ich es während der kommenden drei Tage durchziehen musste.

»Ein Uhr also«, sagte ich.

»Aber denk dran.«

»Woran?«

»Ich hasse es, wenn man meine Zeit

vergeudet.«

★

Ich machte mich gleich am Nachmittag an die Arbeit und begann mit den Drehbüchern für die Werbespots. Als ich eine Rohversion fertig hatte, stellte ich allgemeine, aus dem Internet gezogene Bilder zusammen, um Taglieri zu veranschaulichen, welche Richtung ich mir vorstellte. Während ich am Küchentisch arbeitete, spielte London zufrieden mit ihren Barbies.

Um kurz nach fünf kam Vivian nach Hause. Ich berichtete ihr von meinem Tag, dann beschäftigte sie sich mit London und kochte. Erst als ich London

ins Bett gebracht hatte, konnten wir uns in Ruhe unterhalten. Vivian saß auf der Couch und blätterte in einer Zeitschrift, ein fast leeres Weinglas neben sich auf dem Tisch.

»Ist sie schnell eingeschlafen?«

»Sie war müde. Nur zwei Bücher heute.«

»Wie läuft es mit deiner Arbeit?«

»Es ist noch viel zu tun, aber ich schaffe es schon.«

»Mir ist aufgefallen, dass du dein Rad fahrtüchtig gemacht hast.«

»Ich will mit London zusammen fahren.«

»Sie hat erzählt, dass ihr wieder geübt habt.«

»Ja, und bei der ganzen Rennerei bin ich fast umgekippt. Sie ist schon richtig gut. Deshalb habe ich meins entstaubt, sonst kann ich nicht mehr mithalten.«

»Sie hat viel Energie.«

»Ja, das stimmt.«

Vivian blätterte um. »Ich habe von unterwegs ein paar Kitas angerufen.«

»Wirklich?« Ich empfand eine Mischung aus Erstaunen und Erleichterung, mit einer Prise schlechtem Gewissen. Nach unserem letzten Gespräch über das Thema hatte ich nicht damit gerechnet, dass sie sich darum kümmern würde. »Und?«

»Es ging mir nur um eine allgemeine Orientierung. Ich habe noch keine

Termine vereinbart, weil ich nicht genau weiß, wann ich nächste Woche auf Reisen bin.«

»Du bist nächste Woche auch weg?«

»Ich glaube schon. Aber an welchen Tagen, weiß ich noch nicht.«

»Und wann erfährst du das?«

»Hoffentlich morgen, das ist aber nicht sicher. Ich sag dir natürlich sofort Bescheid.«

Solche Last-Minute-Termine waren nicht gerade fair den Angestellten gegenüber, meiner Erfahrung nach kümmerte das Spannerman allerdings wenig.

»Was haben die Kitas gesagt?«

»Ich habe nicht sehr lange mit den

Leuten dort gesprochen. Ich wollte nur eine Vorstellung bekommen, was für Angebote sie haben, wie viele Kinder in den Gruppen sind und so weiter.«

»Hat es sich gut angehört?«

»Ganz okay. Aber um uns wirklich ein Bild zu machen, müssen wir persönlich vorbeigehen, das haben mir auch die Mitarbeiter gesagt.«

»Klar. Wie war übrigens deine Geschäftsreise?«

»Produktiv. Walter hat nicht nur mit Senator Thurman gesprochen, sondern auch noch mit zwei Abgeordneten und mit unserem Lobbyisten. Jetzt, wo mehr Geld zur Verfügung steht, ist es viel einfacher, sich mit den nötigen Leuten zu

treffen.«

»Das überrascht nicht.«

Sie zuckte die Achseln. »Ihr habt also gestern Pizza gegessen? Und Eis?«

»Ich wollte London aufmuntern. Nach dem Ballett hatte sie nicht die beste Laune.«

»Wie gesagt, das wird schon. Mir hat es auch erst Spaß gemacht, als die Wettbewerbe anfingen.«

»Du hast auch getanzt?«

»Das habe ich dir doch mal erzählt!«

Daran kann ich mich nicht erinnern. »Wie lange denn?«

Immer noch blätterte sie in der Zeitschrift. »Weiß ich nicht mehr. Zwei oder drei Jahre? Ist das wichtig?«

»Nein. Es interessiert mich nur.«

»Meine Lehrerin war nicht annähernd so gut wie die von London. Ich wünschte, sie wäre besser gewesen, dann hätte ich wahrscheinlich weitergemacht.« Vivian griff nach ihrem Glas. »Würdest du mir noch einen Schluck Wein einschenken? Ich bin erschöpft und möchte heute Nacht unbedingt gut schlafen. Vor allem, weil ich versprochen habe, unseren verpassten romantischen Abend nachzuholen.«

»Klar doch.« Ich freute mich, dass sie es nicht vergessen hatte.

Ich stand auf und holte den Wein aus der Küche. Als ich wieder ins Wohnzimmer kam, hatte Vivian auf eine

Realityshow umgeschaltet, und obwohl wir noch eine Stunde zusammensaßen, schwieg sie, voll beschäftigt mit der Sendung und ihrer Zeitschrift, als wäre ich gar nicht da.

★

Am Freitagmorgen wanderten meine Gedanken beim Aufwachen sofort zu der Präsentation. Minuten später war ich aus dem Bett und arbeitete wieder am Küchentisch, bis es Zeit für Londons Kunstkurs wurde. Während sie dort beschäftigt war, setzte ich mich ins Café und war so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht merkte, wie spät es geworden war. Londons Unterricht war

schon vorbei.

Ups.

Eilig lief ich zum Atelier und entdeckte zu meiner Erleichterung in einer Ecke London und Bodhi, die Köpfe zusammengesteckt. Ich wollte sie schon rufen, als ich Emily bemerkte, die mich amüsiert beobachtete.

»Hallo, Russ.«

»Ach, hallo, Emily. Du bist noch hier?«

Sie lächelte. »Ich habe dich vor ein paar Minuten im Café gesehen, aber du hast so konzentriert gearbeitet, dass ich dachte, ich warte hier auf dich, damit London nicht allein bleiben muss.«

»Das wäre doch nicht nötig gewesen«, sagte ich.

»Kein Problem. Glaub mir, mein Sohn ist begeistert, dass du dich verspätet hast.«

»Wo ist er denn?«

Sie zeigte in Londons Richtung. »Er redet mit deiner Tochter.«

Wahrscheinlich hätte mir die Ähnlichkeit auffallen müssen; jetzt war sie klar erkennbar. »Ach, Bodhi ist dein Sohn?«

»Die Welt ist klein, was?« Sie betrachtete die beiden. »In dem Alter sind sie so süß, findest du nicht? So unschuldig.«

»Das Gleiche dachte ich auch.«

»Heute keine Hamster?«

»Hätte ich sie mitbringen sollen?«

Emily lachte. »Nein, aber Bodhi liebt Mr. und Mrs. Sprinkles. Seit er sie gesehen hat, bettelt er, dass er auch Hamster will.«

»Tut mir leid. Aber wenn es dich tröstet, London will unbedingt mit Nudel spielen. Und Bodhis Lichtschwert sehen.«

»Fang bloß nicht davon an! Bodhi schleppt das Ding überallhin mit. Als er es letztes Wochenende nicht mit in die Kirche nehmen durfte, hat er geweint. Wie läuft es mit deiner Arbeit?«

»Ganz gut. Und deine Malerei?«

»Es war schwer, den Rhythmus wiederzufinden. Die letzten Jahre waren einfach hart.«

»Das kann ich nachvollziehen. Übrigens

hatte ich noch keine Zeit, mal bei der Galerie vorbeizufahren.«

»Damit habe ich auch nicht gerechnet. Wenn du arbeitest und gleichzeitig auf London aufpasst, bist du ja den ganzen Tag ziemlich busy, schätze ich mal. Sie hat so viele Termine, Ballett, Klavier, Kunst und jetzt noch Tennis.« Als sie meine verdatterte Miene bemerkte, erklärte sie: »Na ja, Bodhi spricht andauernd von ihr. Er möchte sich mit ihr zum Spielen verabreden.«

»London auch, aber offen gestanden bin ich da noch nicht so routiniert.«

Emily wirkte belustigt. »Es ist nicht besonders kompliziert, Russ. Wann hätte sie denn mal Zeit? Wie wäre es zum

Beispiel Montagnachmittag, könnte London da zu uns kommen?«

Das wäre natürlich perfekt gewesen, aber …

Da ich nicht antwortete, fuhr sie fort: »Hast du schon was anderes vor?«

»Nein, das nicht. Genauer gesagt, *London* hat nichts vor, ich selbst habe um eins eine Präsentation.«

»Dann ist es doch ideal! Ich hole sie hier ab, sie isst bei uns, und die beiden spielen, bis du kommst.«

»Bist du sicher? Ich will dich nicht ausnutzen.«

Wieder lachte sie. »Du hast dich nicht sehr verändert.«

»Wie meinst du das?«

»Du machst dir zu viele Gedanken.«

»Dann danke«, sagte ich. »Das hilft mir sehr.«

»Ich mache es gern, und Bodhi wird sich riesig freuen. Wenn man vom Teufel spricht – hier kommen die beiden.«

Die Kinder hüpften auf uns zu.

»Mom«, begann Bodhi, »können wir heute Mittag bei Chick-fil-A essen?«

»Aber sicher«, sagte Emily.

Da zupfte London an meinem Ärmel. »Daddy, machen wir das auch?«

»Du willst Hühnchen essen?«

»Bitte!«

Emily wartete spürbar auf eine Antwort, aber ich konnte nicht erraten, ob sie sich freuen würde, wenn wir

mitkämen, oder nicht.

»Also gut«, sagte ich. »Gehen wir Hühnchen essen.«

★

Im Chick-fil-A war die Hölle los. London und Bodhi rannten sofort zum Klettergerüst, während Emily und ich uns in die Schlange einreihten. Nachdem wir unsere Bestellung abgeholt hatten, riefen wir die Kinder, die ihr Essen hinunterschlangen und gleich wieder spielen gingen.

»Ich komme gern hierher, weil Bodhi sich austoben kann. Er ist ein bisschen wild seit unserer Trennung. Sein Vater ist nicht viel da, und das ist schwer für ihn.«

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»So ist es eben. Ich kann nicht viel dagegen tun.«

»Kann man deinen Ex nicht dazu überreden, sich mehr um seinen Sohn zu kümmern?«

»Schlecht. Er ist im April wieder nach Australien gezogen. Übernächste Woche kommt er allerdings und bleibt bis Ende September in der Stadt. Irgendein großes Projekt, und er möchte Bodhi so oft wie möglich sehen. Was natürlich super ist, aber für Bodhi schmeißt er damit alles durcheinander, und ich habe keine Ahnung, wie er damit zurechtkommen wird, wenn sein Vater danach wieder abreist.« Emily schüttelte den Kopf.

»Sorry, ich hatte mir geschworen, nicht eine dieser Frauen zu werden, die dauernd von ihrem Ex reden.«

»Manchmal ist das eben schwer zu vermeiden, vor allem, wenn es um Kinder geht.«

»Ja, das stimmt, trotzdem wird es langweilig. Selbst mich ödet es an.« Sie faltete die Hände vor sich auf dem Tisch. »Also, erzähl mir doch mal genau, woran du gerade arbeitest. Du warst vorhin völlig vertieft.«

»Eine Präsentation für einen möglichen Kunden. Ein Anwalt, und es wäre eine super Sache für mich. Bisher läuft meine Agentur nicht so, wie ich mir das vorgestellt hatte.«

»Er wird bestimmt von deinen Ideen begeistert sein.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil du klug und kreativ bist. Das warst du schon immer. Das ist dein Talent.«

»Ich dachte immer, *du* wärst die Kreative von uns.«

»Deshalb haben wir uns so gut verstanden. Also, bis zum Ende jedenfalls.«

»Wie funktioniert das mit dem Malen?«

»Du meinst als Beruf? Oder wie ich angefangen habe?«

»Beides. Du hast ja schon damals leidenschaftlich gern gemalt, aber du hattest vor, nach dem College irgendwo

zu unterrichten.«

»Ich hatte einfach Glück. Nach der Trennung von dir war ich eine Weile lang ziemlich durch den Wind und habe nur noch gemalt. Den ganzen Schmerz und die Ängste habe ich auf die Leinwand übertragen. Am Ende stapelten sich die Bilder in der Garage meiner Eltern, und ich wusste nicht, wohin damit, beziehungsweise, ob sie überhaupt etwas taugten. Bald darauf habe ich David kennengelernt, und mein Leben ging weiter. Irgendwann habe ich von einem Kunstfestival in Greensboro erfahren und aus einer Laune heraus dort einen Stand gemietet. Noch bevor ich auch nur alles fertig aufgebaut hatte, kam

ich mit einem Galeristen in Kontakt. Er hat sich meine Bilder angesehen und sofort eingewilligt, einige bei sich auszustellen. Innerhalb eines Monats war alles verkauft.«

»Das ist toll«, sagte ich.

»Wie gesagt, ich hatte Glück.«

»Das war nicht nur Glück. Aber es macht mir ein schlechtes Gewissen.«

»Warum denn?«

»Weil ich die Ursache dieses Schmerzes und der Ängste war. Was ich dir angetan habe, bereue ich immer noch sehr, es tut mir ehrlich leid.«

»Dafür hast du dich schon vor langer Zeit entschuldigt.«

»Ja, ich weiß. Trotzdem.«

»Schuldgefühle sind vergeudete Emotionen, Russ. Zumindest sagt meine Mutter das. In jedem Fall wäre ich ohne diese Erfahrung heute beruflich nicht da, wo ich bin. Und meine Ehe hätte auch nicht so lange gehalten. Sagen wir mal, ich musste lernen zu verzeihen.«

»Hatte David eine Affäre?«

»Nicht eine. Viele.«

»Warum bist du bei ihm geblieben?«

Sie deutete mit dem Kopf auf Bodhi. »Seinetwegen. David mag ja ein furchtbarer Ehemann gewesen sein, aber er war auch Bodhis Held. Ist er mit Sicherheit immer noch.« Sie stockte kurz. »Und schon wieder rede ich von meinem Ex.«

»Macht doch nichts.«

Sie schwieg für eine Weile. Dann fuhr sie fort: »Weißt du, was das Schwerste an der Scheidung ist? Ich habe gar keine Ahnung, was es eigentlich bedeutet, eine alleinstehende, unabhängige Erwachsene zu sein. Ich bin mehr oder weniger von dir zu David gegangen, und jetzt weiß ich nicht, was von mir erwartet wird. Durch das Arbeiten und Bodhi habe ich nicht unbedingt Zeit für Kneipen oder Partys. Und offen gestanden war das sowieso noch nie mein Ding. Es ist nur …« Ich entdeckte eine Spur von Traurigkeit in ihrer Miene, während sie nach den richtigen Worten suchte. »So hatte ich mir mein Leben nicht vorgestellt. Die

Hälfte der Zeit fühle ich mich wie eine Fremde in meiner eigenen Haut.«

»Ich kann mir auch nicht ausmalen, wie es als Single wäre.«

»Mir gefällt es nicht. Aber glaub mir, die andere Option ist manchmal noch schlimmer.«

Ich nickte, da ich unsicher war, was ich sagen sollte. Nach einer Weile seufzte Emily und sprach weiter. »Ich bin nur froh, dass ich zu Hause arbeiten kann. Sonst wäre es noch schwerer für Bodhi als ohnehin schon.«

»Auf mich wirkt er wie ein glückliches Kind.«

»Das ist er auch meistens. Aber hin und wieder hat er einen kleinen

Zusammenbruch.«

»Das gilt doch für jedes Kind! Selbst London kriegt Wutanfälle.«

»Ja?«

Ich erzählte ihr vom vergangenen Wochenende. Emily machte ein fragendes Gesicht.

»Moment mal, Vivian ist nicht mit ihr zur Blaubeer-Plantage gefahren?«

»Sie meinte, es sei zu heiß, deshalb sind sie stattdessen ins Einkaufszentrum gefahren. London schien es nicht zu stören. Ich glaube, sie war einfach froh, ihre Mutter wiederzuhaben. Sie hat sich noch nicht ganz daran gewöhnt, dass Vivian arbeitet und ich mich um sie kümmere.«

»Soweit ich das beurteilen kann, machst du das sehr gut.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Oft habe ich das Gefühl, nur so zu tun, als ob.«

»Ich auch. Das ist ganz normal.«

»Ehrlich?«

»Klar. Ich liebe Bodhi, aber ich wache auch nicht morgens auf und freue mich darauf, mit ihm zum Zahnarzt zu gehen oder ihm beim Aufräumen seines Zimmers zu helfen oder ihn durch die Gegend zu kutschieren. So ist das Elternleben eben.«

»Trotzdem habe ich das Gefühl, nicht genug zu tun.«

»Sei doch nicht so streng mit dir! Es geht ihr sicher gut. Und man lernt ja auch

dazu, wie man den Spagat zwischen Arbeit und Kinderbetreuung besser hinbekommt. Zum Beispiel, indem man Verabredungen für sein Kind trifft, wie du heute.«

»Danke noch mal«, sagte ich. »Ich hole sie bei dir ab, sobald ich fertig bin.«

»Wunderbar. Aber du hast was vergessen.«

»Nämlich?«

»Du brauchst noch meine Adresse, oder? Und die Telefonnummer.« Sie griff nach ihrem Handy. »Gib mir deine Nummer, und ich simse sie dir.«

In dem Moment kamen die Kinder zurück.

»Hallo, Mom. Wir sind fertig«,

verkündete Bodhi.

»Hat es Spaß gemacht?«

»Wir sind bis ganz oben geklettert!«

»Das habe ich gesehen. Ihr könnt toll klettern. Und wisst ihr was? Am Montag kommt London zu Besuch und lernt Nudel kennen.«

Die Gesichter der beiden leuchteten auf. »Echt? Danke, Mom! Darf sie Mr. und Mrs. Sprinkles mitbringen?«

Als Emily mich ansah, hob ich nur die Hände. »Das musst du entscheiden.«

»Warum nicht? Nudel wird sicher begeistert sein.«

Wir verabschiedeten uns, und als London und ich zum Auto liefen, spürte ich ein leichtes Unbehagen, weil ich mit

Emily Mittag gegessen hatte, was ich mit Vivian schon lange nicht mehr getan hatte, und weil das Gespräch so ungezwungen verlaufen war.

Wahrscheinlich machte ich aus einer Mücke einen Elefanten, oder?

Kapitel 11

Erste Erfolge

Emily hatte gesagt, Schuldgefühle seien vergeudete Emotionen, aber da war ich mir nicht so sicher. Ich verstand, was sie meinte, dass sie nämlich an der Vergangenheit nichts änderten, doch ein schlechtes Gewissen war ein Werkzeug, das meine Mutter früher gern und effektiv einsetzte. »Esst auf, andere Menschen hungern«, hörten wir oft, besonders wenn Mom ihre Resteüberraschung servierte, was das Gericht ziemlich passend beschreibt. Alles, was am Ende der Woche noch im Kühlschrank lag, wurde entweder zu einem

Eintopf verrührt oder mit Lasagne-Platten bedeckt. Andere beliebte Sprüche waren: »Wenn dir diese Familie wirklich am Herzen läge, würdest du den Müll rausbringen.« Oder: »Vielleicht liebst du deine Mutter eines Tages genug, um die Terrasse zu fegen.« All das führte bei mir zu hängenden Schultern und der Frage, wie ich nur solch ein schlimmes Kind sein konnte.

Meine Mutter wiederum empfand keinerlei schlechtes Gewissen, wenn sie uns ein schlechtes Gewissen machte, und manchmal wünschte ich, ich könnte mir davon eine Scheibe abschneiden. Ich wünschte, ich könnte mir selbst verzeihen und mit Vergangenem abschließen. Andererseits, wenn ich mich ändern möchte, warum tue ich es

nicht?

Als London noch ein Kleinkind war, ging ich einmal mit ihr am Rande des Parks spazieren. Der Weg war nicht weit, doch schon nach der Hälfte merkte ich, dass sie müde wurde, und zeigte ihr einen Baumstumpf, auf dem sie sich ausruhen konnte.

Sekunden später schrie sie auf, und gleich danach brüllte sie vor Schmerz. In Panik nahm ich sie auf den Arm und bemerkte Ameisen auf ihrem Bein.

Es waren keine normalen Ameisen. Es waren Feuerameisen, die sowohl einen Stachel besitzen als auch beißen und extrem aggressiv sind. Sie wimmelten überall herum, in ihrer Kleidung, ihren Socken, sogar in den Schuhen,

es schienen immer mehr zu werden. Ich stellte London auf den Boden und riss ihr die Sachen vom Leib, so schnell ich konnte, selbst die Windel, wobei ich auch selbst unzählige Male gestochen wurde. Schließlich rannte ich mit meinem schreienden Kind zum Auto.

Ich wusste nicht, was tun. Wie so vieles andere war das Vivians Fachgebiet, also raste ich wie ein Wahnsinniger nach Hause. Ich trug London ins Haus, und Vivian übernahm sofort. Sie tupfte Wundbenzin auf die bereits anschwellenden Stiche, verabreichte ihr ein Antihistamin und legte kalte Lappen auf die Stellen.

Vielleicht waren es ihre Kompetenz und Souveränität, die London beruhigten. Ich hingegen fühlte mich wie ein Passant nach

einem schrecklichen Unfall und staunte, dass Vivian genau gewusst hatte, wie zu reagieren war.

Letzten Endes hatte der Vorfall keine langfristigen Auswirkungen. Ich fuhr noch einmal zum Park und warf Londons Kleider in einen Mülleimer, da die Ameisen immer noch darin herumkrabbelten. Die Schwellungen hielten ein oder zwei Tage an, aber London war bald wieder ganz die Alte. Sie erinnert sich inzwischen nicht einmal mehr daran, ich habe sie gefragt, und obwohl mich das erleichtert, habe ich immer noch ein schlechtes Gewissen, wenn ich an jenen furchtbaren Tag zurückdenke. Und dieses schlechte Gewissen hat mich etwas gelehrt. Ich passe jetzt genau auf, wo ich London im

Wald oder im Park hinsetze, und das ist gut so. Nie wieder wurde sie von Feuerameisen angefallen.

Mit anderen Worten: Schuldgefühle sind nicht immer vergeudet. Sie können uns davon abhalten, denselben Fehler zweimal zu machen.

★

Nach dem Mittagessen mit Emily arbeitete ich. Um eine Vorstellung von Taglieris Werbebudget zu bekommen, rief ich einen Freund an, der bei dem Kabelsender, wo die Werbung des Anwalts lief, im Vertrieb arbeitete. So erfuhr ich, dass er hohe Gebühren bezahlte und zu viele schlechte

Sendezeiten dafür bekam – für ihn miserabel, für mich ein Geschenk des Himmels. Danach kontaktierte ich den Leiter der Filmcrew, die ich engagieren wollte. Wir kannten uns von früher und kalkulierten die ungefähren Kosten für die Drehs, die ich mir vorstellte. Im Anschluss überarbeitete ich die Skripts und Bilderabfolgen noch einmal, und dann war mein Entwurf für zwei der Werbespots praktisch fertig.

Der Abend mit Vivian rückte näher, und ich hatte gute Laune, obwohl ich London vorher noch zu der bösen Ms. Hamshaw bringen musste. Vivian kam zu einer vernünftigen Uhrzeit nach Hause, und nachdem London ins Bett

gegangen war, aßen wir bei Kerzenschein und landeten im Schlafzimmer. Und doch hatte ich mir mehr Magie erhofft; erst bei ihrem dritten Glas Wein entspannte Vivian sich allmählich. Obwohl ich wusste, dass in jeder Ehe die Flitterwochenphase irgendwann vorbei war, hatte ich immer geglaubt, sie würde von einem engeren Band abgelöst, einem *Wir beide gegen den Rest der Welt*. Vielleicht weil ich eine andauernde Distanz zwischen uns spürte, endete der Abend für mich mit einem vagen Gefühl der Enttäuschung.

Am Samstagvormittag zog Vivian ihr übliches Programm durch, den Rest des Tages verbrachte sie mit London. Das

verschaffte mir die Muße, mich auf andere Bereiche der Präsentation zu konzentrieren und eine Kosten-Nutzen-Analyse für den Zeitraum eines Jahres für Taglieri zu erstellen.

Auch am Sonntag arbeitete ich und wollte im Anschluss Vivian zeigen, was ich mir überlegt hatte. Doch aus mir unerfindlichen Gründen schien sie nicht in der Stimmung, mir zuzuhören oder auch nur mit mir zu sprechen, und der Abend gestaltete sich genauso verkrampft, wie es bei uns offenbar der Normalzustand geworden war. Zwar verstand ich, dass unser Leben sich in letzter Zeit anders entwickelt hatte, als wir beide hatten voraussehen können,

aber ich fragte mich unwillkürlich nicht nur, ob Vivian mich noch liebte, sondern ob sie mich überhaupt noch mochte.

★

Am Montagmorgen spazierte ich, bevor London aufgewacht war, ins Badezimmer, während Vivian gerade Wimperntusche auftrug.

»Hast du mal kurz Zeit?«

»Klar. Was gibt's?«

»Bist du sauer auf mich? Du hast gestern so gereizt gewirkt.«

»Ehrlich? *Jetzt* willst du darüber sprechen?«

»Ich weiß, es ist kein guter Zeitpunkt, aber –«

»Nein, ist es nicht. Ich muss in einer Viertelstunde los. Warum machst du das immer?«

»Was denn?«

»Mich als die Böse hinstellen.«

»Das will ich doch gar nicht. Aber du hast kaum mit mir gesprochen.«

Ihre Augen blitzten. »Du meinst, nachdem du London und mich das gesamte Wochenende über praktisch ignoriert hast?«

»Ich habe euch nicht ignoriert, ich habe gearbeitet.«

»Das sind Ausreden. Du hättest dich zwischendurch auch mal mit uns beschäftigen können, aber nein, du hast gemacht, was du wolltest. Wie immer.«

»Ich will ja nur sagen, dass es schon länger den Eindruck macht, als wärst du sauer auf mich. Am Donnerstag hast du auch kaum ein Wort gesagt.«

»Ach du meine Güte. Ich war müde! Wirf mir das doch nicht vor. Hast du unseren Freitagabend schon wieder vergessen? Obwohl ich da auch müde war, habe ich mich in Schale geworfen, und wir hatten Sex, weil ich wusste, dass du dir das wünschst. Ich habe es satt, das Gefühl vermittelt zu bekommen, dass ich nie genug tue.«

»Vivian –«

»Warum nimmst du immer alles so persönlich?«, fiel sie mir ins Wort. »Warum kannst du nicht einfach mit mir

glücklich sein? Du bist auch nicht gerade perfekt, trotzdem beklage ich mich nicht ständig über irgendetwas, zum Beispiel darüber, dass du nicht mal mehr für deine Familie sorgen kannst.«

Bei ihren Worten zuckte ich innerlich zusammen. Was glaubte sie denn, was ich das ganze Wochenende versucht hatte? Doch sie erwartete keine Antwort, sondern marschierte wortlos an mir vorbei, schnappte sich ihre Sporttasche und stürmte Türen knallend aus dem Haus.

Der Lärm musste London geweckt haben, denn ein paar Minuten später kam sie die Treppe herunter und fand mich am Küchentisch sitzend. Sie war

noch im Schlafanzug, die Haare standen vom Kopf ab.

»Hast du dich mit Mommy gestritten?«

»Nein, wir haben uns nur unterhalten.« Ich hatte mich noch nicht von Vivians Ausbruch erholt, mir war leicht übel. »Tut mir leid, dass die Tür so laut war.«

Sie rieb sich die Nase und sah sich um. Selbst schlaftrunken war sie in meinen Augen das schönste kleine Mädchen der Welt. »Wo ist sie denn?«

»Sie musste zur Arbeit, Schätzchen.«

»Ach so. Habe ich heute Tennis?«

»Ja. Und Kunstkurs mit Bodhi. Wir dürfen nicht vergessen, deine Hamster mitzunehmen.«

»Ist gut.«

»Wie wär's mit einer Umarmung?«

Sie kam zu mir und schlang die Arme um meinen Hals. »Daddy?«

»Ja?«

»Darf ich Froot Loops zum Frühstück essen?«

Ich drückte meine Tochter fest an mich und stellte fest, wie sehr ich diese Umarmung gebraucht hatte. »Aber natürlich.«

★

An diesem Morgen saß Taglieri nicht auf der Tribüne. An seiner Stelle entdeckte ich eine Frau, die vermutlich Ex Nummer drei war, da sie mit Taglieris Tochter an mir vorbeilief.

Ich hatte meinen Laptop dabei, um die Präsentation noch einmal zu üben, konnte mich aber schlecht konzentrieren. Meine Gedanken kreisten immer wieder um Vivians schneidende Worte. Ja, ich hatte das ganze Wochenende gearbeitet, dennoch kam mir ihre Reaktion unverhältnismäßig und absolut unfair vor. Wieder wünschte ich mir, sie glücklich machen zu können, aber dass mir das nicht gelang, hatte ihre Miene deutlich gezeigt.

Denn nicht nur Wut hatte ich darin gesehen.

Sondern auch Verachtung.

★

»Geht's dir gut?«, fragte Emily.

Im Atelier war London sofort zu Bodhi gerannt, den Transportkäfig mit Mr. und Mrs. Sprinkles in der Hand. Emily musste meinen niedergeschlagenen Gesichtsausdruck bemerkt haben, aber ich wollte ihr nicht von Vivian und mir erzählen. Es kam mir falsch vor.

»Ja, alles okay. Der Morgen war nur ein bisschen stressig.«

»Das sehe ich. Wie kann man diese gerunzelte Stirn glätten?«

»Keine Ahnung«, gab ich zurück. »Eine Million Dollar wäre hilfreich.«

»Damit kann ich nicht dienen, aber wie wär's mit einem Tic Tac? Ich glaube, ich habe welche in der Handtasche.«

Trotz meiner Stimmung musste ich grinsen. »Danke, ich verzichte.«

»Es bleibt heute doch bei unserer Vereinbarung? Bodhi redet davon, seit er aufgewacht ist.«

»Klar.«

»Und, bist du bereit für deinen Termin?«

»Ich hoffe es.« Ich schob den Laptop von einer Achsel unter die andere, er fühlte sich merkwürdig schwer an. »Ehrlich gesagt bin ich nervöser, als ich dachte. Ich konnte die Präsentation nicht üben. Bei Peters gab es immer jemanden, der sich so etwas angehört hat.«

»Würde es dir helfen, wenn du sie mir vorträgst? Ich bin natürlich nicht vom Fach, aber ich leihe dir gern mein Ohr.«

»Das wäre zu viel verlangt.«

»Ach was, ich habe Zeit. Und außerdem wäre es mal eine neue Erfahrung für mich.«

Ich wusste zwar, dass sie nur nett sein wollte, gleichzeitig hatte ich aber das dringende Bedürfnis, meinen Vortrag zu proben, allein schon, um nicht immer wieder an den Streit mit Vivian zu denken.

»Danke. Dann schulde ich dir einen Gefallen«, sagte ich.

Wir schlenderten in das Café, bestellten uns etwas zu trinken und setzten uns. Zuerst zeigte ich Emily ein paar Grafiken über die Macht der Werbung im Allgemeinen und den zu erwartenden

Profit für eine Anwaltskanzlei. Dann erklärte ich den Nutzen einer breiteren Kampagne in unterschiedlichen Medien, einschließlich einer moderneren Website. Schließlich klickte ich die Folien durch, die zeigten, wie er durch mich als Agentur Geld sparen konnte.

Emily deutete auf den Bildschirm. »Steckst du immer schon vorab so viel Arbeit in so was?«

»Nein, aber ich glaube, bei diesem Typen habe ich nur eine Chance.«

»Ich würde dich engagieren.«

»Du hast die Spots noch nicht gesehen.«

»Es wirkt auch ohne schon sehr kompetent. Aber gut, zeig sie mir.«

Ich holte tief Luft und zeigte ihr den

Entwurf der zwei bereits konzipierten Werbespots.

Meine Idee war, zu Anfang zwei Fotos von Autounfällen, eins von einer Baustelle und eins von einer Lagerhalle, einzublenden. Aus dem Off sprach Taglieri: »Wenn Sie sich bei einem Unfall verletzt haben, brauchen Sie die Hilfe eines Experten.« Dann tauchte Taglieri im Bild auf, spazierte langsam in einer Strickjacke vor ein Gerichtsgebäude und wandte sich dabei zur Kamera.

»Mein Name ist Joey Taglieri, und meine Spezialität ist es, Menschen zu helfen, die einen Unfall hatten. Das ist das, was ich am besten kann, und ich stehe auf Ihrer Seite. Die Beratung ist

kostenlos, und Sie müssen keinen Cent bezahlen, bis Sie das Geld erhalten, das Ihnen zusteht. Ich habe schon Millionen von Dollar für meine Mandanten erstritten, und jetzt möchte ich Ihnen helfen, Ihr Leben zurückzugewinnen. Lassen Sie mich für Sie kämpfen. Wählen Sie die …«

Es wurde eine gebührenfreie Nummer eingeblendet, gefolgt von S-c-h-a-d-e-n.

Emily zog die Stirn in Falten. »Mir gefällt, dass er unter freiem Himmel steht und nicht in einem Büro.«

»Dadurch wird er zugänglicher, findest du nicht? Und ich wollte unbedingt, dass man sich die Nummer gut merken kann.«

»Und du hast noch einen zweiten Spot?«

Ich nickte. »Der schlägt einen anderen Ton an.«

Der Film zeigte alltägliche Bilder aus Charlotte, während Taglieri mit ruhigem Tonfall aus dem Off sprach.

»Willkommen in der Queen City. Touristen reisen hierher, um die Sehenswürdigkeiten, die Gerüche und Geräusche zu erleben, aber unsere größte Attraktion sind nicht die Rennbahn oder unsere Sportmannschaften, unsere Seen und Wanderwege oder die Skyline. Es sind die Menschen. Unsere Gemeinschaft. Freunde und Verwandte und Kollegen und Nachbarn, die diesen Ort zu einem Zuhause machen. Und wenn einer von

ihnen einen Berufsunfall erleidet, wird ein Fremder bei einer Versicherung – vielleicht jemand, der Charlotte noch nicht einmal auf der Landkarte findet – alles versuchen, um dem Betroffenen Schadensersatz zu verweigern. Selbst wenn dabei ein Leben zerstört wird. Wenn Sie mich fragen, ist das einfach nicht richtig.«

Daraufhin schwenkte die Kamera auf Taglieri in Hemd und Krawatte, aber ohne Jackett.

»Ich bin Joey Taglieri, und wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie mich an. Wir sind doch Nachbarn. Ich bin auf Ihrer Seite, und wir stehen das zusammen durch.«

Am Ende schloss ich das Programm. »Was hältst du davon?«

»Sehr volksnah.«

»Zu volksnah?«

»Überhaupt nicht«, sagte sie. »Und auf jeden Fall originell.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Er wird aus den Socken kippen.«

»Ich will nur nicht seine Zeit vergeuden. Das hasst er.«

»Wenigstens ist er ehrlich. Das gefällt mir.«

★

Als ich Taglieris Kanzlei betrat, war ich sehr aufgeregt. Und nachdem ich meine Präsentation gehalten und den ersten

Spot gezeigt hatte, machte ich eine Pause. Doch Joey sagte nichts, er starrte weiterhin auf das letzte Bild.

»Ist die Telefonnummer noch frei?«

»Letzten Freitag war sie es noch.«

Taglieri nickte. »Die gefällt mir, das ist also schon mal gebucht. Und ich kapiere auch, inwiefern die anderen Werbeformen nützlich sind. Aber ich kann nicht behaupten, dass der Spot mich wirklich packt.«

Damit hatte ich gerechnet. »Mein Konzept ist, dass nicht nur einer gedreht wird, sondern eine ganze Reihe. Und in der Summe funktionieren sie durchaus.«

»Eine Reihe von Spots? Wird das nicht teuer?«

Ich zeigte ihm die Folien mit den geschätzten Kosten.

»Zu Anfang werden ein paar zusätzliche Aufwendungen erforderlich sein, aber im Laufe eines Jahres macht sich das mit Sicherheit bezahlt.«

Er zeigte auf die Zeile mit dem Betrag, den er momentan ausgab. »Woher wusstest du, wie viel ich zahle?«

»Ich bin gut in meinem Job.«

Was er von dieser Antwort hielt, konnte ich nicht genau einschätzen. Er spielte mit einem Stift. Nach einer Weile fragte er: »Was wäre also dein Plan? Wie würdest du anfangen?«

»Ich würde an der Website und der Internetwerbung arbeiten, besonders an

einer Suchmaschinenoptimierung. Parallel würden wir die ersten beiden Spots drehen. Ich bin sicher, dass wir Nummer eins ab Oktober ausstrahlen können, wenn auch der neue Internetauftritt steht. Der zweite wäre dann rechtzeitig vor Weihnachten fertig, und der wird einprägsam sein, da bin ich sehr zuversichtlich. Aber das musst du selbst beurteilen.«

»Also gut. Lass sehen.«

Hinterher lehnte er sich zurück und rieb sich das Kinn. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. So was hab ich noch nie gesehen.«

»Genau darum geht es. Er prägt sich ein, weil er zum Nachdenken veranlasst.«

»Die Kanzlei wird ja nicht unbedingt konkret angepriesen.«

»Nein, aber dein Name bleibt hängen. Und im Januar lassen wir dann ein paar Reklametafeln folgen, dachte ich. Ungefähr um die Zeit werden zwei fantastisch gelegene frei; wenn du einverstanden bist, würde ich die gern schon mal buchen. Und dann kommen natürlich noch der dritte und vierte Spot. Die werden, wie der erste, ganzjährig gesendet, einer ab Oktober oder November, der andere ab Januar. Die werden kürzer, prägnanter und humorvoll.«

»Zeig mal, was du hast.«

»Die habe ich noch nicht genau

ausgearbeitet.«

»Warum nicht?«

»Noch bist du nicht mein Kunde.«

Darüber dachte er kurz nach. »Wie wäre es mit einer Andeutung?«

»Also gut«, sagte ich. »Aber nur für einen. Stell dir ein kleines Mädchen vor, um die acht Jahre, das umgeben von Gesetzestexten an einem Schreibtisch sitzt. Es kritzelt auf einem Block herum, wirkt gestresst, greift nach dem Telefon und sagt: *Dolores? Kannst du mir noch einen Kakao bringen?* Dann wird der Bildschirm schwarz, und es erscheint ein Text wie mit Schreibmaschine getippt.

›Wenn Sie einen Arbeitsunfall hatten und Ihre Arztrechnung nicht bezahlen

können, wollen Sie keinen Anwalt, der neu im Beruf ist. Sie wollen jemanden mit Erfahrung. Jemanden, der schon Millionen von Dollar für seine Mandanten erstritten hat. Sie wollen Joey Taglieri.‹«

Als ich geendet hatte, verzog er den Mund zu einem Grinsen. »Das gefällt mir.«

Ich nickte wortlos. Im Laufe der Jahre hatte ich gelernt, dass schweigen oft das Beste war, wenn ein Kunde erwog, den Zuschlag zu geben.

Zweifellos wusste auch Joey das, denn wieder lehnte er sich zurück. »Du solltest wissen, dass ich Erkundigungen über dich eingezogen habe«, sagte er. »Nachdem du

mich zu diesem Termin überredet hattest, habe ich deinen alten Chef angerufen.«

Mein Brustkorb zog sich zusammen. »Aha.«

»Er war schwammig, wie Chefs das immer sind, meinte aber, du hättest dich vor zwei Monaten selbstständig gemacht. Du hast zwar erzählt, dass du deine eigene Agentur hast, aber nicht, dass du gerade erst angefangen hast.«

Ich spürte, dass mein Mund trocken wurde. »Das schon, aber ich arbeite seit dreizehn Jahren in der Werbung.«

»Außerdem hat er vorgeschlagen, ich soll mir doch statt seiner Meinung die von deinen aktuellen Kunden einholen.«

»Aha«, sagte ich erneut.

»Ginge das? Ein paar deiner anderen Kunden zu kontaktieren?«

»Äh, na ja …«

»Dachte ich mir schon. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, du hast noch keine anderen. Deshalb bin ich nach dem Telefonat mit deinem alten Chef am Wochenende an deinem Büro vorbeigefahren. Ich kenne das Gebäude, es gehört einem ehemaligen Mandanten von mir. Nicht unbedingt die Art von Büro, die Vertrauen einflößt.«

Ich zwang mich, mit gleichmäßiger Stimme zu sprechen. »Größtenteils fahre ich zu den Kunden ins Geschäft oder Büro. Und wenn du dich mit früheren

Auftraggebern unterhalten willst, kann ich dir ein paar Namen nennen. Ich habe mit Dutzenden im Raum Charlotte zusammengearbeitet.«

»Auch das weiß ich.« Er hob die Hand. »Ich habe schon ein paar angerufen. Drei, um genau zu sein. Sie sind immer noch bei Peters und wollten nicht so gern mit mir sprechen, bis ich ihnen versichert habe, dass ich nicht die Absicht habe, Peters davon zu erzählen.«

»Woher wusstest du –«

»Wen ich anrufen soll? Du bist gut in deinem Job, ich in meinem. Jedenfalls haben alle gesagt, dass du super warst. Sehr kreativ, fleißig, kompetent.«

»Warum erzählst du mir das?«

»Weil ich zwar nicht begeistert davon bin, dein erster und bisher einziger Kunde zu sein, mir aber einzureden versuche, dass du dadurch wahrscheinlich umso mehr Zeit für meine Kampagne hast. Offen gestanden bin ich nicht sicher, ob ich mich schon überzeugt habe. Aber ich gebe zu, dass ich beeindruckt davon bin, was du dir überlegt hast.«

An dieser Stelle verstummte er, und ich atmete tief durch.

»Was genau heißt das jetzt?«

★

In meinem Kopf drehte sich noch alles von dem Termin mit Taglieri, als ich zu

Emily fuhr. Ohne Navi hätte ich das Haus nie gefunden. Es lag zwar nicht weit von meinem entfernt, doch die Gegend kannte ich überhaupt nicht. Die Grundstücke waren baumbestanden, die Häuser im Stil des Mid-Century Modern erbaut, mit großen Fenstern und Zedernholzfassaden, die unterschiedlichen Etagen in das hügelige Gelände geschmiegt.

Nachdem ich in der Auffahrt geparkt hatte, folgte ich einem gewundenen Pfad, der über einen Koi-Teich führte. Als Emily die Tür öffnete, verblüffte mich erneut ihr herzliches Lächeln.

»So früh hatte ich gar nicht mit dir gerechnet«, sagte sie. »Komm doch rein.«

Es kam mir irgendwie unpassend vor, das Haus einer kürzlich geschiedenen Frau zu betreten, mit der ich zudem einst das Bett geteilt hatte. Doch ich sagte mir, dass ich nur meine Tochter abholte, genau wie ich es bei meiner Mutter machte. Dennoch verstärkte sich das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, als Emily auf die Treppe deutete.

»Die beiden sind mit Nudel oben im Kinderzimmer.«

Ich nickte und achtete darauf, zwischen uns Abstand zu halten. »War alles in Ordnung?«

»Sie hatten viel Spaß miteinander. Ich glaube, deine Tochter hat sich in den Hund verliebt.«

»Das überrascht mich nicht im Geringsten«, sagte ich. »Wie hat Nudel sich denn mit den Hamstern vertragen?«

»Er hat ein paar Sekunden am Käfig geschnüffelt, aber das war es schon.«

»Gut.« Ich steckte die Hände in die Taschen, während die Stimme in meinem Kopf mir weiter zuflüsterte, dass meine Anwesenheit in Emilys Haus sich nicht gehörte. Ich drehte mich um und ließ den Blick schweifen. Durch den offenen Grundriss und das Licht, das im hinteren Teil durch große Fenster strömte, hatte das Ganze etwas Behagliches und Abwechslungsreiches. An den Wänden hingen einige große Bilder, von denen ich annahm, dass sie

von Emily stammten.

»Du hast ein wunderschönes Haus«, sagte ich.

»Danke.« Sie klang deutlich entspannter, als ich mich fühlte. »Eigentlich habe ich schon überlegt, es zu verkaufen. Es ist ziemlich aufwendig im Unterhalt, einige Zimmer müssen dringend renoviert werden. Das sage ich allerdings schon, seit David ausgezogen ist. Tut mir leid, dass es so unordentlich ist.«

»Ist mir gar nicht aufgefallen. Sind die Bilder von dir?«

Sie trat zu mir, nicht zu nah, aber doch nah genug, dass ich ihr Kräutershampoo riechen konnte. »Die sind schon etwas älter. Ich wollte sie längst gegen ein paar

aktuelle austauschen, bin aber noch nicht dazu gekommen.«

»Ich kann gut verstehen, warum der Galerist deine Arbeiten liebt.«

»Sie erinnern mich an meine Schwangerschaft. Sie sind dunkler und weniger strukturiert als vieles, was ich heute male. Auch launischer. Wobei mir monatelang speiübel war, das hat also vielleicht was damit zu tun. Warte mal kurz.« Sie lief Richtung Treppe. »Bodhi? London?«, rief sie. »Alles okay bei euch?«

Im Chor antworteten sie: »Ja!«

»Dein Vater ist hier, London.«

Schritte donnerten, dann erhaschte ich einen Blick auf meine Tochter, die durch das Geländer spähte. »Daddy? Darf ich

noch bleiben? Bodhi hat ein extra Lichtschwert, und es ist rot! Und wir spielen mit Nudel!«

Fragend sah ich Emily an. Sie zuckte die Achseln. »Von mir aus gern. So ist Bodhi glücklich und beschäftigt, was mir das Leben erleichtert.«

»Ein paar Minuten noch!«, rief ich nach oben. »Aber allzu lange geht nicht, du musst noch zum Ballett.«

»Bei Ms. Hamshaw?«, fragte Emily. Auf mein Nicken hin fuhr sie fort: »Von der habe ich Interessantes gehört. Und damit meine ich nicht gerade ›Gutes‹.«

»London geht auch nicht gern hin, glaube ich.«

»Dann melde sie ab.«

Bei Vivian sind solche Dinge nicht so einfach, dachte ich. Jetzt deutete Emily mit dem Daumen über ihre Schulter. »Möchtest du vielleicht ein Glas Eistee? Ich habe gerade einen Krug gemacht.«

Die Stimme in meinem Kopf forderte mich auf, höflich abzulehnen, aber ich hörte mich sagen: »Gern, danke.«

Ich folgte ihr in die Küche. Vor einer Flügeltür, die in den Garten führte, stand der Hamsterkäfig auf dem Boden. Seitlich lag ein weiteres Zimmer, offenbar das Atelier. An den Wänden lehnten Gemälde, eines stand auf einer Staffelei. Über dem ramponierten Schreibtisch hing eine Schürze, die Platte war übersät mit Hunderten von Farbtuben.

»Arbeitest du da?«

»Ja.« Sie holte den Krug. »Das war früher eine Veranda, aber wir haben sie verglast, als wir das Haus gekauft haben. Morgens ist das Licht perfekt.«

»Ist es schwer, zu Hause zu arbeiten?«

»Eigentlich nicht. Und da ich das schon immer so mache, kenne ich es natürlich nicht anders.«

»Wie klappt das denn mit Bodhi?«

Sie goss den Tee in die Gläser und brachte sie zum Tisch. »Ich arbeite morgens, ehe er aufsteht, aber selbst danach ist es ganz okay. Wenn ich den Drang spüre zu malen, geht er nach oben und spielt oder sieht fern. Er hat sich daran gewöhnt.«

Sie setzte sich, und ich tat es ihr gleich, immer noch etwas befangen. Emily war nichts anzumerken.

»Wie lief es bei Taglieri?«

»Gut«, sagte ich. »Er hat mich engagiert. Für die gesamte Kampagne.«

»Das ist ja super!«, rief sie. »Herzlichen Glückwunsch! Ich wusste es doch. Du bist bestimmt sehr froh.«

»Es ist noch gar nicht richtig durchgesickert.«

»Das kommt schon noch. Feierst du heute Abend?«

Mir fiel wieder Vivians Verhalten am Morgen ein. »Mal sehen.«

»Dein erster Kunde, das musst du unbedingt feiern! Aber erzähl doch mal,

wie es ablief.«

Ihr von dem Termin zu berichten, lenkte mich von meinem Unbehagen ab, und als sie hörte, dass Taglieri Peters angerufen hatte, schlug sie die Hand vor den Mund und riss die Augen auf.

»Ach, wie furchtbar! Du musst ja im Boden versunken sein.«

»Schön war es nicht, das kann ich dir sagen. Ich glaube, er wollte mich nur zappeln sehen.«

»So sind Anwälte«, pflichtete sie mir bei. »Aber es ist trotzdem toll. Ich freue mich sehr für dich.«

»Danke. Mir ist echt ein Stein vom Herzen gefallen.«

»Das kann ich gut nachvollziehen. Ich

weiß noch, wie ich erfahren habe, dass eins meiner Bilder in der Galerie verkauft wurde. Damals war ich mir sicher, dass ich nie von meiner Kunst würde leben können, und rechnete ständig damit, dass der Galerist anruft und mir mitteilt, dass ihm ein Fehler unterlaufen ist. Als dann schließlich das Telefon klingelte, hatte ich solche Angst, dass ich ihn auf den AB habe sprechen lassen.«

Auf mein Lachen hin fuhr sie fort: »Und wie geht es jetzt weiter? Wie funktioniert das in deiner Welt?«

»Ich schicke ihm morgen einen Vertrag, und sobald er unterschrieben hat, mache ich mich an die Arbeit. Es müssen Genehmigungen eingeholt und

Filmteams gebucht und Drehorte gescoutet werden. So was ist immer ein Riesenaufwand.«

»Kannst du das alles organisieren, während du auf London aufpasst?«

Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. »Es wird schon irgendwie gehen. Aber wir versuchen gerade, die passende Kita zu finden.«

»Ich weiß, das hat London beim Mittagessen erzählt. Sie will nicht hin. Sie meinte, es wäre überflüssig, weil sie sowieso bald in die Schule kommt.«

Überflüssig? Das klang eher nach Vivian als nach meiner Tochter. »Das hat sie gesagt?«

»Hat mich auch gewundert. Aber

andererseits wirkt sie um einiges reifer als Bodhi.«

Ich trank einen großen Schluck. Was hatte Vivian wohl sonst noch über Kitas zu London gesagt? »Abgesehen davon war aber alles gut heute?«

»Wunderbar. Deine Tochter ist sehr lieb. Übrigens will sie Nudel mit nach Hause nehmen. Ich habe gesagt, da muss ich erst dich fragen.«

»Uns reichen die Hamster.« Ich hob abwehrend eine Hand. »Ein Hund würde mich momentan überfordern. Ich hab schon erwogen, das Schlafen vorübergehend einzustellen.«

Sie lächelte fast wehmütig. »London hat auch erzählt, dass sie Fahrradfahren

gelernt hat.«

»Stimmt.«

»Das wollte ich Bodhi schon längst beibringen, ich habe nur Angst, ihn nicht halten zu können. Wahrscheinlich sollte ich erst ins Fitnessstudio gehen, um meine Oberarme zu kräftigen. In der vielen freien Zeit, die ich habe, meine ich.«

»Kinder sind eindeutig zeitraubend.«

»Das stimmt«, sagte sie. »Aber ich möchte ihn um nichts in der Welt missen.«

Da hatte sie völlig recht, dachte ich und trank mein Glas aus. »Danke für den Eistee. Wir müssen jetzt wirklich los.«

»Ich bin froh, dass London bei uns war.

So habe ich Bodhis beste Freundin ein bisschen besser kennengelernt.«

Ich stand auf, holte den Hamsterkäfig und folgte Emily zur Tür. Als ich nach London rief, tapsten die beiden die Treppe hinunter, gefolgt von einem kleinen Pudel.

»Nudel, der Pudel?«

»Den Namen hat Bodhi ausgesucht«, sagte Emily.

»Ich bin so weit«, verkündete London. »Nudel ist *so* süß, stimmt's, Daddy? Können wir zum Tierladen fahren? Ich will sehen, ob es da einen Hund wie Nudel gibt.«

»Heute nicht«, sagte ich.

London umarmte Emily zum Abschied.

Meine Tochter umarmte bereitwillig jeden, ich hatte sie schon innig mit dem Postboten und einer alten Frau im Park gesehen. Bodhi wurde ebenfalls gedrückt, und auf dem Weg zum Auto schob sie ihre Hand in meine.

»Emily ist wirklich nett. Ich durfte mir Marshmallow-Creme auf das Erdnussbutterbrot schmieren.«

»Hm, lecker! Schön, dass es dir gefallen hat.«

»Kann Bodhi beim nächsten Mal zu uns kommen?«

Ich fragte mich, was Vivian wohl davon hielte.

»Da müssen wir erst Mommy fragen, okay?«

»Okay. Und weißt du, was?«

»Was?«

»Ich hab dich lieb, Daddy.«

★

Vivians Gereiztheit war immer noch spürbar, als sie von der Arbeit kam, zumindest mir gegenüber. Erst später am Abend, als ich neben ihr auf der Couch saß, entdeckte ich den Hauch eines Lächelns. Es verschwand so schnell, wie es gekommen war, aber ich kannte sie mittlerweile lange genug, um zu wissen, dass die kalte Schulter jetzt nicht mehr Tiefkühl-, sondern nur noch Gemüsefach-Temperatur hatte.

»Ich habe gute Neuigkeiten«, sagte ich.

»Ach ja?«

»Ich habe heute meinen ersten Kunden an Land gezogen. Morgen schicke ich den Vertrag raus.«

»Dieser Anwalt, von dem du erzählt hast?«

»Genau. Ich weiß, dass du nicht so begeistert davon bist, aber ich freue mich. Wir werden vier unterschiedliche Spots drehen und auch in anderen Medien inserieren.«

»Glückwunsch«, sagte sie. »Wann geht es los?«

»Sobald er unterschreibt. Für die Website habe ich jemanden, der sofort anfangen kann, aber die Drehs finden wahrscheinlich erst ab Ende August

statt.«

»Das ist ja perfekt.«

»Warum?«

»Weil London bis dahin in der Schule ist. Ich habe heute noch mal bei den Kitas angerufen, und es wird wohl nicht klappen. Meine beiden Favoriten haben erst zu Schulbeginn Plätze frei. Und die dritte hat vielleicht früher einen, weiß das aber erst nächste Woche. Und danach ist auch erst mal Eingewöhnungszeit. Dann ist es schon Mitte August, was bedeutet, sie wäre ungefähr eine Woche da, bevor sie in die Schule geht.«

»Warum um alles in der Welt dauert das denn so lange?«

»Weil all diese Einrichtungen sehr sorgfältig in ihren Auswahlverfahren sind.«

»Soll ich mal anrufen? Fragen, ob man das beschleunigen kann?«

»Von mir aus.« Sie zuckte die Achseln. »Aber an den Wartelisten wird das auch nichts ändern.«

»Vielleicht sollten wir uns nach einer Kinderfrau erkundigen.«

»Das würde trotzdem mindestens zwei Wochen dauern und ist teuer. Und was machen wir, wenn die Schule anfängt? Sie entlassen?«

Ich wusste es auch nicht genau. Hätte sich Vivian allerdings gleich zu Anfang um die Kinderbetreuung gekümmert,

hätten wir vielleicht inzwischen eine Lösung.

»Damit willst du vermutlich sagen, dass ich weiter auf London aufpassen muss, oder?«

»Ich kann es jedenfalls nicht, und bisher hat es ja auch geklappt. Du hast trotzdem deinen ersten Kunden.«

»Ja, aber ich muss jetzt viel vorbereiten.«

»Was sollen wir sonst machen? Bei dem, was bei mir im Büro los ist …«

»Du meinst Geschäftsreisen?«

»Nicht nur. Apropos, am Donnerstag muss ich nach Atlanta, bis Freitagabend.«

»Das war's mit unserem romantischen Abend.«

Sie verdrehte die Augen. »Ich hatte doch schon angekündigt, dass ich diese Woche unterwegs bin. Aber da es dir offenbar so wichtig ist, versuche ich, einigermaßen früh nach Hause zu kommen, okay?«

»Abgemacht.«

»Männer …« Sie schüttelte den Kopf. »Eigentlich wollte ich gerade erzählen, dass sich im Büro noch was anderes zusammenbraut. Etwas Großes. Abgesehen von den Abteilungsleitern weiß noch niemand davon. Also behalt es bitte für dich.«

»Wem sollte ich es denn erzählen?«

»Weiß ich nicht. Small Talk mit deinen Kunden? Marge? Deinen Eltern?« Sie

seufzte. »Jedenfalls fahre ich deshalb nach Atlanta, weil Walter plant, den Hauptsitz der Firma dorthin zu verlegen. Und ich soll den Prozess beaufsichtigen.«

»Du machst Witze.«

»Er redet schon davon, seit ich angefangen habe, aber jetzt hat er sich endgültig entschieden. Nächste Woche erfahren es die anderen Angestellten.«

»Warum will er umziehen?«

»Er sagt, die Baubeschränkungen an der Küste sind in North Carolina absurd geworden, deshalb will er sich auf Georgia und Florida konzentrieren. Was auch einleuchtet, wenn man darüber nachdenkt. Und er überlegt auch, eines Tages für ein Mandat zu kandidieren,

und das würde er lieber in Georgia tun. Da kommt seine Familie her, sein Vater war früher Abgeordneter dort.«

Walter und seine Pläne interessieren mich nicht die Bohne, dachte ich. »Was bedeutet das für deinen Job?«

»Mir passiert nichts. Er hat mir schon gesagt, dass ich mir keine Sorgen machen soll.«

»Dann wirst du in Charlotte arbeiten?«

»Weiß ich nicht. Walter und ich haben ein bisschen rumüberlegt, aber wie gesagt, es ist noch keine Entscheidung gefallen.«

»Du glaubst doch nicht, dass wir umziehen müssen?«

»Ich hoffe, nicht.«

Hoffe? Das klang ja nicht gerade verheißungsvoll.

»Ich will nicht umziehen«, gab ich zurück.

»Das weiß ich. Wir nehmen an, dass ich meine Zeit zwischen hier und Atlanta aufteilen kann.«

Aufteilen? »Wie genau?«

»Keine Ahnung, Russ.« Langsam klang sie genervt. »Bis zum Umzug müssen Walter und ich zwei oder drei Tage die Woche in Atlanta sein. Danach – wer weiß?«

»Nur du und Walter?«

»Warum sollten die anderen mitkommen?«

Ich war mir nicht sicher, ob mir die

Antwort gefiel.

Nein, streichen wir das. Die Antwort gefiel mir *definitiv* nicht.

»Und darüber hinaus gibt es noch andere Geschäftsreisen?«

»Wahrscheinlich.«

»Da sehe ich dich ja kaum noch. Und London auch nicht.«

»Das stimmt nicht«, fauchte sie. »Es ist ja nicht so, als würde ich für sechs Monate am Stück nach Übersee geschickt. Viele Paare pendeln zwischen zwei Städten. Außerdem ist Walter der Boss, nicht ich. Was soll ich denn tun?«

»Du könntest zum Beispiel kündigen«, schlug ich vor. »Und dir vielleicht eine Teilzeitstelle suchen?«

»Ich will nicht kündigen. Mir macht der Job Spaß, und Walter ist ein toller Chef. Mal abgesehen davon, dass wir es uns nicht leisten können, auf mein Gehalt zu verzichten, oder?«

Damit betonte sie noch einmal, dass unsere missliche Lage allein meine Schuld war. Und vielleicht stimmte das ja auch, was mich allerdings noch mehr aufwühlte. »Und wann soll das alles vonstattengehen?«

»Irgendwann im September. Deshalb fahren wir diese Woche nach Atlanta. Um dafür zu sorgen, dass die Büroräume rechtzeitig fertig sind.«

September war in sechs Wochen. »Wie soll man denn mit der ganzen Firma in so

kurzer Zeit umziehen?«

»Eigentlich müssen nur die leitenden Angestellten mit. In Charlotte wird es Entlassungen geben, aber natürlich werden nicht einfach alle gekündigt. Wir haben noch einige Baustellen in North Carolina. In Atlanta wiederum werden neue Leute eingestellt.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Bis ich mehr erfahre, gibt es nicht viel zu sagen.«

»Aber warum erzählst du mir das erst jetzt?«

»Weil es bis heute nicht sicher war.«

»Also gut«, sagte ich. »Halt mich bitte auf dem Laufenden.«

»Tue ich doch immer. Mal was anderes,

London hat mir erzählt, dass sie heute zum Spielen bei Bodhi war?«

»Während meiner Präsentation. Es war wohl schön, sie hat auf dem Weg zum Ballett dauernd über Nudel, den Pudel, gesprochen.«

»Bodhi ist der Sohn deiner Exfreundin, richtig? Emily?«

»Genau.«

»Ich habe ein paar Leute im Kunstkurs über sie reden hören. Angeblich ist sie ziemlich verbittert wegen ihrer Scheidung.«

»Eine Scheidung kann hart sein«, sagte ich möglichst neutral.

»Und letzte Woche habt ihr mittags zusammen gegessen.«

»London und ich waren im Chick-fil-A. Und ja, Emily war auch da.«

»Du solltest besser nicht noch mal mit ihr essen gehen. Oder zu ihr nach Hause fahren, auch nicht, damit die Kinder zusammen spielen können. So entstehen Gerüchte.«

»Was für Gerüchte?«

»Du weißt genau, was ich meine. Sie ist geschieden, du bist verheiratet, und zu allem Überfluss ist sie auch noch deine Exfreundin. Man muss nicht Einstein sein, um sich auszurechnen, was die Leute tuscheln würden.«

Ja, dachte ich, *das weiß ich genau,* und während ich dort neben meiner Frau saß, fragte ich mich, wie ein so großartiger

Tag nur so schlecht enden konnte.

★

»Du hast also Emily getroffen«, sagte Marge beim Mittagessen ein paar Tage später. Wir waren bei mir; Vivian war morgens nach Atlanta gefahren, und ich hatte den unterschriebenen Vertrag bei Taglieri abgeholt, einschließlich meines ersten Schecks als Agenturbesitzer! Doch an diesen Dingen war Marge nicht interessiert. »Wie geht's der lieben Emily?«

Wir saßen auf der Terrasse, und London veranstaltete ein Riesenchaos mit den Fingerfarben, die Marge mitgebracht hatte.

»London hat nur ihren Freund besucht.«

»Was ihr beide bei einem vorherigen Date eingefädelt habt.«

»Das war kein Date.«

»Vielleicht solltest du dich vor den Spiegel stellen, wenn du das sagst. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Sie muss sich immer noch daran gewöhnen, geschieden zu sein, aber abgesehen davon geht es ihr gut.«

»Ich mochte sie immer sehr.«

»Das weiß ich. Hast du schon öfter gesagt.«

»Und ich verstehe nicht, dass du Vivian davon erzählt hast.«

»Hab ich nicht. Das war London.«

»Schade eigentlich. Jeder braucht ab

und zu ein bisschen Spannung im Leben.«

Bei meiner Miene brach sie in Gelächter aus, was zu einem Hustenanfall führte. Sie holte einen Inhalator aus der Tasche und nahm einen Hub.

»Was ist das?«

»Mein Arzt glaubt, dass ich Asthma habe, deshalb hat er mir den verschrieben. Ich muss ihn jetzt zweimal am Tag benutzen.«

»Weißt du noch? Ich hatte als Kind auch Asthma. Einschließlich Allergie. Sobald ich mich einer Katze genähert habe, hat sich mein Brustkorb zusammengezogen wie ein Schraubstock.«

»Ich erinnere mich, aber du weichst aus. Ich weiß, dass du Vivian liebst. Und ich

bin sicher, dass du deine Lektion zum Thema Seitensprünge gelernt hast. Bei wem war das noch mal damals? Ach ja, Emily. Womit wir wieder beim Thema wären.«

»Planst du diese Gespräche eigentlich vorab? Damit du dich auf meine Kosten maximal amüsieren kannst?«

»Das fliegt mir so zu«, sagte sie. »Gern geschehen.«

Ich lachte. »Ehe ich es vergesse, verrate Vivian nicht, dass ich dir von dem Firmenumzug erzählt habe. Das durfte ich eigentlich nicht.«

»Ich bin deine Schwester. Ich zähle nicht.«

»Dich hat sie extra genannt.«

»Das glaube ich gern. Aber gut, wenn wir schon Geheimnisse ausplaudern, dann bin ich jetzt dran. Liz und ich planen, ein Kind zu bekommen.«

Ich grinste breit. »Ehrlich?«

»Wir sind lange genug zusammen. Es wird Zeit.«

»Wollt ihr adoptieren?«

»Wir hoffen, dass eine von uns schwanger werden kann. Ich bin ja nicht mehr die Jüngste, also wohl eher Liz, aber wer weiß? Sie ist auch nur zwei Jahre jünger. Jedenfalls haben wir einen Termin bei einem Spezialisten und werden beide von Kopf bis Fuß durchgecheckt. Wenn es nicht funktioniert, denken wir über eine

Adoption nach oder lassen uns vielleicht sogar als Pflegeeltern registrieren.«

»Wow«, sagte ich. »Das klingt ernst. Wann geht es los?«

»Nicht vor November. Dieser Spezialist hat eine Warteliste. Angeblich gehört er zu den Besten im Land, alle wollen zu ihm.« Mit Blick auf mein immer noch breites Grinsen fragte sie: »Was denn?«

»Ach, ich glaube, dass du eine super Mutter wirst. Und Liz auch.«

»Wir sind schon sehr aufgeregt.«

»Hast du Mom und Dad davon erzählt?«

»Nein. Und du lässt das auch bitte. Ich möchte erst in Erfahrung bringen, ob überhaupt eine von uns beiden schwanger werden kann oder ob wir

adoptieren müssen. Ich sehe schon den Arzt vor mir, der mir sagt, dass meine Gebärmutter von Spinnweben überzogen ist.«

Ich lachte. »Das klappt ganz bestimmt!«

»Ja, weil ich im Gegensatz zu dir Sport treibe. Mein Husten macht es zwar nicht einfacher, aber ich zwinge mich ins Fitnessstudio.«

»Ich habe keine Zeit für Sport.«

»Doch, natürlich. Du könntest morgens gehen. Wie alle Mamis.«

»Ich bin keine Mami.«

»Ich sag es ja ungern, aber in letzter Zeit irgendwie schon.«

»Du findest immer die richtigen Worte.«

»Ich nehme eben kein Blatt vor den

Mund. Und du und ich wissen beide, dass dir ein bisschen Sport nicht schaden würde. Du wirkst in letzter Zeit etwas schlaff.«

»Ich bin in Form.«

»Selbstverständlich. Einer runden Form.«

★

Am Freitagmorgen stand ich vor dem Spiegel und stellte fest, dass Marge nicht ganz unrecht hatte. Ich sollte wieder Sport treiben. Leider nicht heute.

Ich hatte einiges zu tun, und während London im Kunstkurs war, stellte ich einen Zeitplan für Taglieris Kampagne zusammen, unter Berücksichtigung der

Tatsache, dass ich sehr wahrscheinlich auch in den nächsten Wochen für die Kinderbetreuung zuständig war.

Den Großteil konnte ich von zu Hause erledigen, wobei einiges auch mit Fahrerei verbunden war. Doch solange ich diese Aufgaben auf mehrere Tage verteilte, würde es London sicher nicht besonders stören.

Das sagte ich auch zu Vivian, als ich sie anrief. Ich hörte die Erleichterung in ihrer Stimme, und zum ersten Mal seit Jahren unterhielten wir uns mehr als eine halbe Stunde am Telefon. Und obwohl sie etwas später als geplant nach Hause kam, lachte sie und flirtete sogar mit mir, und im Schlafzimmer war sie sexy und

leidenschaftlich, etwas, wonach ich mich gesehnt hatte und was mich davon überzeugte, dass ich ihr noch etwas bedeutete.

Am nächsten Morgen hielt ihre gute Laune an. Bevor sie zum Yoga ging, machte sie mir und London Frühstück und fragte, ob wir vorhatten, meine Eltern zu besuchen.

»Wenn ja, könnt ihr auf mich warten? Ich würde gern mitkommen.«

Dann küsste sie mich zum Abschied, und ich spürte ganz leicht ihre Zunge an meinen Lippen. Mit diesem wohligen Gefühl und mit den Bildern der vergangenen Nacht im Kopf lösten sich meine Zweifel an unserer Beziehung in

Luft auf.

★

Bis Vivian zurückkam, gingen London und ich auf dem Naturlehrpfad im Park spazieren. Jahre vorher hatte ein pflichtbewusster Pfadfinder vor diversen Bäumen Tafeln aufgestellt, auf denen sowohl der umgangssprachliche als auch der wissenschaftliche Name standen. Das alles las ich London vor, zeigte dazu auf die Rinde oder die Blätter und gab mich deutlich sachverständiger, als ich war. Sie wiederholte die Begriffe – *Quercus virginiana* oder *Eucalyptus viminalis* –, und obwohl ich wusste, dass ich das meiste schon im Auto wieder vergessen haben

würde, fühlte ich mich während unseres Spaziergangs etwas klüger als sonst.

Nur, London *blieb* klug. Zu Hause schmierte ich uns Sandwiches, und beim Essen auf der Terrasse zeigte sie auf einen dicken Baum im Garten. »Das ist ein *Carya ovata*!«, rief sie.

»Der da?« Ich gab mir keine Mühe, mein Erstaunen zu verbergen.

Sie nickte. »Schuppenrinden-Hickorynuss.«

»Woher weißt du das?«

»Weil du sie mir vorhin gezeigt hast.« Sie sah mich an. »Weißt du nicht mehr?«

Nicht im Entferntesten, dachte ich. Für mich hatte sie sich wieder in einen Baum verwandelt.

London trank einen Schluck Milch. »Wann kommt Mommy nach Hause?«

Ich sah auf die Uhr. »Bald.«

»Und dann fahren wir zu Nana und Papa?«

»Genau.«

»Ich möchte heute backen. Wieder Cupcakes.«

»Da wird Nana sich sicher freuen.«

»Kommen Tante Marge und Tante Liz auch?«

»Ich hoffe es.«

»Gut, dann nehme ich besser Mr. und Mrs. Sprinkles mit. Sie wollen sie bestimmt begrüßen.«

»Ganz sicher.«

Sie kaute. »Daddy? Ich bin froh, dass ich

bei dir bleiben darf.«

»Wie meinst du das?«

»Mommy hat mir erzählt, dass ich nicht in die Kita muss, sondern dass du arbeitest und dabei auf mich aufpasst.«

»Das stimmt auch, aber du musst vielleicht manchmal mit mir im Auto rumfahren und warten, während ich meine Sachen erledige.«

»Darf ich meine Barbies mitnehmen? Oder Mr. und Mrs. Sprinkles?«

»Aber klar«, sagte ich.

»Okay. Dann macht es ja Spaß.«

Ich musste lächeln. »Da bin ich froh.«

»Warst du in der Kita, als du klein warst?«

»Nein. Tante Marge hat auf mich

aufgepasst.«

»Und Tante Liz?«

»Nein, die kannten wir damals noch nicht.«

»Ach so.« London biss von ihrem Brot ab und schaute in den Garten.

»Daddy! Da sitzt ein riesiger Vogel auf dem Baum!«, rief sie auf einmal und zeigte in die Richtung. Ich entdeckte ihn; er war schokobraun mit weißen Kopffedern, die im Sonnenlicht leuchteten. Gemächlich breitete er die Flügel aus und klappte sie wieder ein.

»Das ist ein Weißkopfseeadler«, erklärte ich ihr verblüfft. In all meinen Jahren in Charlotte hatte ich erst zwei gesehen. Ein Staunen ergriff mich, wie so häufig

während unserer jüngsten gemeinsamen Wochen. Plötzlich erkannte ich, wie viel sich zwischen meiner Tochter und mir verändert hatte. Dass ich London liebte, hatte nie infrage gestanden, aber jetzt stellte ich fest, dass ich sie auch *mochte*, nicht nur als Tochter, sondern als das kleine Mädchen, das ich in letzter Zeit kennengelernt hatte.

Ich empfand eine ungewöhnliche innere Ruhe, geradezu einen Frieden. Ich hatte ein Tief erlebt, aber jetzt ging es wieder aufwärts, und obwohl mir bewusst war, dass dieses Gefühl möglicherweise nur kurz anhielt, war es so real wie die Sonne. Während ich Londons hingerissene Miene betrachtete, fragte

ich mich, ob sie sich später an dieses Erlebnis erinnern würde oder ob sie spürte, wie ich unsere neu entdeckte Nähe erlebte. Eigentlich spielte das jedoch keine Rolle. Es reichte, dass ich sie empfand, und als der Adler schließlich davonflog, prägte ich mir das Bild fest ein, um es nie zu vergessen.

Kapitel 12

Dunkle Wolken am Horizont

Im Februar 2004, als ich seit fast zwei Jahren mit dem College fertig und ungefähr genauso lange mit Emily zusammen war, besuchte ich einmal am Wochenende meine Eltern. Normalerweise begleitete Emily mich, aber aus Gründen, die ich vergessen habe, konnte sie an jenem Tag nicht.

Als ich ankam, bastelte mein Vater am Auto meiner Mutter herum, nicht am Mustang. Er hatte die Motorhaube geöffnet und goss Öl nach.

»Schön, dass du dich um den Wagen deiner

besseren Hälfte kümmerst«, sagte ich fröhlich, woraufhin mein Vater nickte.

»Muss sein. Diese Woche schneit es. Ich hab schon die Notfallausrüstung auf den Rücksitz gestellt, damit deine Mutter nicht extra an den Kofferraum muss, falls sie stecken bleibt.«

»Wie kommst du darauf, dass es schneit?«, fragte ich. Die Temperaturen waren bereits frühlingshaft, ich trug ein T-Shirt und hatte sogar überlegt, eine kurze Hose anzuziehen.

Er blinzelte mich an. »Hast du den Wetterbericht gesehen?«

»Ich hab was im Radio gehört, aber man kennt ja diese Meteorologen. Die liegen öfter falsch als richtig.«

»Meine Knie sagen, es schneit.«

»Es sind fast zwanzig Grad!«

»Wie du meinst. Wenn ich hier fertig bin, könnte ich Hilfe beim Isolieren der Rohre gebrauchen. Hast du Zeit?«

Mein Vater war schon immer so. Wenn für die Küste ein Hurrikan angekündigt war, räumte er tagelang den Garten auf, stellte alles in die Garage und schloss die Fensterläden, obwohl Charlotte ungefähr dreihundert Kilometer vom Meer entfernt liegt. »Du warst 1989 bei Hugo nicht dabei«, erklärte er Marge und mir dann. »Damals wurde die ganze Stadt praktisch weggeweht.«

»Klar helfe ich dir«, sagte ich nun. »Aber das ist Zeitverschwendung. Es wird nicht schneien.«

Ich gesellte mich ein Weilchen zu meiner Mutter ins Haus, und als mein Vater mich

eine Stunde später holte, ging ich ihm zur Hand. Doch seine Warnung nahm ich mir trotzdem nicht zu Herzen, und selbst wenn, hätte ich nicht den Hauch einer Ahnung gehabt, was in einen Winter-Notfallkoffer gehörte. Zumindest redete ich mir das hinterher ein. Denn der wahre Grund, warum ich mich nicht auf einen erneuten Wintereinbruch vorbereitete, war, dass ich mich für schlauer hielt als ihn.

Noch am Dienstagnachmittag herrschten fast fünfzehn Grad, und ich hatte die Worte meines Vaters völlig vergessen. Am Donnerstag allerdings schlug das Wetter mit Wucht um. Anfangs schneite es nur leicht, dann stärker. Als ich zur Arbeit fuhr, häufte sich der Schnee bereits auf den Straßen. Der

Schulunterricht fiel aus, nur die Hälfte der Angestellten schaffte es in die Agentur. Am Nachmittag waren die Straßen praktisch unpassierbar geworden. Hunderte Autofahrer, einschließlich mir, rutschten in den Graben, es schneite dreißig Zentimeter in einer Stadt, die nur über wenige Räumfahrzeuge verfügte. Gegen Abend war Charlotte zum Stillstand gekommen.

Es dauerte fast fünf Stunden, bis ein Abschleppwagen auftauchte und mich herauszog. In Gefahr war ich zwar nicht, da ich eine warme Jacke dabeihatte, genug Benzin im Tank war und die Heizung funktionierte, doch ich musste die ganze Zeit über die Unterschiede zwischen meinem Vater und mir nachdenken.

Während ich unbekümmert auf das Beste hoffte, war mein Vater ein Mensch, der immer mit dem Schlimmsten rechnete.

★

Der August brachte drückend heiße Temperaturen und hohe Luftfeuchtigkeit mit sich, nur gelegentlich unterbrochen von einem Nachmittagsgewitter. Die Wochen vor Londons erstem Schultag kamen mir gänzlich anders vor als die vergangenen, allein schon, weil ich tatsächlich Geld verdiente.

Obwohl jede Minute meines Tages verplant war, fühlte ich mich weniger gestresst. Ich koordinierte die Arbeit des Webdesigners, der Filmcrew und einer

lokalen Casting-Agentur, besorgte mir die nötigen Genehmigungen und buchte Werbeflächen und Fernsehzeit.

Trotz allem brachte ich London zu ihren Kursen, fuhr mit ihr Fahrrad und erhielt eine Million Küsse und Umarmungen. Der Tennisunterricht endete um die Zeit, als wir einen »Tag der offenen Tür« in der Schule besuchten, wo London ihre Lehrerin kennenlernte. Dort erfuhr sie auch, dass Bodhi in ihrer Klasse wäre, und ich hatte Gelegenheit, mich kurz mit Emily zu unterhalten. Da ihr Exmann in der Stadt war, verliefen ihre Tage unberechenbar, und ich hatte sie seit unserem Besuch bei ihr kaum gesehen. Ich stellte sie Vivian vor – die

Körpersprache meiner Frau ließe sich am treffendsten mit distanziert beschreiben – und begriff, dass ich den Kontakt zu Emily besser auf ein Minimum reduzierte, weil es sonst Probleme gäbe.

Vivian übernachtete zwei- oder dreimal die Woche in Atlanta, und zu Hause war sie abwechselnd herzlich und kühl. Die Leidenschaftlichkeit unseres Abends Ende Juli wiederholte sich nicht, und die ständigen Stimmungswechsel meiner Frau lösten bei mir gleichzeitig freudige Erwartung und Nervosität aus, wenn ich ihren Wagen in der Auffahrt hörte.

Die einzige andere Veränderung in meinem Tagesablauf in jener Phase hatte mit Sport zu tun. Ich beherzigte Marges

Rat und stellte mir am ersten Montag des Monats den Wecker vierzig Minuten früher. Dann sprang ich in eine kurze Laufhose und schleppte mich langsam durch die Nachbarschaft. Unterwegs wurde ich von joggenden Müttern überholt, zwei schoben sogar einen Kinderwagen. Jahre vorher hatte ich acht oder neun Kilometer laufen und mich hinterher erfrischt fühlen können. Jetzt brach ich nach zweieinhalb Kilometern praktisch auf der Veranda zusammen. Dennoch blieb ich dabei, Morgen für Morgen. Ab der zweiten Augustwoche kamen Liegestütze und Sit-ups hinzu, und meine Hosen saßen immer lockerer.

London war inzwischen so sicher auf

dem Rad, dass ich neben ihr herfahren konnte, und eines Tages kurz vor Schulbeginn lieferten wir uns ein Rennen von einer Straßenkreuzung zur nächsten. Natürlich ließ ich sie gewinnen. Nachdem wir die Fahrräder in der Garage verstaut hatten, klatschten wir uns ab, setzten uns mit einem Glas Limonade auf die Terrasse und hofften, in der untergehenden Sonne noch einmal einen Weißkopfseeadler zu sehen.

Doch obwohl das nicht geschah, wusste ich, dass ich mich an diesen Tag noch lange erinnern würde, weil er einfach perfekt gewesen war.

★

»Findest du nicht, dass sie schon genug Kleidung hat?«, fragte ich Vivian. Es war der Samstag vor Schulbeginn, und da Vivian am Abend vorher erst spät aus Atlanta zurückgekehrt war, hatten wir unseren romantischen Abend auf diesen Tag verschoben.

»Ich meine nicht Kleidung.« Vivian zog sich gerade im Badezimmer an. Sie war bereits beim Yoga und im Fitnessstudio gewesen und hatte geduscht. »Sondern Schulsachen. Rucksack, Bleistifte, Radiergummi und so weiter. Hast du dir überhaupt mal die Website der Schule angesehen?«

Nein, offen gestanden war ich gar nicht auf die Idee gekommen. Allerdings hatte

ich die Schulgebühr für das erste Halbjahr bezahlt, was erneut ein dickes Loch in unsere Ersparnisse gerissen hatte.

»Ich dachte, wir fahren zu Mom und Dad.«

»Machen wir ja auch. So lange wird das nicht dauern. Fahr doch schon vor, und wir kommen nach, okay?«

»Klingt gut«, sagte ich. »Bist du nächste Woche wieder in Atlanta?«

»Ich muss am Mittwoch los, und Freitagabend ist ein Essen, bei dem ich nicht fehlen darf, danach fliegen wir zurück. Ich finde es wirklich schrecklich, dass ich den Großteil von Londons erster Schulwoche verpasse.«

»Du kannst dich nicht drücken?«

»Nein«, sagte sie. »Das geht absolut nicht. Glaubst du, sie ist mir böse?«

»Wenn du den ersten Schultag verpassen würdest, schon, aber so bestimmt nicht.« Ich war mir dessen zwar nicht ganz sicher, wusste aber, dass Vivian das hören wollte.

»Apropos Schule«, fuhr ich fort. »Die Rechnung kam neulich, und ich wollte dich mal nach deinem Gehalt fragen.«

»Was ist mit meinem Gehalt?«

»Hast du schon welches bekommen?«

Sie schlang sich die Handtasche über die Schulter. »Natürlich. Ich arbeite doch nicht umsonst.«

»Auf unserem Girokonto und dem Sparbuch ist aber nichts eingegangen.«

»Ich habe ein neues Konto eröffnet«, sagte sie.

Ich dachte, ich hätte mich verhört. »Ein neues? Warum?«

»Es schien das Einfachste. So können wir unser Budget und deine Geschäftskonten getrennt halten.«

»Und das erzählst du mir nicht?«

»Mach doch nicht so eine große Sache daraus.«

Es ist aber eine große Sache, dachte ich immer noch verwirrt. »Auf unserem Sparbuch herrscht Ebbe«, sagte ich.

»Ich kümmere mich darum, okay?« Sie beugte sich vor und gab mir einen flüchtigen Kuss. »Aber ich möchte jetzt los, damit London und ich nicht so spät

zu deinen Eltern kommen.«

»Ist gut.« In meinem Kopf drehte sich alles. »Bis später.«

★

»Das fällt eindeutig in die Kategorie *hochinteressant*«, erklärte Marge.

»Ich kapiere nur nicht, warum sie es bisher nicht erwähnt hat.«

»Hallo? Das ist doch einfach. Weil sie nicht wollte, dass du Bescheid weißt.«

»Wie sollte das denn gehen? Ich bin doch derjenige, der die Rechnungen bezahlt.«

»Dass du es früher oder später erfährst, war ihr klar. Und dass du dann etwas zu grübeln hättest. Sie lässt dich gern

grübeln. So war sie schon immer.«

»Nein, das stimmt nicht«, sagte ich.

»Liz?«, fragte Marge.

»Ich würde mich lieber raushalten.« Liz machte eine abwehrende Geste. »Ich bin nicht im Dienst. Wenn ihr ein wunderbares italienisches Marinara-Rezept hören möchtet oder euch mit Safaris auskennt, dann bin ich dabei.«

»Danke, Liz. Ich habe gehört, dass es in Botswana tolle Safaris gibt.«

»Da möchte ich gern mal hin. Das wäre meine Traumreise.«

»Können wir bitte auf das Thema zurückkommen?«, sagte Marge. »Es geht um etwas Hochinteressantes.«

»Nashörner sind interessant«, meinte

ich. »Elefanten auch.«

Liz legte eine Hand auf Marges Knie. »Wir sollten wirklich mal eine Safari buchen. Das wäre doch fantastisch, oder?«

»Du sollst dich nicht auf seine Seite schlagen, wenn er versucht, das Thema zu wechseln.«

»Es war nicht nur ein Versuch. Er hat das ziemlich gut hingekriegt. Ich hab eine Anzeige für ein Camp namens Mombo gelesen. Sah toll aus.« Liz kicherte über Marges sichtliche Genervtheit. »Jedes Paar hat seinen eigenen Kommunikationsstil, und häufig hat das was von Steno. Wenn ich den Subtext nicht kenne, weiß ich nicht, was ich

davon zu halten habe.«

»Siehst du?«, bemerkte Marge. »Sie stimmt mir zu, dass da was faul ist.«

»Nein, sie hat gar nichts gesagt.«

»Das meinst du, weil du ihren Subtext nicht lesen konntest.«

★

»Mal im Ernst«, sagte ich später zu Liz. »Was glaubst du, warum Vivian mir nicht von dem Konto erzählt hat? Ich weiß, dass du nicht im Dienst bist, aber ich möchte wirklich verstehen, was los ist.«

»Ich kann das nicht besser beurteilen als du.«

»Aber wenn du raten müsstest?«

Sie schien nach den richtigen Worten zu

suchen. »Es kann gut sein, dass es wirklich nicht so wichtig ist, genau wie sie gesagt hat. Vielleicht will sie nur exakt nachvollziehen können, wie viel sie beiträgt, weil ihr das guttut.«

Darüber dachte ich kurz nach. »Hast du Patienten, die so was gemacht haben? Andere Ehefrauen?«

Liz nickte. »Ein paar.«

»Und?«

»Wie gesagt, es kann Unterschiedliches bedeuten.«

»Ich merke schon, dass du dich bemühst, diplomatisch zu sein, aber ich bin ratlos. Kannst du mir einen Anhaltspunkt geben?«

Wieder ließ Liz sich Zeit mit ihrer

Antwort. »Wenn es eine Gemeinsamkeit in solchen Situationen gibt, dann ist es meistens Wut.«

»Du glaubst, Vivian ist sauer auf mich?«

»Ich sehe Vivian nicht oft, und wenn, dann in der Regel zusammen mit der ganzen Familie. In solch einer Konstellation kann man nicht sonderlich viel über jemanden erfahren. Aber wenn Menschen wütend sind, prägt das häufig ihr Verhalten. Sie tun Dinge, die sie normalerweise nicht tun würden.«

»Zum Beispiel heimlich Bankkonten eröffnen?«

»Es war ja nicht heimlich, Russ. Sie hat es dir erzählt.«

»Dann ist sie also … nicht wütend?«

»Ich glaube«, sagte Liz, »dass du diese Frage besser beantworten kannst als ich.«

★

Eine weitere Stunde verging, und Vivian ließ sich immer noch nicht blicken. Marge und Liz machten einen Spaziergang um den Block, während Dad sich im Wohnzimmer ein Baseballspiel ansah. Meine Mutter schälte in der Küche Kartoffeln, und auf dem Herd köchelte bereits irgendetwas köstlich Duftendes.

»Da bist du ja«, begrüßte sie mich. »Wie schön, dass du dich auch mal mit deiner alten Mutter unterhalten kommst.«

»Entschuldige bitte.« Ich umarmte sie.

»Ach, sei still. Das war nur ein Witz.

Wie geht's dir? Hast du abgenommen?«

Es freute mich, dass sie es bemerkt hatte. »Ein bisschen vielleicht.«

»Isst du denn genug?«

»Ich habe wieder angefangen zu joggen.«

»Igitt«, sagte sie. »Warum man das mag, kann ich nicht begreifen.«

»Was kochst du da? Riecht super.«

»Einen französischen Eintopf. Das Rezept habe ich von Joanne, ich dachte mir, ich probiere es mal aus.«

»Kenne ich Joanne?«

»Aus der Red Hat Society. Wahrscheinlich hast du sie gesehen, als du London abgeholt hast.«

»War das die mit dem roten Hut?«

»Ha, ha.«

»Wie geht es den rot behüteten Damen denn so?«

»Wunderbar, wir verstehen uns so gut! Letzte Woche sind wir nach dem Essen zu einem Vortrag von einem Astronomen gegangen. Wusstest du, dass kürzlich ein erdgroßer Planet entdeckt wurde, der um eine andere Sonne kreist? Und dass sein Abstand zu dieser Sonne genauso groß ist wie der bei uns? Was bedeutet, auf diesem Planeten könnte es tatsächlich Leben geben.«

»Nein, das wusste ich nicht.«

»Darüber haben wir dann beim nächsten Treffen gesprochen.«

»Weil ihr die Aliens als Erste mit roten

Hüten begrüßen wollt, wenn sie zu Besuch kommen?«

»Du sollst dich nicht über mich lustig machen. Das ist nicht nett.«

Ich kicherte unterdrückt. »Entschuldige, ich konnte nicht widerstehen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Von mir hast du das nicht.«

»Das stimmt.« Ich deutete auf die Zwiebel auf dem Schneidebrett. »Soll ich dir helfen?«

»Du meldest dich freiwillig zum Küchendienst?«

»In letzter Zeit habe ich ziemlich viel gekocht.«

»Dosenravioli?«

»Und wer macht sich jetzt über wen

lustig?«

Ihre Augen funkelten. »Ich versuche nur, mit meinen Kindern Schritt zu halten. Aber nein danke, nicht nötig. Sitzt dein Vater vor dem Fernseher, oder ist er noch in der Garage?«

Ich sah das Flackern des Bildschirms im Nebenraum. »Baseball.«

»Vor zwei Tagen hab ich von ihm geträumt. Oder zumindest glaube ich, dass es um ihn ging. Es war einer dieser Träume, in denen alles verschwommen ist und man nicht gut sehen kann. Aber er lag mit dem Krebs im Krankenhaus.«

»Hm.«

»Jedenfalls standen um ihn herum piepende Maschinen, und im Fernsehen

lief eine Gerichtssendung. Der Arzt war aus Indien, glaube ich, und auf dem Bett saß ein riesiges Stofftier. Ein lila Schwein.«

»Hm«, machte ich wieder.

»Was das wohl bedeutet? Das lila Schwein, meine ich?«

»Das kann ich dir wirklich nicht sagen.«

»Wusstest du, dass meine Großmutter ein Medium war? Sie hatte auch Vorahnungen.«

»Ich dachte, es war ein Traum.«

»Es geht darum, dass ich mir Sorgen um ihn mache.«

»Das weiß ich. Aber der Arzt hat gesagt, bei ihm ist alles in Ordnung. Er war nicht wieder kurzatmig, oder?«

»Nicht, dass ich wüsste. Und wenn, würde er es mir nicht erzählen.«

»Ich frage ihn, okay?«

»Danke«, sagte sie. »Wo sind Vivian und London?«

»Sie kaufen noch ein paar Sachen für die Schule. Sie müssten eigentlich bald hier sein. Am Dienstag geht es übrigens los. Ich weiß ja nicht, ob ihr gern dabei wärt, aber ihr seid herzlich eingeladen.«

»Dein Vater und ich kommen natürlich beide«, sagte sie. »Es ist ein großer Tag für sie.«

»O ja.«

Meine Mutter lächelte. »Ich kann mich noch an deinen ersten Schultag erinnern. Du warst so aufgeregt! Und nachdem ich

dich in dein Klassenzimmer gebracht hatte, habe ich mich ins Auto gesetzt und geweint.«

»Warum denn?«

»Weil es bedeutete, dass du groß wirst. Und du warst so anders als Marge. Du warst immer viel sensibler als sie. Ich hatte Angst um dich.«

»Es ist ja alles gut geworden. Du weißt, dass ich immer gern in die Schule gegangen bin. Ich hoffe nur, bei London wird es auch so.«

»Bestimmt. Sie ist klug und reif und wirklich lieb. Wobei ich natürlich nicht ganz unvoreingenommen bin.«

»Das ist doch was Positives.«

»Ich bin nur froh, dass du nicht böse auf

mich bist.«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich nicht immer auf London aufpassen konnte.«

»Du hattest ja recht«, sagte ich. »Das war nicht deine Verantwortung. Sagen wir einfach mal, ich habe jetzt viel mehr Respekt vor alleinerziehenden Müttern.«

»London hat es gutgetan. Sie hat sich diesen Sommer sehr verändert.«

»Findest du?«

»Auf jeden Fall. Du bist nur zu dicht dran, um es zu bemerken.«

»Inwiefern hat sie sich verändert?«

»Zum Beispiel redet sie ganz anders von dir. Und mehr. Und für dich war das auch gut. Ich war immer der Ansicht, dass dein

Vater davon profitiert hätte auszuprobieren, wie die andere Hälfte lebt.«

»Aber dann wäre er jetzt nicht der große mürrische Bär, den Marge und ich zu fürchten gelernt haben.«

»Ach, du weißt genau, dass er euch beide liebt.«

»Klar. Solange ich nicht zu viel rede, wenn ein Spiel läuft. Marge und London dürfen natürlich ununterbrochen quasseln, das ist kein Problem.«

»Das liegt daran, dass Marge sich besser mit Baseball auskennt als du, und London sitzt auf seinem Schoß. Warum probierst du das nicht auch mal?«

»Ich bin zu groß für seinen Schoß.«

Meine Mutter lächelte. »Im Kühlschrank steht Bier. Nimm doch zwei mit und setz dich einfach zu ihm. Er unterhält sich gern mit dir.«

»Ich weiß schon, was dann passiert.«

»Ach, lass dich nicht von ihm einschüchtern. Denk nur immer dran: Er kann deine Angst riechen.«

Lachend ging ich zum Kühlschrank, überzeugt davon, die beste Mutter der Welt zu haben.

★

»Wie geht's denn so, Dad?«

Ich hielt ihm eine offene Bierflasche hin. »Für dich.« Glücklicherweise war ich genau in einer Werbepause gekommen,

und der Fernseher war auf stumm gestellt.

»Was soll das?«

»Ich bringe dir ein Bier.«

»Warum?«

»Weil ich dachte, dass du vielleicht eins möchtest.«

»Du willst dir aber nicht von mir Geld leihen, oder?«

»Nein.«

»Gut. Denn die Antwort lautet Nein. Es ist nicht meine Schuld, dass du deinen Job gekündigt hast.«

Mein Vater nahm nie ein Blatt vor den Mund. Ich setzte mich neben ihn aufs Sofa.

»Wie läuft das Spiel?«

»Die Braves liegen hinten.«

Ratlos, was ich als Nächstes sagen sollte, faltete ich die Hände. »Und sonst so, Dad? Was macht die Klempnerei?«

»Nichts Besonderes, warum?«

Weil du mich manchmal nervös machst? Ich trank einen Schluck Bier. »Dass ich meinen ersten Kunden habe, hab ich schon erzählt, oder?«

»Hm. Der Anwalt. Italiener.«

»Nächste Woche drehen wir zwei Spots. Und ich treffe mich mit ein paar Kinderdarstellern, für den dritten.«

»Anwaltsreklame mag ich nicht.«

»Du magst überhaupt keine Reklame«, sagte ich. »Deshalb drehst du immer den Ton ab.«

Er nickte nur, und die Stille zwischen uns dehnte sich aus. Man hörte das Summen meiner Mutter aus der Küche. Mein Vater knibbelte am Etikett der Flasche herum und stellte aus Höflichkeit eine Frage. »Wie geht's Vivian?«

»Gut, danke«, sagte ich.

»Schön.« In dem Moment wurde das Spiel fortgesetzt, und mein Vater griff nach der Fernbedienung. Der Ton ging an, ein Blick auf den Spielstand verriet, dass die Braves drei Punkte zurücklagen und noch vier Innings zu absolvieren waren.

»Wir sollten mal zu den Braves ins Stadion gehen. Du und ich.«

Er zog ein finsteres Gesicht. »Willst du

den ganzen Tag reden, oder darf ich mir in Ruhe das Spiel ansehen?«

★

»Ich glaube, du hast ihm Angst gemacht, Dad.« Marge ließ sich neben meinem Vater auf die Couch fallen. Sie und Liz waren von ihrem Spaziergang zurück.

»Wovon redest du?«

Sie zeigte auf mich. »Er hockt da, als würde er sich nicht trauen, sich zu rühren.«

Mein Vater zuckte die Achseln. »Er hat die ganze Zeit geredet wie ein Wasserfall.«

»Ja, so ist er.« Marge deutete mit dem Kopf auf den Bildschirm. »Wie steht's?«

»Jetzt vier zu vier, Ende des Achten. Die Braves kommen zurück.«

»Haben sie schon ihren Relief Pitcher gebracht?«

»Im siebten Inning.«

»Wer ist es?«

Mein Dad nannte einen Namen, der mir nichts sagte. »Gute Wahl«, stellte Marge fest. »Er hat einen echt guten Slider drauf, aber sein Changeup ist auch nicht von schlechten Eltern. Wie macht er sich bisher?«

»Er muss ganz schön ran, viele Pitches.«

»Weißt du noch, früher, mit Maddux, Smoltz und Glavine?«

»Das waren noch Zeiten. Aber dieses Jahr …«

»Ja, stimmt. Nicht so super. Aber immerhin besser als die Cubs.«

»Kannst du dir das vorstellen? Über hundert Jahre nicht mehr Meister geworden. Unfassbar.«

»Wer gewinnt dieses Jahr, glaubst du?«

»Mir egal, Hauptsache, nicht die Yankees.«

»Ich glaube ja, die Mets schaffen es vielleicht.«

»Könnte gut sein. Die haben gerade einen Lauf. Die Royals aber auch, starke Offense.«

Während er sprach, zwinkerte Marge mir lässig zu.

★

Etwas später setzten Marge und ich uns zu Liz auf die Veranda. Aus dem Wohnzimmer wehten die Fernsehgeräusche heraus.

»Ich war noch nie Baseball-Fan«, sagte ich zu meiner Schwester. »In der Schule hab ich Leichtathletik gemacht.«

»Und jetzt joggst du mit den Mamis. Lass dir bloß nicht einreden, du wärst total verweichlicht.«

Ich drehte mich zu Liz um. »Spricht sie mit dir auch so?«

»Nein. Weil sie weiß, dass ich sie sonst nicht füttere. Außerdem bist du ein leichtes Opfer.«

»Ich wollte nur sagen, selbst wenn ich mich mit Baseball so gut auskennen

würde wie du, hätte Dad sich wohl nicht mit mir unterhalten wollen.«

»Nimm dir das nicht zu Herzen«, meinte Marge. »Dann weißt du halt nichts über Baseball, aber dafür kann Dad bestimmt nicht jedes Barbie-Accessoire aufzählen, in dem Punkt liegst du eindeutig vorn.«

»Da fühle ich mich doch gleich viel besser.«

»Ach, sei nicht so dünnhäutig. Mit mir spricht Dad dafür nicht, wenn er in der Garage ist. Das ist dein Revier.«

»Ehrlich?«

»Warum, glaubst du, hab ich mich extra über die Braves informiert? Wahrscheinlich würde er sonst

überhaupt nicht mit mir reden außer ›reich mir mal den Kartoffelbrei‹, wenn wir am Tisch sitzen.«

»Glaubst du, er und Mom sprechen noch wie früher miteinander?«

»Nach fast fünfzig Jahren? Das bezweifle ich. Wahrscheinlich gibt es nicht mehr viel, worüber man sich unterhalten kann. Aber was soll's, es funktioniert eindeutig bei ihnen.«

»Daddy!«, hörte ich da und sah London auf mich zuhüpfen. Sie trug ein Kleid, das auch gut auf den roten Teppich gepasst hätte, und hielt eine Brotdose mit Barbie-Motiv in der Hand. »Schau mal!« London streckte mir die Dose entgegen. »Die passt auch in meinen Barbie-Rucksack!«

»Super, Schätzchen. Wie hübsch.«

Sie umarmte uns alle drei, während wir ihre neue Errungenschaft bewunderten.

»Freust du dich auf die Schule?«, fragte Marge.

London nickte. »Am Dienstag geht es los.«

»Das hat dein Daddy mir schon erzählt. Und dass du deine Lehrerin kennengelernt hast.«

»Sie heißt Mrs. Brinson«, erzählte London. »Und sie ist echt nett. Sie hat gesagt, vielleicht darf ich Mr. und Mrs. Sprinkles mal mitbringen.«

»Das wäre toll«, sagte Marge. »Wo sind die beiden denn jetzt? Hast du sie dabei?«

»Nein, sie sind zu Hause. Mommy hat

gesagt, es ist zu heiß, um sie im Auto zu lassen, während wir einkaufen.«

»Da hat sie recht. Es ist ganz schön warm heute.«

»Hast du Hunger?«, fragte ich London.

»Mommy und ich haben gerade was gegessen.«

Also deshalb wart ihr so lange fort. »Und hast du schon Nana begrüßt?«

»Sie hat gesagt, wir machen gleich Pudding mit Sahne. Und danach pflanzen wir Blumen.«

»Das hört sich gut an. Was ist mit Papa?«

»Ich hab ein bisschen auf seinem Schoß gesessen. Sein Bart hat gekitzelt, als er mir einen Kuss gegeben hat. Ihm hat die

Brotdose auch gefallen.«

»Ganz bestimmt. Hast du dir das Spiel mit ihm angesehen?«

»Nicht so richtig. Wir haben über Mr. und Mrs. Sprinkles geredet. Und dann über die Schule und mein Fahrrad. Er möchte mir mal zusehen. Dann hat er gesagt, als er klein war, ist er andauernd Rad gefahren. Einmal sogar bis zum Lake Norman und zurück.«

»Das ist aber weit«, sagte ich, ohne es anzuzweifeln. Das war meinem Vater absolut zuzutrauen. In dem Moment trat Vivian aus dem Haus.

Ich stand auf und küsste meine Frau, Marge und Liz umarmten sie und setzten sich dann wieder.

Vivian ließ sich ebenfalls nieder. Sie zog Londons Kleid straff. »Ich glaube, Nana wartet in der Küche auf dich, mein Spatz.«

»Ist gut.« Als sich die Tür hinter London schloss, wandte ich mich an Vivian. Mir war bewusst, dass ich mich noch über die separaten Konten ärgerte, aber es war weder die Zeit noch der Ort, um mich dazu zu äußern. Also zwang ich mich zu einem Lächeln und tat, als wäre alles in bester Ordnung. »Wie war es heute?«

»Unglaublich stressig.« Vivian seufzte. »Es hat ewig gedauert, den richtigen Rucksack zu finden. Sie waren fast überall ausverkauft, aber im letzten Laden hatten wir dann Glück. Und es

war überall total voll. Als hätte jeder in ganz Charlotte bis zur letzten Minute gewartet, um Schulsachen zu besorgen. Weshalb ich London natürlich eine Kleinigkeit zu essen kaufen musste, weil sie halb verhungert war, als wir endlich fertig waren.«

»Shoppen ist nichts für schwache Nerven«, bemerkte Marge.

»Wenigstens haben wir es jetzt hinter uns«, sagte Vivian. Dann fragte sie an Marge und Liz gewandt: »Und wie geht es euch beiden? Irgendwelche Reisen geplant?«

Marge und Liz reisten beide sehr gern; seit sie zusammen waren, hatten sie schon über fünfzehn unterschiedliche

Länder besucht.

»Nächstes Wochenende fahren wir nach Houston zu meinen Eltern«, gab Liz zurück. »Und im Oktober geht es nach Costa Rica. Gleich nach Londons Geburtstag.«

»Wow, was macht ihr da?«

»Eine Art Abenteuertrip. Seilrutschen, Rafting, Wandern durch den Nebelwald und zum Arenal-Vulkan.«

»Klingt toll.«

»Ja, finde ich auch. Anfang Dezember fliegen wir nach New York. Es laufen ein paar Musicals, die wir gern sehen wollen. Und das 9/11-Memorial-Museum soll wirklich bewegend sein.«

»Ach, ich liebe New York in der

Adventszeit! Am Anfang hätte ich nicht gedacht, dass es mir fehlt, aber jetzt frage ich mich immer mal wieder, warum wir eigentlich weggezogen sind.«

Weil wir geheiratet haben. Das sagte ich nicht laut, doch Liz spürte wahrscheinlich meinen Unmut und bemühte sich, das Gespräch friedlich zu halten. »Ja, die Stadt ist wirklich einzigartig«, bestätigte sie. »Wir genießen die Zeit dort immer sehr. Und wie läuft der Firmenumzug nach Atlanta?«

»Geht schon. Aus unerfindlichen Gründen wurde mir die Logistik übertragen, und das ist viel mehr Arbeit, als ich dachte. Ende dieser Woche muss ich auch wieder zweimal dort

übernachten.«

»Aber an Londons erstem Schultag bist du hier?«

»Auf jeden Fall.«

»Darüber freut London sich bestimmt sehr. Gibt es schon einen offiziellen Umzugstermin? Nach Atlanta, meine ich?«

»Irgendwann Mitte September. Das neue Büro liegt direkt auf der Peachtree Street und hat eine tolle Aussicht. Und Walter hat ein paar Firmenwohnungen für die Führungskräfte besorgt, das erleichtert die Sache.«

»Ziehst du auch in so eine?«

»Das hängt wohl davon ab, wie viel Zeit ich tatsächlich dort verbringen

muss.«

Wie bitte?

Bevor ich mir noch schlüssig werden konnte, was das bedeutete, fuhr Liz bereits fort: »Kannst du denn hauptsächlich weiter von Charlotte aus arbeiten?«

»Das ist der Plan, aber wer weiß das schon genau? Walter spielt mit dem Gedanken, als Gouverneur zu kandidieren. Nicht nächstes Jahr, aber 2020. Bei den ganzen Bauprojekten plus Lobbyarbeit und jetzt noch der Kandidatur könnte es gut passieren, dass ich vier Tage pro Woche hinmuss.«

»Das sind viele Nächte im Hotel.«

»Falls ich wirklich so viel dort bin,

nehme ich wahrscheinlich doch Walters Angebot einer Firmenwohnung an.«

»Im Ernst?«, rutschte mir jetzt doch heraus.

»Na ja, Liz hat ja recht mit dem Hotel.«

»Mir wäre es lieber, wenn du keine Wohnung in Atlanta hast«, sagte ich und fragte mich insgeheim, warum ich jetzt davon erfuhr statt unter vier Augen.

»Das weiß ich«, sagte sie. »Glaubst du, ich will das?«

Ich schwieg.

»Warum will er denn Gouverneur werden?«, fragte Marge jetzt. »Er hat doch schon so viel Geld und Macht.«

»Warum nicht? Bisher war er in allem erfolgreich, was er angepackt hat. Er

wäre wahrscheinlich ein großartiger Gouverneur.«

Während Vivian sprach, war ich in Gedanken noch bei dem Bankkonto und der Wohnung in Atlanta. Marge offenbar auch, ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen. Doch Liz war eine Meisterin darin, Gespräche auf neutralem Boden zu halten. »Hört sich an, als hättest du die nächsten Jahre ganz schön viel zu tun.«

»Ich hab jetzt schon jeden Tag viel zu tun.«

»Und es macht dir Spaß«, stellte Liz fest.

»Ja. Das Arbeiten hat mir wirklich gefehlt, und es ist eine spannende Stelle. Ich habe das Gefühl, endlich wieder vollständig zu sein.«

»Das kann ich gut nachvollziehen«, erwiderte Liz. »Meinen Patienten sage ich auch immer, dass eine bedeutungsvolle Arbeit gut für die geistige Gesundheit ist.«

»Vollzeitmutter zu sein ist auch bedeutungsvoll«, warf ich ein.

»Gar keine Frage«, sagte Liz. »Da sind wir uns sicher alle einig.« Und an Vivian gewandt: »Ist es schwer, so oft von London getrennt zu sein?«

»Ich weiß, dass sie mich vermisst. Aber ich halte es für wichtig, dass sie mich einem Beruf nachgehen sieht. Sie soll auf keinen Fall glauben, dass nur Kinder und Küche für Frauen erstrebenswert sind.«

»Als hättest du den ganzen Tag nur in

der Küche gestanden«, warf ich ein.

»Das ist nur so eine Formulierung, Russ. Du weißt doch, was ich meine. Und ehrlich gesagt war es für Russ auch gut. Ich glaube, er hat jetzt viel mehr Respekt vor dem, was ich seit fünf Jahren mache.«

»Ich hatte immer Respekt davor.« Und das Gefühl, mich ewig verteidigen zu müssen, hatte ich zudem langsam satt. »Ja, du hast recht, auf London aufzupassen erfordert viel Energie. Aber ich arbeite ebenfalls, und das Gleichgewicht zwischen beidem zu finden ist das Schwierige daran.«

Ganz kurz verengte Vivian die Augen, ihr Missfallen an meinem Kommentar war unübersehbar. Wieder wandte sie

sich an Marge. »Und wie geht es dir? Im Job alles okay?«

»Wie heißt es so schön? Wenn wir im Büro ein bisschen Leben in die Bude bringen wollen, laden wir ein paar Bestatter ein.«

Ich musste grinsen. Vivian nicht.

»Ich weiß nicht, wie du das machst«, sagte sie. »Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, den ganzen Tag auf Zahlen zu starren und mich mit dem Finanzamt rumzuschlagen.«

»Ja, das ist nichts für jeden, aber ich hatte schon immer ein Faible für Zahlen. Und mir macht es Spaß, meinen Mandanten zu helfen.«

»Das ist gut.« Mehr sagte Vivian dazu

nicht, und wir verfielen in Schweigen. Marge zupfte an einem Fingernagel, Liz zog den Saum ihrer Shorts herunter. Es war überdeutlich, dass die Leichtigkeit des Nachmittags sich verflüchtigt hatte, sobald Vivian zu uns auf die Veranda kam. Eine Weile lang schien ihr der Gesprächsstoff auszugehen, und sie starrte ins Leere, bis sie schließlich fast widerstrebend erneut Marge ansah. »Wann seid ihr beide denn heute gekommen?«

»So um halb eins«, antwortete Marge. »Ein paar Minuten nach Russ.«

»Ist irgendetwas Aufregendes passiert?«

»Eigentlich nicht. Ein typischer Samstag. Mom steht den ganzen Tag in der Küche,

wir waren spazieren, und Dad hat am Auto geschraubt, bis das Spiel anfing. Ach ja, und ich habe natürlich deinen Mann ein bisschen aufgezogen.«

»Gut, das braucht er ab und zu. In letzter Zeit war er ein bisschen launisch. Ich kann ihm gerade nichts recht machen.«

Völlig perplex drehte ich mich zu ihr um und dachte: *Sprichst du von mir oder von dir?*

★

Eigenes Konto. Firmenwohnung. Bis zu vier Tage pro Woche in Atlanta.

Je länger ich über Vivians »Samstagsüberraschungen« nachdachte,

desto stärker wurde mein Verdacht, dass sie mir das alles vor Publikum erzählt hatte, weil sie wusste, ich würde dann nicht mit ihr streiten. Zu Hause würde sie natürlich sagen, wir hätten es ja schon diskutiert, also gebe es keinen Grund, es noch einmal aufzuwärmen. Und wenn ich es doch probierte, war ich der Streithahn. Noch mehr als die unverhohlene Manipulation störte mich allerdings, dass Vivian die Aussicht, mehr Tage von uns getrennt als mit uns zusammen zu verbringen, gar nicht schlimm zu finden schien. Was bedeutete das für uns? Für London?

Ich konnte es nicht genau einschätzen. Ich hatte nicht den Wunsch, aus

Charlotte wegzuziehen, hätte es im Ernstfall aber getan. Meine Ehe war mir wichtig, meine *Familie* war mir wichtig, ich wollte unbedingt, dass wir zusammenblieben. Meine Agentur war noch nicht so etabliert, dass ich sie nicht auch nach Atlanta verlagern konnte. Vorausgesetzt, ich wüsste ungefähr, wie es bei Vivian weiterging.

Ich war jedoch nicht sicher, wie Vivian reagieren würde, falls ich tatsächlich den Vorschlag machte umzuziehen. Wollte sie das überhaupt? Ich hatte das Gefühl, Vivian und ich schlitterten auf Glatteis in unterschiedliche Richtungen, und je mehr ich sie festzuhalten versuchte, desto entschlossener strebte sie davon.

Ihre Geheimniskrämerei ließ mir keine Ruhe. Bisher war ich davon ausgegangen, dass wir uns gegenseitig bei beruflichen Problemen unterstützen würden, aber es schien momentan nicht unbedingt, als läge ihr besonders viel daran. Statt »Vivian und ich gegen den Rest der Welt« kam es mir vor wie »Vivian gegen mich«.

Andererseits machte ich mir vielleicht zu viele Gedanken. Möglicherweise war ich wirklich streitsüchtig und zu sehr auf ihre Schwächen fixiert statt auf ihre Stärken.

Während ich vor mich hin grübelte, unterhielt Vivian sich mit Marge und Liz über diverse Musicals in New York. Sie empfahl den beiden eine Bar auf einer

Dachterrasse in der Fifty-Seventh Street mit Blick auf den Central Park, die nicht so bekannt war. Ich erinnerte mich, öfter an Sonntagnachmittagen mit Vivian dort gewesen zu sein, damals, als ich noch glaubte, den Mittelpunkt ihres Lebens darzustellen. Wie lange das auf einmal her zu sein schien …

Jetzt kam London mit zwei Portionen Pudding nach draußen, die sie Liz und Marge gab. Die nächsten beiden waren für Vivian und mich. Trotz meines inneren Aufruhrs brachte Londons Freude mich zum Lächeln.

»Das sieht ja köstlich aus«, sagte ich. »Ist der mit echter Schokolade gemacht?«

»Ja, und ich hab Nana geholfen. Ich esse

meinen bei Papa, okay?«

»Ja, da freut er sich bestimmt.« Ich probierte rasch. »Sehr gut. Du bist eine tolle Köchin.«

»Danke, Daddy.« Zu meiner Freude umarmte sie mich kurz, bevor sie zurückging.

Obwohl Vivian milde gelächelt hatte, fand sie es vermutlich schade, nicht ebenfalls umarmt worden zu sein. Sobald London verschwunden war, stellte Vivian ihren Pudding auf den Tisch, schließlich war Zucker ja der Feind. Marge, Liz und ich aßen weiter.

»Nächste Woche ist ganz schön viel los bei dir«, sagte Marge. »Londons erster Schultag, Vivian auf Geschäftsreise, und

du drehst die ersten Spots, oder? Wann genau?«

»Wir proben am Mittwochnachmittag und filmen Donnerstag und Freitag. Und ich habe einen Casting-Termin.« Ich steckte mir noch einen Löffel Pudding in den Mund und bemerkte, dass Vivian mich beobachtete.

»Was denn?«, fragte ich.

»Du willst den doch nicht aufessen, oder?«

»Warum nicht?«

»Weil wir in einer Stunde essen! Das ist nicht gut für dich. Oder deine Taille.«

»Das macht gar nichts«, sagte ich. »Ich habe drei Kilo abgenommen.«

»Warum willst du sie dann gleich

wieder zunehmen?«

Als ich nichts erwiderte, räusperte Liz sich. »Was ist mit dir, Vivian? Gehst du immer noch in dieses Fitnessstudio in der Innenstadt?«

»Nur samstags. Aber ich gehe zwei- oder dreimal die Woche bei uns im Büro.«

Ich blinzelte. »Ihr habt ein Fitnessstudio?«

»Das weißt du doch. Hast du nicht gesehen, dass ich regelmäßig meine Sporttasche mitnehme? Sonst habe ich ja keine Zeit. Manchmal wird daraus natürlich auch ein Arbeitsgespräch, je nachdem, wer sonst noch da ist.«

Obwohl sie keinen Namen nannte,

hatte ich das ungute Gefühl, dass meine Frau damit Walter meinte, was mir, wenn es stimmte, wie die grausamste Samstagsüberraschung von allen vorkam.

★

Mittlerweile war ich regelrecht deprimiert. Vivian und Marge setzten ihren Small Talk fort, aber ich klinkte mich aus. In meinem Kopf brannte ein Feuerwerk der Gedanken ab.

Kurz darauf kamen London und meine Mutter aus dem Haus, beide mit Gartenhandschuhen. Die von London waren ungefähr drei Nummern zu groß.

»Hallo, Schatz!«, rief ich. »Geht ihr jetzt

pflanzen?«

»Ich hab Handschuhe, Daddy! Und Nana und ich machen das Beet ganz schön!«

»Das ist toll.«

Meine Mutter hob eine flache Plastikwanne mit zwölf blühenden Ringelblumen in Töpfen hoch, und London nahm zwei kleine Schaufeln mit. Auf dem Weg zum Beet redete sie ununterbrochen, und meine Mom lauschte aufmerksam.

»Ist dir schon mal aufgefallen, wie gut Mom mit London umgehen kann?«, fragte Marge. »Sie ist geduldig und fröhlich mit ihr.«

»Du klingst ein bisschen bitter«,

bemerkte Liz.

»Bin ich auch. Mit mir hat Mom nie Blumen gepflanzt. Oder mir gezeigt, wie man Pudding kocht. Und sie war auch nicht generell geduldig und fröhlich. Meistens hat sie nur mit mir gesprochen, wenn ich im Haushalt helfen sollte.«

»Könnte es unter Umständen sein, dass deine Erinnerung selektiv ist?«, fragte Liz.

»Nein.«

Liz lachte. »Dann solltest du dich vielleicht einfach damit abfinden, dass sie London lieber mag als dich oder Russ.«

»Aua«, sagte Marge. »Das ist aber nicht sehr therapeutisch.«

»Ich wünschte, London würde auch meine Eltern öfter sehen«, sagte Vivian.

»Es macht mich traurig, dass sie nicht so eine Beziehung zu ihnen hat.«

»Wann waren sie denn zum letzten Mal hier?«, fragte Liz.

»Zu Thanksgiving.«

»Warum sind sie nicht im Sommer mal zu Besuch gekommen?«

»Weil die Firma meines Vaters an einer riesigen Fusion beteiligt war, und meine Mutter verreist nicht gern ohne ihn. An sich könnte ich natürlich mal mit London zu ihnen fahren, aber ich habe ja keine Zeit.«

»Vielleicht ändert sich das wieder, wenn alles eingespielt ist«, bemerkte Liz.

»Vielleicht.« Plötzlich runzelte Vivian die Stirn. »Wenn ich gewusst hätte, dass

London Blumen pflanzt, hätte ich ihr Sachen zum Wechseln mitgebracht. Das Kleid ist fast neu, und sie wird traurig sein, wenn sie es nicht noch mal anziehen kann.«

Ich bezweifelte, dass London das so wichtig war wie Vivian. Doch meine Gedanken wurden von einem plötzlichen spitzen Schrei unterbrochen.

»Au, au, au! Das tut weh, Daddy!«

Ich sprang so hastig auf, dass der Stuhl nach hinten kippte. Liz und Marge rissen die Köpfe herum, und Vivians Mund stand offen.

London war dunkelrot im Gesicht und weinte, schüttelte eine Hand, verzerrte das Gesicht und schrie: »Es tut so weh,

Daddy!«

Ich rannte zu ihr und nahm sie auf den Arm.

»Was ist denn? Was ist passiert?«

London schluchzte so heftig, dass sie nicht antworten konnte. Die Hand hielt sie ganz weit von sich weg.

»Was ist los? Hast du dir wehgetan?«

Moms Gesicht war weiß. »Sie ist von einer Biene gestochen worden!«, rief sie. »Sie wollte sie von ihrer Hand verscheuchen.« Inzwischen standen auch Vivian, Liz und Marge neben uns. Sogar mein Dad tauchte in der Tür auf und kam herüber.

Ich wollte nach Londons Hand greifen, doch sie schüttelte sie in Panik, weil sie

vermutlich glaubte, die Biene hinge noch daran.

Schnell hielt Vivian ihren Arm fest, obwohl London immer noch schrie. Sie drehte ihn herum, sodass der Handrücken nach oben zeigte.

»Ich sehe den Stachel«, sagte sie laut zu London. »Ich muss ihn rausziehen, okay?«

Vivian umfasste den Arm fester. »Stillhalten«, verlangte sie. Mit den Fingernägeln brauchte sie ein paar Versuche, aber dann hatte sie den Stachel gelockert und mit einem Ruck entfernt. »Er ist raus, mein Schatz«, verkündete sie. »Das tut weh, ich weiß, aber jetzt ist es wieder gut.«

Keine fünfzehn Sekunden waren

vergangen, aber es kam mir viel länger vor. London weinte immer noch, zappelte aber nicht mehr so heftig.

»Sch, sch«, flüsterte ich. »Alles ist gut.«

»Geht's wieder?«, fragte Marge und streichelte ihr den Rücken.

»Das muss sehr wehgetan haben, du armer Schatz«, sagte Liz.

»Ich hole das Natron«, erklärte meine Mutter.

»Komm her, meine Kleine.« Vivian umfasste London von der Seite. »Komm zu Mommy auf den Arm –«

Doch London vergrub das Gesicht an meinem Hals. »Ich will bei Daddy bleiben!«, sagte sie und drückte so fest zu, dass es fast wehtat. Schließlich gab

Vivian auf.

Ich trug London zur Veranda und setzte mich mit ihr auf einen Stuhl. Meine Mutter hatte unterdessen einen Brei aus Natron und Wasser angerührt.

»Das hilft gegen die Schwellung und das Jucken«, sagte sie. »Willst du dabei zusehen, wenn ich es draufschmiere, London?«

London löste sich von meinem Hals. »Tut das weh?«

»Überhaupt nicht«, sagte meine Mutter und strich etwas von der Paste auf ihre Haut. »Siehst du?«

Inzwischen schniefte London nur noch, und als meine Mutter fertig war, zog sie ihre Hand näher an sich heran. »Es tut

immer noch weh«, sagte sie.

»Das glaube ich, aber davon wird es besser.«

Den Blick nach wie vor auf ihre Hand gerichtet, nickte London. Ich wischte ihr die Tränen ab.

Danach saßen wir noch eine Weile am Tisch und unterhielten uns, um London abzulenken und auf eine allergische Reaktion zu warten. Als wir das Gesprächsthema auf Mr. und Mrs. Sprinkles lenkten, schien sie sogar vorübergehend den Schmerz zu vergessen.

Sobald klar war, dass es London gut ging, erkannte ich, dass alle Erwachsenen überreagiert hatten. Ich war als Kind

wahrscheinlich ein halbes Dutzend Mal gestochen worden, und meine Mutter hatte keine Paste aus Natron und Wasser angerührt und mich auch nicht im Arm gehalten. Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich ließ, forderte sie mich damals nur auf, mir den Stachel rauszuziehen, und mein Vater sagte so etwas wie »Hör auf zu heulen wie ein Baby«.

Als meine Mutter London schließlich fragte, ob sie noch ein Löffelchen Pudding wolle, hüpfte sie von meinem Schoß und gab mir einen Kuss. Die Hand hielt sie beim Gehen von sich gestreckt wie ein Chirurg, der gerade für eine Operation vorbereitet worden war. Was

ich auch laut sagte und dafür ein Lachen von Marge und Liz erntete.

Vivian jedoch lachte nicht. Ihr Blick aus zusammengekniffenen Augen beschuldigte mich eines Verbrechens: Verrat.

Kapitel 13

Verbrechen und Strafe

Ich war zwölf und Marge siebzehn, als sie sich outete oder wie auch immer man es heute politisch korrekt nennt. Darüber machte Marge sich damals keine Gedanken, es rutschte ihr einfach irgendwie heraus. Wir saßen in ihrem Zimmer, und die Sprache kam auf den bevorstehenden Schulball. Als ich sie fragte, warum sie nicht hinging, sagte sie unvermittelt: »Weil ich Mädchen mag.«

»Ach«, erinnere ich mich gesagt zu haben. »Ich auch.« Ich glaube, unbewusst hatte ich geahnt, dass Marge lesbisch war, aber in dem

Alter stammte alles, was ich über Sexualität wusste, aus Gesprächen in Schulfluren oder dem ein oder anderen nicht jugendfreien Film, den ich gesehen hatte. Hätte sie es mir ein Jahr später erzählt, als ich fast täglich meine Zimmertür abschloss, um etwas Privatsphäre zu haben, weiß ich nicht, wie ich reagiert hätte. Wahrscheinlich weniger gelassen. Mit dreizehn betrachtet man alles, was irgendwie aus dem Rahmen fällt, als furchtbar, einschließlich Schwestern.

»Stört dich das?«, fragte sie dann und zupfte plötzlich hochkonzentriert an ihrer Nagelhaut.

Erst als ich sie ansah, sie wirklich ansah, merkte ich, wie nervös sie war. »Ich glaube nicht. Wissen Mom und Dad es?«

»Nein. Und du sagst kein Wort. Die flippen aus.«

»Okay.«

Es blieb unser Geheimnis, bis Marge meine Eltern im Jahr darauf bat, sich mit ihr an den Esszimmertisch zu setzen, und es ihnen selbst erzählte.

Obwohl ich Marges Angespanntheit wahrnahm, war ich nicht reif genug, um die ganze Tragweite dessen, was sie mir erzählte, zu begreifen. Damals war es noch anders. Homosexuell zu sein war falsch, es war Sünde. Ich hatte keine Ahnung, welchen inneren Kämpfen Marge sich stellen musste oder was die Leute später hinter ihrem Rücken und ihr auch manchmal ins Gesicht sagten. Für mein zwölfjähriges Gehirn war

die Welt simpler, und ob meine Schwester auf Mädchen oder auf Jungen stand, spielte für mich überhaupt keine Rolle. Was ich an ihr mochte oder nicht mochte, betraf völlig andere Dinge. Nicht mochte ich zum Beispiel, wenn sie mich auf den Rücken warf, mir die Arme mit den Knien festklemmte und mir mit den Fingerknöcheln über das Brustbein rieb. Nicht mochte ich, dass sie Peggy Simmons, in die ich verliebt war, an der Tür mitteilte, dass »er gerade nicht kommen kann, weil er auf dem Klo ist, und zwar schon sehr, sehr lange«, und sie dann fragte, ob sie zufällig Streichhölzer dabeihabe.

Meine Schwester. Immer fürsorglich.

Was ich mochte, war eigentlich ganz einfach. Wie jüngere Geschwister überall

betrieb ich Heldenverehrung in Bezug auf Marge, und ihre Enthüllung änderte daran nicht das Geringste. In meinen Augen behandelten meine Eltern sie damals wie eine junge Erwachsene, wohingegen sie mich wie ein Kind behandelten. Von ihr erwarteten sie mehr Hilfe im Haushalt. Außerdem gebe ich zu, dass Marge den Weg ins Erwachsenenleben für mich geebnet hat, da meine Eltern alles mit ihr bereits erlebt hatten.

Als ich mich eines Nachts aus dem Haus schlich und das Familienauto stibitzte – hatte Marge das schon Jahre vorher getan.

Als ich bei einer Schulfeier zu viel trank – willkommen im Klub.

Als ich auf den Wasserturm bei uns in der

Nachbarschaft kletterte, wo sich die Halbwüchsigen gern trafen – das war längst Marges Lieblingsort.

Als ich in der Pubertät launisch war und kaum mit meinen Eltern sprach – von Marge wussten sie bereits, dass sie das zu erwarten hatten.

Sie ließ mich natürlich nie vergessen, wie viel einfacher ich es hatte. Wobei man fairerweise sagen muss, dass ich mir in der Familie häufig nebensächlich vorkam, was auch nicht einfach war. Wir fühlten uns beide auf unsere Weise nicht genug beachtet, aber letzten Endes stützten wir uns mit jedem Jahr stärker aufeinander.

Wenn wir später über das sprachen, was sie durchgemacht hat, spielte sie es herunter,

wofür ich sie nur noch mehr bewundere. Anders zu sein ist nie leicht, und in diesem Sinne anders zu sein, im Süden der USA, in einem christlichen Elternhaus, scheint ihre Entschlossenheit, unverwundbar zu wirken, noch verstärkt zu haben.

In letzter Zeit wünsche ich mir, ich hätte ihr noch deutlicher gemacht, dass ich ihr wahres Ich sehe, dass ich sie immer so geliebt habe, wie sie ist. Aber selbst unsere Gespräche erreichen selten solche Tiefen. Wie die meisten Menschen unterhalten wir uns hauptsächlich darüber, was in unserem Leben gerade passiert, nicht über unsere Ängste.

Doch ich habe Marge auch schon ganz unten erlebt.

Es hatte mit einer Frau namens Tracey zu

tun. Marge war damals auf dem College, und sie verschwieg ihre Sexualität nicht, ging damit allerdings auch nicht hausieren. Ihre Mitbewohnerin Tracey wusste von Anfang an Bescheid, schien sich daran aber nicht zu stören. Die beiden freundeten sich an, wie es oft bei Zimmergenossinnen vorkommt. Tracey hatte zu Hause einen festen Freund, und nach der Trennung war Marge zur Stelle, um sie wieder aufzurichten. Irgendwann merkte Tracey, dass Marge sich zu ihr hingezogen fühlte, und wehrte sich nicht dagegen. Ja, sie mutmaßte sogar, bisexuell zu sein. Dann, eines Nachts, geschah es. Marge wachte am nächsten Morgen mit dem Gefühl auf, ihre fehlende zweite Hälfte gefunden zu haben. Tracey hingegen war noch verwirrter, aber

bereit, der Beziehung eine Chance zu geben. Allerdings bestand sie darauf, diskret zu bleiben, womit Marge einverstanden war. Die nächsten Monate verliebte sie sich immer stärker in Tracey. Diese aber zog sich zunehmend zurück, und nach den Frühlingsferien erklärte sie Marge, sie und ihr Freund hätten sich wieder versöhnt und sie sei nicht sicher, ob sie mit Marge befreundet bleiben könne. Sie werde in eine von ihren Eltern gemietete Wohnung ziehen, und das zwischen ihr und Marge sei nur ein Experiment gewesen. Es habe ihr nichts bedeutet.

Marge rief mich kurz vor Mitternacht an. Sie war betrunken, erzählte mir bruchstückhaft die Geschichte und lallte, sie

wolle sterben. Ich hatte gerade erst meinen Führerschein gemacht, und aus irgendeinem Grund wusste ich genau, wo sie war. Ich raste zum Wasserturm und entdeckte ihren Wagen davor. Oben saß meine Schwester mit baumelnden Beinen, neben sich eine Flasche Rum, und es war sofort klar, dass sie völlig unzurechnungsfähig war. Als sie mich sah, rutschte sie noch dichter an die Kante.

Mit ruhigen Worten überzeugte ich sie davon, mich näher kommen zu lassen, und als ich sie schließlich erreichte, legte ich den Arm um sie und zog sie vorsichtig rückwärts. Ich hielt sie fest, ließ sie sich ausweinen und blieb fast bis zum Morgengrauen mit ihr auf dem Wasserturm. Nachdem ich ihr hoch und heilig versprochen hatte, unseren Eltern nichts

zu erzählen, fuhr ich sie zurück in ihr Wohnheim und brachte sie ins Bett. Als ich nach Hause kam, waren meine Eltern außer sich vor Wut – ich war erst sechzehn und die ganze Nacht weg gewesen. Ich bekam einen Monat Hausarrest und durfte weitere drei Monate nicht Auto fahren.

Doch ich erzählte ihnen nie, wo ich gewesen oder wie schlecht es meiner Schwester gegangen war. Es reichte mir, zu wissen, dass ich für sie da gewesen war, genau wie sie es umgekehrt für mich getan hätte.

★

Natürlich fiel Vivians und mein verschobener romantischer Abend an dem Tag aus. Vivian hatte nicht gerade

die beste Laune, als wir schließlich zu Hause waren. Ich auch nicht.

Der Sonntag begann mit einer dritten Tasse Kaffee nach einem Acht-Kilometer-Lauf, meinem längsten seit fast zehn Jahren. London sah sich einen Film an, und ich las bereits auf der Terrasse Zeitung, als Vivian herauskam.

»Ich glaube, London und ich brauchen einen Mutter-Tochter-Tag«, verkündete sie.

»Einen was?«

»Du weißt schon, Mädchenkram. Wir ziehen uns schick an und lassen uns manikürен und pedikürен, vielleicht auch die Haare stylen, so was eben. Eine Mini-Feier vor ihrem ersten Schultag,

ohne die Hektik von gestern.«

»Hat denn am Sonntag was offen?«

»Wir finden schon was. Es wird mir guttun, ein bisschen mit ihr allein zu sein. Ich habe in letzter Zeit so viel gearbeitet! Und du hast auch mal Pause und kannst anstellen, was du willst. Blödsinn machen, arbeiten, egal.«

»Wann mache ich jemals Blödsinn?«

»Du weißt doch, was ich meine«, sagte sie. »Jedenfalls soll es ein ganz besonderer Tag werden.«

»Na, dann wünsche ich euch beiden viel Spaß.«

»Danke.«

»Wie lange seid ihr weg, glaubst du?«

»Ach, keine Ahnung. Das hängt davon

ab. Wenn London unterwegs was essen will, kommen wir vielleicht erst abends nach Hause. Ich will den Tag ganz entspannt angehen. Kann auch sein, dass sie Lust auf Kino hat.«

Fünfundvierzig Minuten später waren die beiden weg, und ich hatte das Haus für mich. Da ich mich in letzter Zeit daran gewöhnt hatte, stets von hier nach dort zu hetzen, wusste ich so recht nichts mit mir anzufangen. Zu arbeiten gab es eigentlich nichts, und abgesehen von ein bisschen schmutzigem Geschirr war das Haus ordentlich. Zeitung und Joggen hatte ich erledigt, meine Eltern am Vortag besucht. Also wanderte ich schon bald ziellos durchs Haus. Irgendetwas

fehlte, besser gesagt irgendjemand, denn ich stellte fest, dass ich am liebsten einfach mit London auf dem Rad durch die Nachbarschaft gefahren wäre, wir beide zusammen an einem wunderbaren, faulen Sonntagnachmittag.

★

Vivian und London kamen erst kurz vor sieben zurück, und ich aß sowohl mittags als auch abends allein.

Ich wäre gern jemand gewesen, der ins Fitnessstudio geht oder meditiert oder sich mit einer Biografie von Teddy Roosevelt beschäftigt, aber der träge Tag führte zu einem trägen Allgemeinzustand ohne einen Hauch von Ambition zur

persönlichen Weiterentwicklung. Letzten Endes surfte ich die ganze Zeit im Internet, ein Klick führte zum nächsten. Ich las von einer riesige Qualle, die in Australien angespült worden war, von den fortdauernden Schwierigkeiten diverser Länder im Nahen Osten, dem drohenden Aussterben der Gorillas in Zentralafrika und den »zehn besten Tipps, um Ihr Bauchfett schnell loszuwerden!«.

Vivian und London waren abends ziemlich müde, im positiven Sinne. London zeigte mir ihre Finger- und Zehennägel und erzählte mir, sie seien im Kino und shoppen gewesen. Nach ihrem Bad las ich ihr wie üblich vor, doch

sie gähnte schon herzhaft, bevor ich die letzte Seite umblätterte.

Als ich nach unten kam, saß Vivian im Pyjama auf dem Sofa, ein Glas Wein in der Hand. Der Fernseher lief – irgendetwas über Hausfrauen, die meisten von ihnen offenbar emotional instabil –, aber Vivian war lebhafter als sonst. Sie plauderte über den Tag, warf mir einen neckischen Blick zu, als ich eine zweideutige Bemerkung machte, und wir landeten im Bett.

Es war nicht der geplante romantische Abend, aber ich war trotzdem froh.

★

Am Dienstagmorgen liefen Vivian und

ich mit London über den Parkplatz zum Schulgebäude. Als ich fragte, ob ich ihre Hand halten solle, klemmte sie die Daumen unter die Rucksackträger.

»Ich bin kein kleines Mädchen mehr«, sagte sie.

Am Vortag hatten Vivian und ich eine E-Mail von der Lehrerin erhalten, in der stand, der erste Schultag könne für manche Kinder traumatisch sein und man solle den Abschied besser nicht in die Länge ziehen. Ein schneller Kuss oder ein Tätscheln, dann solle man sie der Lehrerin überlassen. Uns wurde abgeraten, in der Tür stehen zu bleiben und zuzusehen oder zu lange durch die Fenster ins Klassenzimmer zu spähen.

Wir erhielten die Telefonnummer der Krankenschwester und erfuhren, dass die Schulpsychologin sich in der Aula aufhalten werde, falls irgendwelche Eltern über ihre Empfindungen an diesem Tag sprechen wollten. Ich fragte mich, ob meine Eltern je einen solchen Brief erhalten hatten, und musste bei der Vorstellung laut lachen.

»Was hast du denn?«, fragte Vivian.

»Erzähle ich dir später. Nichts Besonderes.«

Weiter vorn entdeckte ich meine Eltern, die an ihrem Auto warteten. Dad trug seine Klempnerkleidung, bestehend aus einem kurzärmeligen blauen Hemd mit Firmenlogo, Jeans und

Arbeitsstiefeln. Meine Mutter war zum Glück ohne Schürze oder roten Hut erschienen; sie fiel nicht auf, wofür ich dankbar war, auch wenn es London nicht kümmerte.

London sah sie, rannte los und sprang meinem Vater auf den Arm. Er nannte sie Mäuschen, was ich noch nie gehört hatte.

»Heute ist dein großer Tag«, sagte meine Mom. »Freust du dich?«

»Ja, und wie!«

Mein Dad küsste London auf die Wange und setzte sie wieder ab.

»Gibst du mir deine Hand, Papa?«, fragte London.

»Aber natürlich, Mäuschen.«

Während London mit meinem Vater vorausging, erzählte Vivian meiner Mutter von der E-Mail. Mom runzelte verwirrt die Stirn.

»Es gibt eine Psychologin für die Eltern?«

»Sie ist bei der Schule angestellt«, erklärte Vivian. »Manche Eltern sind vielleicht nervös oder traurig. Wahrscheinlich hört sie einfach zu und nickt und beteuert ihnen, dass alles gut wird.«

»Bist du denn nervös?«

»Nein. Ein bisschen wehmütig, weil jetzt ein neuer Abschnitt beginnt, aber das geht sicher vorbei.«

»Na, dann ist es ja gut.«

Wir betraten das Gebäude, und ich rechnete damit, Emily mit Bodhi zu sehen, konnte sie aber nicht entdecken. Entweder war sie schon wieder gegangen oder noch nicht da.

Nicht, dass das eine Rolle spielte, natürlich nicht.

Wir stellten uns in die Schlange vor dem Klassenzimmer, und als wir an der Tür ankamen, übernahm Vivian das Kommando.

»Also gut, mein Schatz. Gib Papa und Nana einen Kuss, ja? Und mir auch.«

London gehorchte.

»Dein Daddy holt dich ab, aber du musst mir heute Abend alles erzählen. Und nicht vergessen, um vier hast du

Klavierunterricht, okay? Ich hab dich lieb.«

»Ich dich auch, Mommy.«

Die Lehrerin lächelte. »Hallo, London. Schön, dich wiederzusehen. Freust du dich auf die Schule?«

»Ja«, erwiderte sie und wurde von Vivian mit sanftem Druck vorwärtsgeschoben. Wie man uns geraten hatte, hielten wir uns nicht länger auf, aber ich erhaschte trotzdem einen Blick auf London an einem niedrigen Tisch mit Filzstücken in unterschiedlichen Farben und Formen. Andere Kinder stapelten sie aufeinander oder legten Muster. Immer noch keine Spur von Bodhi, aber London wirkte

nicht beunruhigt.

Erst auf dem Rückweg zum Auto fiel mir etwas auf.

»Ich konnte sie gar nicht zum Abschied küssen!«

»Das macht nichts. Du siehst sie ja nach der Schule.« Vivian zuckte die Achseln.

»Willst du noch bei der Schulpsychologin vorbeigehen?«

»Kommt nicht infrage«, sagte sie. »Ich bin sowieso spät dran. Wahrscheinlich tigert Walter schon ungeduldig in seinem Büro auf und ab.«

★

Während London in der Schule war, traf ich mich mit dem Chef des Filmteams,

um den Zeitplan und das Drehbuch durchzusprechen. Danach rief ich bei einem halben Dutzend Schönheitschirurgen an und vereinbarte zwei Termine für die kommende Woche.

Nicht schlecht für einen Tag. Als ich schließlich London abholte, wartete ich in einer Autoschlange, die sich die halbe Straße hinunterzog. Im Gegensatz zum Morgen ging es nun chaotischer zu, und es dauerte zwanzig Minuten, bis London endlich in den Wagen stieg.

»Wie war dein erster Tag?«, fragte ich und beobachtete sie im Rückspiegel.

»Schön. Ich durfte der Lehrerin helfen, eine Hundegeschichte vorzulesen. Manche von den Kindern können noch

überhaupt keine Buchstaben.«

»Die werden schon aufholen«, sagte ich. »Ich konnte, glaube ich, auch noch keine, als ich in die Schule kam.«

»Warum nicht?«

»Meine Eltern haben mir nicht so viel vorgelesen. Wahrscheinlich sind sie davon ausgegangen, dass ich es in der Schule lerne.«

»Warum haben sie dir nicht vorgelesen?«

»Weiß ich nicht. Vielleicht waren sie zu müde.«

»Mommy liest mir trotzdem vor, auch wenn sie müde ist. Und du auch.«

»Jeder ist eben anders. Ach, übrigens, ist Bodhi noch gekommen?«

»Ja, und wir sitzen nebeneinander. Er kann richtig gut ausmalen.«

»Das freut mich. Es ist schön, wenn man neben jemandem sitzt, den man schon kennt.«

Mittlerweile verschwand die Schule in der Ferne. »Daddy?«

»Ja?«

»Können wir vor dem Klavierunterricht ein Eis essen gehen? Weil ich doch heute in der Schule war?«

Ich sah auf die Uhr. »Ja, das schaffen wir noch, glaube ich.«

★

Wir kamen rechtzeitig am Haus der Klavierlehrerin an. London war

mittlerweile acht Stunden unterwegs.

Während des Klavierunterrichts machte ich einen Spaziergang durch die Nachbarschaft. Meine Knie schmerzten ein wenig vom Joggen, aber nicht allzu schlimm. Kurz nachdem ich losgezogen war, klingelte mein Handy. Marge.

»Wie war Londons erster Schultag?«, fragte sie ohne Einleitung.

»Es hat ihr Spaß gemacht. Ihr Freund Bodhi war auch da.«

»Ach ja? Und was ist mit Bodhis Mama?«

»Die habe ich nicht gesehen«, sagte ich. »Wir waren schon wieder weg, als sie und Bodhi kamen.«

»Gott sei Dank. Sonst wäre die arme

Emily vielleicht unter Vivians Laserstrahl-Todesblicken geschmolzen.«

»Solltest du nicht eigentlich arbeiten, statt dich über meine Frau lustig zu machen?«

»Ich mache mich nicht lustig. Im Gegenteil, ich bin auf ihrer Seite. Wenn Liz sich mit ihrer Ex treffen würde, die zufällig ebenfalls eine tolle, wunderschöne, frisch getrennte Frau wäre, würde ich auch versuchen, sie mit Laserstrahl-Blicken zu vernichten.«

»Was ist nur los mit euch Frauen?«

»Also bitte! Fang bloß nicht so an. Du freust dich bestimmt auch total, dass *Walter* in jedem von Vivians Sätzen vorkommt. Selbst mir hängt der Name

schon zum Hals raus.«

»Sie arbeitet für ihn.« Ich gab mich ganz entspannt. »Das ist doch ganz normal.«

»Ja? Und wie heißt mein Chef?« Da ich nicht antwortete, fuhr sie fort: »Und wen stört schon, dass sie zusammen arbeiten, zusammen Sport machen, zusammen reisen und zusammen im Privatjet fliegen, oder? Und was soll's, dass sie den Namen ihres Milliardärschefs öfter erwähnt als deinen? Du bist ja so abgeklärt, dass du nicht den geringsten Anflug von Eifersucht spürst.«

»Willst du mich provozieren?«

»Ganz und gar nicht«, sagte sie. »Aber ich möchte gern hören, wie euer restliches Wochenende verlief. Ich gehe

mal davon aus, dass du die Themen ›neues Konto‹ und ›Wohnung in Atlanta‹ nicht mehr angesprochen hast?«

»Nein. Der Samstagabend verging ziemlich ruhig. Wir sind früh ins Bett gegangen, weil wir alle müde waren. Und am Sonntag war ich allein.« Ich erzählte ihr von Londons und Vivians Ausflug.

»Das überrascht mich überhaupt nicht«, meinte Marge.

»Wieso?«

»Ist dir aufgefallen, wie sie dich angestarrt hat, als London von der Biene gestochen wurde?«

Und wie mir das aufgefallen war, aber ich wollte es nicht aussprechen. »Sie war

nur verstört, weil London sich wehgetan hatte.«

»O nein. Sie war sauer, weil London zu dir wollte und nicht zu ihr. Liz hat es auch bemerkt.«

Ich schwieg.

»Was macht sie also?«, sprach Marge weiter. »Sie verbringt den ganzen Sonntag allein mit London, und dann schickt sie sie schnell ins Klassenzimmer, bevor du dich von ihr verabschieden kannst.«

»Woher weißt du das?«

»Mom hat angerufen. Sie fand es auch komisch.«

»Du spinnst ja.« Plötzlich hatte ich das Bedürfnis, Vivian zu verteidigen. »Du

interpretierst da zu viel hinein.«

»Kann sein. Ich hoffe es.«

»Und sprich nicht immer so über Vivian. Ihr müsst aufhören, alles zu analysieren, was sie tut. Sie stand in den letzten Wochen unter einem irrsinnigen Druck.«

»Du hast recht. Entschuldige.« Es entstand eine Pause. »Was machst du jetzt?«

»London hat gerade Klavierunterricht. Ich gehe spazieren, um vor dem Abendessen noch ein paar Kalorien zu verbrennen.«

»Das ist gut. Du wirkst übrigens schmaler im Gesicht.«

»Das kann man doch noch gar nicht

richtig sehen.«

»Doch. Am letzten Wochenende war ich ganz beeindruckt.«

»Du willst mir nur Honig um den Bart schmieren, damit ich nicht sauer auf dich bleibe.«

»Du bleibst nie sauer auf mich. Du bist so harmoniesüchtig, dass du dir nach dem Auflegen wahrscheinlich darüber Gedanken machst, ob du meine Gefühle verletzt hast, weil du mit mir geschimpft hast.«

Ich musste lachen. »Ciao, Marge.«

★

Leider konnte ich trotz allem das Gefühl nicht abschütteln, dass in Marges

Einschätzung von Vivians Verhalten mehr als nur ein Körnchen Wahrheit steckte. Das Einzige, was nicht perfekt zu Marges Theorie passte, war unser schöner Sonntagabend, doch selbst Vivians unerwartete Nettigkeit hätte man dadurch erklären können, dass sie ihre Vorrangstellung in Londons Leben wiederhergestellt hatte.

Andererseits war das doch verrückt. Dann war London eben zu mir gekommen, nachdem sie gestochen wurde, na und? Ich wäre nicht verletzt gewesen, wenn sie stattdessen auf Vivians Arm gewollt hätte. Partner in stabilen Ehen ließen sich nicht zu solch kleinlichen Machtkämpfen hinreißen.

Vivian und ich waren ein Team.

Oder?

★

Als Vivian von der Arbeit kam, spürte ich sofort, dass sie nicht gut gelaunt war, und auf meine Frage, wie der Tag verlaufen war, erzählte sie ausführlich, dass die Leiterin der Finanzabteilung gekündigt hatte und welche Turbulenzen das in der Firma ausgelöst hatte.

»Walter war stinksauer«, sagte sie auf dem Weg ins Schlafzimmer. Sie zog das Kostüm aus. »Und ich kann ihm das nicht verübeln. Letzte Woche hatte sie noch eingewilligt, mit nach Atlanta zu gehen. Sie hat sogar einen Umzugsbonus

ausgehandelt, den sie auch schon bekommen hat, und jetzt teilt sie uns plötzlich mit, dass sie eine neue Stelle hat. Andauernd wird Walter ausgenutzt, das habe ich jetzt schon oft erlebt. Das ist so gemein!«

Da war der Name wieder, nicht nur ein Mal, sondern gleich zwei Mal.

»Sie will bestimmt nur das Beste für ihre Familie.«

»Du hast mich nicht ausreden lassen«, blaffte Vivian. Sie zog sich eine Jeans an. »Sie hat auch noch andere leitende Angestellte für ihre neue Firma angeworben, und angeblich denken ein paar sogar ernsthaft darüber nach. Hast du eine Ahnung, wie sehr das Walters

Firma schaden könnte?«

Aller guten Dinge sind drei. »Was für ein harter Tag.«

»Es war furchtbar.« Sie streifte sich ein weißes T-Shirt über. Selbst im Freizeitlook sah Vivian noch stylisch aus. »Für mich bedeutet das natürlich, dass ich noch mehr Zeit in Atlanta verbringen muss, zumindest für eine Weile.«

Den Teil hatte ich klar und deutlich gehört. »Mehr als vier Tage?«

Sie hielt die Hände hoch und atmete tief ein. »Bitte mach diesen grässlichen Tag nicht noch schlimmer. Ich weiß, dass du dich ärgerst. Ich ärgere mich auch. Lass mich ein bisschen zu London gehen, und wir sprechen dann später darüber. Ich

will erst mal hören, wie ihr erster Schultag war, okay?«

Damit verschwand sie auch schon.

Während die beiden im Wohnzimmer saßen, kochte ich schnell etwas Reis, glasierte Möhren und Hühnchen und machte dazu einen Salat. Dann setzten wir uns an den Tisch. Vivian war immer noch zerstreut und verspannt. London dagegen erzählte ohne Punkt und Komma: dass sie und Bodhi in der Pause Kästchenhüpfen gespielt hatten und dass Bodhi richtig gut springen konnte und zahllose weitere Details ihres aufregenden Schultags.

Nach dem Essen räumte ich die Küche auf, und Vivian ging mit London nach

oben. Obwohl es schon so spät war, rief ich Taglieri an, um zu fragen, ob er sich für die Probe am nächsten Tag bereits mit dem Drehbuch vertraut gemacht hatte.

Als ich gerade auflegte, hörte ich laute Stimmen von oben. Hastig lief ich die Treppe hinauf und blieb in der Tür zu Londons Zimmer wie angewurzelt stehen. Vivian hielt ein feuchtes Handtuch in den Fingern, London stand im Schlafanzug, mit tropfenden Haaren und tränenüberströmten Wangen da.

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst keine nassen Handtücher in den Wäschekorb werfen?«, schimpfte Vivian. »Und das Kleid gehört überhaupt nicht in

den Korb!«

»Ich hab doch Entschuldigung gesagt!«, rief London. »Es war keine Absicht!«

»Jetzt riecht alles muffig, und die Flecken gehen wahrscheinlich nicht mehr raus.«

»Es tut mir leid!«

»Was ist denn hier los?«, wollte ich wissen.

Schäumend vor Wut drehte Vivian sich zu mir um. »Hier ist los, dass das neue Kleid deiner Tochter vermutlich ruiniert ist. Das, was sie am Sonntag anhatte.«

»Ich hab es nicht extra gemacht«, sagte London mit verzogenem Gesicht.

Vivians Lippen waren streng zusammengekniffen. »Das weiß ich.

Darum geht es nicht. Sondern darum, dass du ein schmutziges Kleid zusammen mit deinem neuen in den Wäschekorb gesteckt hast und dann noch nasse Handtücher dazu. Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst die Handtücher erst zum Trocknen über den Wannenrand hängen?«

»Ich hab's vergessen«, heulte London.

»Das ist meine Schuld«, schaltete ich mich ein. Diese Nasse-Handtuch-Regel war mir völlig neu. Und ich hatte auch noch nie Vivian und London einander so anbrüllen hören. »Ich sage ihr immer, sie soll alles Schmutzige in den Korb legen.«

»Aber sie weiß genau, wie es geht!«, fauchte Vivian mich kurz an und wandte

sich dann wieder an London. »Stimmt's?«

»Es tut mir leid, Mommy.«

»Ich bringe alles morgen in die Reinigung«, schlug ich vor. »Die kriegen die Flecken sicher raus.«

»Darum geht es nicht, Russ! Sie hat keinen Respekt vor den Sachen, die ich ihr gekauft habe, egal, wie oft ich es ihr erkläre.«

»Ich hab doch gesagt, dass es mir leidtut!«, kreischte London.

Eines wusste ich: Vivian war viel zu wütend und London viel zu müde, als dass sie diesen Streit weiterführen sollten.

»Wie wäre es, wenn ich jetzt übernehme?«, bot ich an. »Ich kann sie ins

Bett bringen.«

»Warum? Damit du ihr sagen kannst, dass ich überreagiere?«

»Nein, natürlich nicht –«

»Ach, bitte! Seit ich wieder arbeite, sägst du doch an meinem Stuhl«, sagte sie. »Aber von mir aus. Ich lasse euch zwei allein.« Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal zu London um. »Ich bin sehr enttäuscht darüber, dass du mir nicht zuhörst, es zeigt, wie wenig ich dir bedeute«, sagte sie.

Ich sah den Schrecken in Londons Miene, sobald Vivian gegangen war, und mein erster Gedanke war, wie grausam sie geklungen hatte. Ich hätte reagieren sollen, aber Vivian war bereits auf der

Treppe, und London weinte, also setzte ich mich aufs Bett und breitete die Arme aus. »Komm her, meine Kleine«, flüsterte ich und drückte sie fest an mich. Sie zitterte immer noch.

»Ich wollte das Kleid nicht kaputt machen«, wimmerte sie.

»Das weiß ich doch. Darüber machen wir uns jetzt erst mal keine Gedanken.«

»Aber Mommy ist böse auf mich.«

»Das geht bald vorbei. Sie hatte einen schlimmen Tag bei der Arbeit, und ich weiß, dass sie sehr stolz auf dich ist, weil du heute in der Schule warst.«

Allmählich ließ Londons Schluchzen nach und wurde von einem Schniefen abgelöst. Ich wischte ihr die Tränen ab.

»Und ich bin auch stolz auf dich, Mäuschen.«

»So nennt Papa mich, nicht du.«

»Vielleicht darf ich dich auch so nennen.«

»Nein.«

Grinsend sagte ich: »Gut, dann vielleicht … Eselchen.«

»Nein.«

»Äpfelchen?«

»Nein, nenn mich London.«

»Nicht mal Schätzchen? Oder Spatz?«

»Na gut.« Sie nickte an meiner Brust. »Mommy hat mich nicht mehr lieb.«

»Doch, natürlich. Sie wird dich immer lieb haben.«

»Und warum zieht sie dann weg?«

»Sie zieht nicht weg, sie muss nur manchmal in Atlanta arbeiten. Ich weiß, dass du sie vermisst.« Mir floss das Herz über vor Mitleid mit meinem kleinen Mädchen, das zweifellos von den Ereignissen in unserer Familie genauso verwirrt war wie ich.

★

Es brauchte mehr als die übliche Anzahl von Geschichten, bis London endlich einschlafen konnte. Nachdem ich ihr einen Kuss gegeben hatte, ging ich nach unten, wo Vivian gerade Kleidungsstücke aus dem Schrank holte.

»Sie ist bereit für einen Gutenachtkuss, wenn du möchtest.«

Wortlos schnappte Vivian ihr Handy, lief an mir vorbei und legte die Sachen auf das Bett. Die beiden offenen Koffer waren bereits halb voll, es sah nach viel mehr aus, als man für eine dreitägige Geschäftsreise brauchte. Kostüme, Sportklamotten, Freizeitoutfits und Kleider, die eher zu einem schicken Abendessen passten. Ich grübelte, warum sie so viel einpackte. Hatte sie nicht vor, am Wochenende nach Hause zu kommen? Das hätte sie doch sicher längst erwähnt … Dann begriff ich auf einmal, dass es keinen Anlass gab, das zu glauben. Was vor sich ging, erfuhr ich, wenn sie es wollte. Während ich die halb gepackten Koffer betrachtete, schoss mir

das Wort *Firmenwohnung* durch den Kopf. Mein Magen zog sich zu einem Klumpen zusammen.

Da ich den Anblick der Sachen nicht mehr ertragen konnte, ging ich in die Küche, überlegte eine Weile, ob ich mir etwas zu trinken eingießen sollte, und entschied mich schließlich dagegen. Stattdessen stellte ich mich ans Spülbecken und starrte in den Garten. Die Sonne war vor nicht allzu langer Zeit untergegangen, der Himmel klammerte sich noch an die letzten Überbleibsel von Helligkeit, und der Mond war noch nicht zu sehen. Das dadurch entstandene Zwielicht erschien mir wie eine seltsame Vorahnung.

Begleitet von einer schleichenden Furcht, spürte ich eine Erkenntnis reifen. Je mehr ich über meine Frau nachdachte, desto klarer wurde mir, dass ich mittlerweile keine Ahnung mehr hatte, was in ihr vorging. In Bezug auf London, in Bezug auf mich. Auf uns. Trotz der vielen gemeinsamen Jahre war sie mir fremd geworden. Und obwohl wir erst vor zwei Tagen miteinander geschlafen hatten, fragte ich mich, ob sie das getan hatte, weil sie mich liebte oder weil es einfach eine Gewohnheit war, mehr physisch als emotional. Immerhin war diese Möglichkeit, so schrecklich sie mir auch vorkam, noch besser als die Alternative – dass es nämlich nur ein

Ablenkungsmanöver gewesen war, weil sie etwas Schlimmeres plante oder bereits tat, etwas, das ich mir nicht einmal vorstellen wollte.

Ich redete mir ein, dass das nicht sein konnte und dass sie, selbst wenn ihre Gefühle für mich schwanken sollten, immer nur das Beste für unsere Familie wollte.

Aber stimmte das?

In dem Moment hörte ich sie auf der Treppe leise reden. Ich schnappte den Namen *Walter* auf, er solle kurz warten. Offensichtlich sollte ich nicht wissen, dass sie telefonierte. Kurz darauf wurde die Haustür geöffnet und geschlossen. Das Folgende hätte ich natürlich nicht tun

sollen, doch ich schlich ins Wohnzimmer. Die Vorhänge waren zugezogen, der Raum dunkel, und ich stellte mich ans Fenster und spähte durch einen Spalt hinaus. Ich spionierte meiner Frau nach. So etwas wäre mir früher nicht im Traum eingefallen, aber die wachsende Furcht verdrängte wohl meinen freien Willen. Ich wusste, dass es falsch war, reckte aber dennoch den Hals, schob vorsichtig den Vorhang beiseite – und dann war es schon zu spät.

Es war nicht viel zu hören, bis Vivian lachte. Ein fröhliches Geräusch, eines, das ich gefühlt seit Jahren nicht gehört hatte. Was mich allerdings erschreckte, war nicht einfach dieses Lachen, sondern

es war das Leuchten in ihren Augen, das Lächeln, die Freude, die sie ausstrahlte. Verschwunden war die Vivian, die mürrisch von der Arbeit kam oder London anfuhr, die zornige Vivian von vorhin.

Ich kannte diesen Gesichtsausdruck aus Augenblicken ungetrübter Freude, häufig im Zusammenhang mit London. Aber auch von früher, wenn wir allein waren, damals, als ich um eine Frau warb, die ich in New York auf einer Cocktailparty kennengelernt hatte.

Vivian sah aus, als wäre sie verliebt.

★

Als sie schließlich ins Haus zurückkam,

saß ich im Arbeitszimmer und versuchte krampfhaft, mich auf Taglieris Drehbuch zu konzentrieren.

Ich spürte Vivian hinter mir, aber nur ganz kurz. Dann entfernten sich ihre Schritte Richtung Schlafzimmer, wo sie mit Sicherheit die beiden Koffer bis zum Platzen füllte.

Eine Stunde blieb ich im Arbeitszimmer, eine weitere und schließlich eine dritte. Endlich kam Vivian zu mir. Ich glaube, sie war verblüfft, dass ich mich nach dem Vorfall mit London einfach stumm zurückgezogen hatte. Da sie mich kannte, nahm sie sicher an, ich wollte darüber reden.

Doch dieses Mal ließ ich sie grübeln, was los war, wie sie es so oft mit mir getan hatte.

»Kommst du ins Bett?«

»Bald«, sagte ich, ohne mich umzudrehen. »Ich hab noch zu tun.«

»Es ist schon spät.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich hätte London nicht so anbrüllen dürfen. Ich hab mich vorhin bei ihr entschuldigt.«

»Das freut mich«, sagte ich. »Sie war ziemlich fertig.«

Vivian wartete. Ich drehte mich immer noch nicht um.

Schließlich sagte sie seufzend: »Okay, wie du meinst. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, flüsterte ich, fragte mich aber im selben Moment, ob das in Wirklichkeit »Leb wohl« hieß.

★

Zwölf Tage sollten noch vergehen, bevor ich die Wahrheit erfuhr.

Am nächsten Tag ging ich in die Agentur und fand die perfekte junge Schauspielerin für meinen dritten Spot. Danach probte ich mit Taglieri, und wir filmten die Sequenz einen Tag später vor dem Gerichtsgebäude und nahmen auch den Off-Text für den zweiten Spot auf. Am Donnerstag hielt ich die Präsentationen bei den beiden Schönheitschirurgen. Eine davon lief so

gut, dass ich mir Chancen auf einen zweiten Kunden ausrechnete und mich gleich ans Werk machte, um ein detaillierteres Angebot zu entwerfen. Den Rest des Tages und auch am Freitag war ich damit beschäftigt, neue Ideen zusammenzutragen und daraus eine Präsentation zu gestalten.

Vivian kam am Freitagabend zurück und verbrachte den Großteil des Wochenendes mit London. Zu mir war sie höflich, schien aber darauf bedacht, Abstand zu halten. Ich ging allein meine Eltern besuchen, und als sie am Montagmorgen wieder abreiste, nahm sie zwei weitere volle Koffer mit. Inzwischen hingen nur noch die Sachen

in ihrem Schrank, die sie selten trug. Sie teilte mir mit, dass sie eine der Firmenwohnungen beziehe, aber zu dem Zeitpunkt hatte ich schon damit gerechnet.

Sie blieb die ganze Woche weg. Mit London sprach sie jeden Abend um sechs über FaceTime und versuchte auch hin und wieder, mich ins Gespräch zu ziehen. Ich konnte nicht. Am Dienstag und Donnerstag wurde sie deswegen wütend auf mich und legte einfach auf.

Am Freitagnachmittag zu Beginn des langen Labor-Day-Wochenendes kam sie nach Hause, früher, als ich erwartet hatte. Offen gestanden war ich fast erschrocken, sie schon zu sehen. London

hingegen war begeistert. Vivian holte sie von der Schule ab, fuhr sie zum Ballett und brachte sie ins Bett. Daraufhin las ich ihr noch vier Geschichten vor und blieb länger oben als nötig, weil ich nicht mit Vivian allein sein wollte.

Unser romantischer Abend war kein Thema – ich war selbst nicht in Stimmung –, aber Vivian war seltsam freundlich und machte Small Talk. Auch dazu hatte ich allerdings keine Lust.

Samstag und Sonntag verliefen ruhig. Vivian kümmerte sich fast ausschließlich um London, während ich joggte, das Haus putzte, etwas arbeitete und meine Eltern besuchte. Ich ging Vivian aus dem Weg, weil ich Angst vor dem hatte, was

sie mir zu sagen hatte.

Am Montag, dem Feiertag, hatten Marge und Liz zu sich zum Grillen eingeladen. Vivian, London und ich verbrachten fast den ganzen Nachmittag dort. Ich wollte nicht nach Hause, weil ich ahnte, was dann passieren würde.

Und ich behielt recht. Nachdem ich London vorgelesen und das Licht ausgeknipst hatte, saß Vivian am Esszimmertisch. »Wir müssen reden«, begann sie. Noch heute sind ihre Worte in meinem Kopf ein Durcheinander, aber das Wesentliche bekam ich mit. Es sei einfach passiert, sagte sie; sie habe es nicht gewollt. Aber sie habe sich in Walter verliebt. Sie ziehe nach Atlanta.

Wir könnten in der nächsten Woche zwar telefonieren, aber sie reise nach Florida und Washington, D. C., und außerdem brauche ich wahrscheinlich etwas Zeit, um alles zu verarbeiten. Es habe ihrer Ansicht nach keinen Zweck, darüber zu diskutieren, es habe nichts mit mir zu tun. Solche Dinge passierten eben. London habe sie nur gesagt, sie müsse wieder geschäftlich verreisen, noch nicht, dass sie mich verlasse. So sei es vorerst einfacher, über London sollten wir erst sprechen, wenn die Emotionen nicht mehr so erhitzt seien. Und, ergänzte sie noch, sie bleibe nicht mehr über Nacht.

Der Privatjet warte.

Kapitel 14

Schock

Als ich auf dem College war, ging ich am Wochenende immer mit meinen Freunden aus. Das begann in der Regel Donnerstag gegen fünfzehn Uhr und fand seinen Abschluss nach dem Ausschlafen am Sonntag. Einer dieser Freunde war Danny Jackson. Er hatte das gleiche Hauptfach wie ich und viele Kurse mit mir gemeinsam.

Danny war ein lockerer Typ. Er stammte aus Mobile, Alabama, hatte eine sehr hübsche ältere Schwester und verlor nie ein schlechtes Wort über seine Eltern. Er ließ durchblicken,

dass sie ziemlich cool waren, und das mussten sie an ihn vererbt haben. Egal, was ich machen wollte – um zwei Uhr morgens einen Burger essen oder zu einer Party gehen oder mir Baseball in einer Sportsbar ansehen –, Danny war mit von der Partie. Unsere Gespräche knüpften immer genau da an, wo wir zuletzt aufgehört hatten, selbst wenn wir einander wochenlang nicht getroffen hatten. Er trank stets Pabst Blue Ribbon – er schwor, es sei das beste Bier der Welt. Zwar war er gern mal angeheitert, aber er betrank sich nie richtig, was einen ziemlichen Kontrast zur restlichen College-Bevölkerung darstellte, für die es offenbar nur darum ging, sich abzuschießen.

An einem Samstagabend hockten Danny

und ich mit ein paar anderen in einer relativ vollen Kneipe. Da die Abschlussprüfungen bevorstanden, waren wir alle etwas nervös, was wir natürlich niemals zugegeben hätten. Also tranken wir wie üblich ein bisschen über den Durst, nur Danny nicht.

Der Anruf kam kurz nach elf. Wie er das Klingeln bei dem Lärm überhaupt hören konnte, war mir ein Rätsel. Nach einem kurzen Blick auf das Handy stand er auf und ging hinaus. Wir dachten uns nichts dabei. Warum auch? Und wir fanden es auch nicht merkwürdig, dass er bald darauf einfach an unserem Tisch vorbei zur Theke marschierte.

Ich beobachtete, wie er sich zwischen ein paar Leuten hindurchquetschte und sich um die Aufmerksamkeit des Barkeepers bemühte.

Es dauerte ein paar Minuten, aber dann drehte er sich mit einem hohen Glas in der Hand um und wanderte in eine andere Ecke der Kneipe, als hätte er uns völlig vergessen.

Von allen Anwesenden war ich am besten mit ihm befreundet, deshalb suchte ich ihn. Er lehnte an der Wand neben den Toiletten. Als ich ihn entdeckte, trank er gerade ungefähr ein Drittel des Glasinhalts in einem einzigen Riesenschluck.

»Was hast du da?«, fragte ich.

»Bourbon.«

»Wow. Hab ich die Juryentscheidung verpasst, dass Pabst nur noch auf Platz zwei steht?«

Es war nicht sonderlich witzig, und ich weiß nicht, warum ich es gesagt habe, außer, weil

sein Verhalten mich beunruhigte.

»Mein Dad trinkt den immer.«

Jetzt erst fiel mir seine schockstarre Miene auf. Nicht alkoholbedingt. Irgendwie anders.

»Alles okay bei dir?«, fragte ich.

Er nahm noch einen langen Schluck. Mittlerweile war das Glas halb leer.

»Nein«, antwortete er. »Nichts ist okay.«

»Was ist los? Wer hat angerufen?«

»Meine Mutter.« Er kniff sich in den Nasenrücken. »Mein Vater ist gestorben. Ein Autounfall. Sie hat es vor ein paar Minuten erfahren. Die Polizei war da.«

»Das ist ja furchtbar.« Mir fehlten die Worte. »Ist … kann ich irgendwas für dich tun? Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Sie bucht mir für morgen einen Flug. Aber

ich weiß nicht, was mit den Prüfungen ist. Meinst du, ich darf sie nächste Woche nachholen?«

»Keine Ahnung, aber darüber solltest du dir jetzt wirklich keine Gedanken machen. Wie geht es deiner Mutter?«

Er brauchte lange, um zu antworten. Sein Blick ging ins Leere.

»Nicht gut«, sagte er endlich. Er trank das Glas aus. »Es geht ihr nicht gut. Ich muss mich hinsetzen.«

Ich begleitete ihn zum Tisch zurück. Der Alkohol schien überhaupt keine Wirkung auf ihn zu haben. Ruhig blieb er bei uns, ohne sich am Gespräch zu beteiligen. Den Tod seines Vaters erwähnte er nicht mehr, und eine Stunde später fuhr ich ihn nach Hause.

Am Sonntag flog er zu seiner Familie. Und obwohl wir befreundet gewesen waren, hörte ich nie wieder von ihm.

★

»Moment mal«, sagte Marge. Nachdem ich London am Dienstag zur Schule gebracht hatte, war sie sofort zu mir gekommen. Nun saßen wir am Küchentisch. »Sie ist einfach gegangen?«

»Gestern Abend.«

»Hat sie wenigstens gesagt, dass es ihr leidtut?«

»Weiß ich nicht mehr.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nicht … äh … ich meine …«

Ich konnte nicht klar denken, meine

Emotionen – Schock und Angst, Ungläubigkeit und Wut – schleuderten mich von einem Extrem ins andere. Obwohl ich wusste, dass ich London gerade zur Schule gebracht hatte, konnte ich mich nicht daran erinnern. In meinem Kopf herrschte totale Leere.

»Deine Hände zittern«, sagte Marge.

»Geht schon.« Ich holte tief Luft. »Musst du nicht zur Arbeit? Ich könnte Rühreier machen.«

Später erzählte Marge mir, dass ich aufgestanden und zum Kühlschrank gegangen sei. Als ich ihn geöffnet hatte, musste ich allerdings beschlossen haben, dass ich zuerst Kaffee brauchte. Auf dem Weg zur Maschine fiel mir dann ein, dass

ich zunächst Tassen für Marge und mich holen sollte. Dann ging ich wieder zum Kühlschrank und holte die Eier heraus, legte sie aber sofort wieder zurück. Danach lief ich in die Speisekammer, kam mit einer Schüssel zurück und …

»Wie wäre es, wenn ich Frühstück mache?«, schlug Marge vor.

»Hä?«

»Setz dich.«

»Musst du nicht zur Arbeit?«

»Ich nehme mir den Tag frei.« Sie griff nach ihrem Handy. »Warte kurz, ich bin gleich wieder da, ich sage nur meinem Chef Bescheid.«

★

Marge blieb den ganzen Tag bei mir. Sie holte London von der Schule ab und fuhr sie auch zum Klavierunterricht. Liz kam nach ihrem letzten Termin ebenfalls zu mir, und zusammen kochten sie nicht nur Abendessen, sondern beschäftigten sich auch mit London und brachten sie ins Bett. Es kam nicht oft vor, dass ihre Tanten zu Besuch waren, und London war selig über die zusätzliche Aufmerksamkeit.

Auch das wüsste ich nicht, wenn Marge es mir nicht erzählt hätte. Das Einzige, woran ich mich erinnere, ist, auf die Uhr gestarrt und auf Vivians Anruf gewartet zu haben, der nie kam.

★

Am nächsten Tag, nach weniger als drei Stunden Schlaf, kroch ich aus dem Bett und fühlte mich wie verkatert. Es kostete mich übermenschliche Anstrengung, zu duschen und mich zu rasieren.

Sobald ich die Küche betrat, reichte Marge mir einen Becher Kaffee, dann nahm sie einen Teller aus dem Schrank. »Setz dich«, sagte sie. »Du brauchst was im Magen.«

»Was machst du hier?«

»Wonach sieht es denn aus? Ich sorge dafür, dass du etwas isst.«

»Ich hab dich gar nicht klingeln hören.«

»War auch nicht nötig. Gestern Abend, als du ins Bett gegangen warst, hab ich

mir deinen Hausschlüssel ausgeliehen. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.«

»Nein, nein.« Ich hob den Becher an den Mund, aber der Kaffee schmeckte nicht richtig, irgendwie *seltsam*. Trotz des wunderbaren Dufts fühlte sich mein Magen an wie ein Stein. Ich setzte mich an den Tisch, und Marge stellte einen mit Rührei, Speck und Toast beladenen Teller vor mir ab.

»Ich hab keinen Appetit«, sagte ich.

»Pech«, sagte sie. »Du isst jetzt, und wenn ich dich am Stuhl festbinden und füttern muss.«

Da ich zu ausgelaugt zum Streiten war, schluckte ich mühsam ein paar Bissen hinunter. Es ging nach und nach immer

leichter, dennoch schaffte ich nur knapp die Hälfte der Portion.

»Sie hat mich verlassen.«

»Ich weiß«, sagte Marge.

»Warum? Was hab ich falsch gemacht?«

Um Zeit zu gewinnen, sprühte Marge sich eine Dosis aus ihrem Inhalator in den Hals. Sie wusste genau, Schuldzuweisungen oder Kritik an Vivian hätten mein Gefühlschaos nur noch verschlimmert.

»Ich glaube nicht, dass du was falsch gemacht hast. Eine Beziehung ist nicht einfach, und beide müssen wollen, dass sie funktioniert.«

So recht sie auch hatte, ich empfand keine Erleichterung, als sie das sagte.

★

»Bist du sicher, dass ich heute nicht bei dir bleiben soll?«, fragte Marge.

»Ich kann nicht von dir verlangen, noch einen Tag freizunehmen.« Das Essen hatte eine leicht stabilisierende Wirkung auf meinen Gemütszustand gehabt. Die Gefühlswogen in meinem Inneren waren nicht mehr die Tsunamiwellen des vorigen Tages, aber immer noch in der Kategorie Kaventsmann. Ich fühlte mich vollkommen aus dem Gleichgewicht, hoffte aber, die grundlegenden Aufgaben erledigen zu können. London zur Schule bringen und abholen. Ballett. Pizza zum Abendessen bestellen.

Marge wirkte nicht überzeugt. »Aber

ich rufe nachher mal an.«

»Ist gut.« Doch ich wusste, dass ich Angst vor dem Alleinsein hatte. Was, wenn ich zusammenklappte, sobald sie weg war? Oder in tausend Scherben zersprang, wie der Rest meiner Welt?

Vivian hatte mich verlassen.

Sie liebte einen anderen.

Ich war ein furchtbarer Ehemann, wertlos, ich hatte versagt.

Ich hatte sie einmal zu oft enttäuscht, und jetzt war ich allein.

O mein Gott, dachte ich, sobald Marge die Tür hinter sich zugezogen hatte. Ich bin allein.

Ich werde allein sterben.

★

Während London in der Schule war, tigerte ich von einem Ende des Hauses zum anderen und zurück und lief anschließend stundenlang durch die Nachbarschaft. Fragen über Vivian schossen in meinem Kopf herum. War sie in Atlanta oder in einer anderen Stadt? Hatte sie den Tag frei, um ihre Wohnung einzurichten, oder war sie in der Firma? Ich stellte sie mir mit einem Ohrhörer telefonierend in einem Eckbüro vor oder mit einem Stapel Unterlagen über den Flur hetzend. Ich fragte mich, ob Spannerman bei ihr war, ob sie mit ihm lachte oder den Kopf in die Hände gestützt an seinem Schreibtisch saß.

Andauernd sah ich aufs Handy, in der Hoffnung auf eine SMS oder einen Anruf. Ich schleppte das Telefon überall mit hin. Ich wollte ihre Stimme hören, die mir sagte, dass sie einen Fehler gemacht habe und nach Hause komme. Dass sie mich noch liebe. Ich wollte, dass sie mich um Verzeihung bat, und wusste tief drinnen, dass ich nicht zögern würde. Ich liebte sie ja noch, ein Leben ohne sie war unvorstellbar.

Und die ganze Zeit fragte ich mich, was ich falsch gemacht hatte. War es die Kündigung gewesen? Dass ich zugenommen hatte? Dass ich früher in Peters' Agentur zu viel gearbeitet hatte? Und wann genau war unser Verhältnis

gekippt? Wann war ich verzichtbar geworden? Wie konnte sie uns verlassen? Wie konnte sie *London* verlassen? Hatte Vivian vor, sie nach Atlanta zu holen?

Die letzte Frage war die schlimmste, sie überforderte mich vollkommen, und als ich schließlich nach Hause zurückging, war ich völlig erschöpft. Ich beschloss, ein wenig zu schlafen, aber sobald ich mich hinlegte, begann das Karussell im Kopf. Marge rief drei Mal an, und ich musste eigentlich meinen Eltern erzählen, was passiert war, wollte es aber immer noch nicht glauben.

Ich wünschte mir, es wäre nur ein Traum.

Als ich London abholte, wütete mein

innerer Sturm weiterhin. Sie bat um ein Eis, und obwohl mir das unfassbar strapaziös erschien, schaffte ich es irgendwie zur Eisdiele. Irgendwie schaffte ich es auch pünktlich zum Ballett.

Während der Stunde ging ich spazieren. Ich bin kein starker Mann. Nach wenigen Schritten war mein Blick vor Tränen verschwommen, und plötzlich stand ich mit bebenden Schultern da, das Gesicht in den Händen.

★

»Wann kommt Mommy nach Hause?«, fragte London. Auf dem Tisch stand eine Pizzaschachtel. Ich legte mein Stück ab, die Hälfte hatte ich gegessen. »Das weiß

ich nicht, Schätzchen. Ich habe nicht mit ihr gesprochen«, sagte ich. »Aber ich sage dir sofort Bescheid, wenn ich es erfahre.«

Falls sie meine Antwort merkwürdig fand, ließ sie sich nichts anmerken. »Hab ich dir schon erzählt, dass Bodhi und ich in der Pause eine kleine Schildkröte gefunden haben?«

»Nein, wirklich?«

»Wir haben Fangen gespielt, und ich hab sie beim Zaun gefunden. Sie war so süß! Und dann kam Bodhi und fand sie auch echt süß. Wir wollten ihr Gras zu fressen geben, aber sie hatte keinen Hunger, und dann kamen auch die anderen Kinder und die Lehrerin. Wir haben gefragt, ob wir sie in eine

Schachtel setzen und mit ins Klassenzimmer nehmen dürfen, und die Lehrerin hat Ja gesagt!«

»Das klingt aber aufregend.«

»Und wie! Die Schildkröte hatte Angst, glaube ich, weil sie immer versucht hat, aus der Schachtel zu klettern, aber die Seiten waren zu glatt. Und dann wollten wir ihr einen Namen geben, aber die Lehrerin hat gesagt, lieber nicht, weil sie sie freilassen wird.«

»Sie wollte sie nicht behalten?«

»Nein, sie hat gesagt, dass sie wahrscheinlich ihre Mama vermisst.«

Ich spürte einen Kloß im Hals. »Da hat sie bestimmt recht.«

»Aber Bodhi und ich haben ihr trotzdem

einen Namen gegeben. Sie heißt jetzt Ed.«

»Ed, die Schildkröte?«

»Erst dachten wir, Marco.«

»Woher wisst ihr, dass es ein Junge ist?«

»Wir wissen es einfach.«

»Aha«, sagte ich und musste trotz meines Kummers lächeln.

Es war nicht von Dauer.

★

Während ich die Pizzareste aufräumte, rief Vivian an. Als ich ihr Foto auf dem Handybildschirm sah, begann mein Herz zu hämmern. London sah im Wohnzimmer fern, und ich trat auf die Terrasse. Bevor ich abhob, wappnete ich

mich innerlich.

»Hallo.« Ich versuchte, ganz normal zu klingen, obwohl überhaupt nichts normal war. »Wie geht's dir?«

Sie zögerte. »Ganz okay. Und dir?«

»Es ist ein bisschen komisch hier«, sagte ich. »Aber es geht schon. Wo bist du?«

Sie schien unsicher, ob sie antworten sollte. »In Tampa«, sagte sie schließlich. »Ist London in der Nähe? Oder sitzt sie schon in der Wanne?«

»Nein, noch nicht. Sie ist im Wohnzimmer.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«

Ich atmete möglichst ruhig. »Findest du nicht, dass vorher *wir* miteinander reden sollten?«

»Das halte ich für keine gute Idee, Russ.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht weiß, was du von mir hören willst.«

»Was ich hören will?«, wiederholte ich. »Dass du uns noch eine Chance gibst, Vivian.« Ich ignorierte das ohrenbetäubende Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Ich weiß immer noch nicht genau, was eigentlich los ist. Können wir das nicht kitten? Wir könnten zu einer Eheberatung gehen.«

Ihre Stimme klang angespannt. »Bitte, Russ. Kann ich einfach mit London sprechen? Sie fehlt mir.«

Und ich nicht? Oder bist du gerade bei Walter?

Der Gedanke kam ungebeten und brachte ein Bild von meiner Frau mit sich, wie sie aus einem Hotelzimmer anrief, in dem Walter vor dem Fernseher saß. Ich schaffte es noch mit Mühe, ins Haus zu treten und meine Tochter zu rufen.

»Deine Mutter ist am Telefon, London. Kommst du mal?«

★

Ich konnte mir nicht verkneifen zu lauschen. London erzählte Vivian von ihrem Tag, auch von der Schildkröte, und sagte ihr, sie habe sie lieb. Dann fragte sie, wann Vivian nach Hause komme. Die Antwort hörte ich zwar nicht, aber

man sah London an, dass sie ihr nicht sonderlich gefiel. »Okay, Mommy«, sagte sie schließlich. »Ich vermisse dich auch. Wir können morgen wieder telefonieren.«

★

Vivian wusste, dass ich mein Handy auf Flugzeugmodus stellte, wenn ich ins Bett ging, und da alte Gewohnheiten schwer abzustellen sind, war es auch an diesem Abend so. Am nächsten Morgen stellte ich fest, dass Vivian zwei Nachrichten auf der Mailbox hinterlassen hatte.

»Ich weiß, dass du reden wolltest, und das werden wir auch tun, aber erst, wenn wir beide bereit dazu sind. Mehr kann ich

dir im Moment einfach nicht sagen. Ich wollte nicht, dass das passiert, und mir ist klar, wie sehr ich dich verletzt habe. Ich wünschte, es wäre anders, aber ich will dich auch nicht anlügen.

Hauptsächlich rufe ich wegen London an. Im Moment habe ich durch den Umzug und Walters Lobbyarbeit und die ganzen Geschäftsreisen wahnsinnig viel zu tun. Dann kommt noch die Fahrt nach D. C., und am Wochenende fliegen wir nach New York. Deshalb ist es wahrscheinlich das Beste, wenn London für eine Weile bei dir bleibt. Ich möchte hier erst richtig ankommen und ihr Zimmer einrichten, aber dazu hatte ich noch keine Zeit. Jedenfalls fände ich es

wichtig, dass du London noch nicht erzählst, was los ist. Sie ist sowieso schon gestresst wegen der Schule. Außerdem sollten wir das zusammen machen. Warte mal kurz, ich rufe noch mal an. Ich will nicht von deinem AB rausgeworfen werden.«

Die zweite Nachricht knüpfte an die erste an.

»Ich habe heute mit einer Psychologin gesprochen. Sie meinte, wir sollten London erklären, dass wir einfach eine Weile getrennt wohnen werden, ohne was von Scheidung oder so zu erwähnen. Und natürlich müssen wir betonen, dass es nichts mit ihr zu tun hat und wir sie beide lieben. Aber das können wir ja

demnächst noch mal ausführlicher besprechen, ich wollte nur schon mal sagen, dass ich versuche, das Beste für London zu tun. Außerdem müssen wir überlegen, wann ein guter Zeitpunkt wäre, dass sie nach Atlanta zieht.« Sie machte eine Pause. »Okay, das war's, glaube ich. Schönen Tag.«

★

Schönen Tag?

Sollte das ein Witz sein? Ich saß auf der Bettkante und hörte mir die Nachrichten mehrmals an. Ich glaube, ich suchte nach einem Anzeichen, dass sie doch noch irgendetwas für mich empfand. Aber ich entdeckte keins. Es ging nur darum, was

sie wollte, verbrämt als Sorge um Londons Wohlergehen, was mich sehr wütend machte. Während ich noch darüber nachdachte, klingelte mein Handy.

»Hallo, du«, begrüßte Marge mich in mitfühlendem Ton. »Wollte nur mal fragen, wie es dir geht.«

»Es ist noch vor sieben Uhr.«

»Ich weiß, aber ich habe an dich gedacht.«

»Offen gestanden bin ich sauer.«

»Ach ja?«

»Vivian hat mir auf die Mailbox gesprochen.« Ich fasste die Nachrichten für sie zusammen.

»Oje. Und das gleich am frühen

Morgen? Nicht gerade ein sanfter Start in den Tag. Apropos, ich parke gerade vor deinem Haus. Mach mal die Tür auf.«

Als ich die Treppe hinuntergelaufen war, stieg Marge bereits aus dem Auto, in der Hand zwei Styroporbecher.

»Ich kann doch hier Kaffee kochen«, sagte ich.

»Klar, aber so ist es doch auch gut. Hast du geschlafen?«

»Vier oder fünf Stunden.«

»Ich auch nicht viel.«

»Hat Liz dich wach gehalten?«

»Nein«, sagte sie. »Ich mache mir Sorgen um dich. Gehen wir rein. Ist London schon auf?«

»Nein.«

»Wie wäre es, wenn ich ihr beim Anziehen helfe, während du deinen Kaffee genießt?«

»Ich bin nicht unzurechnungsfähig.«

»Ich weiß. Ganz im Gegenteil, du hältst dich viel besser, als ich es an deiner Stelle tun würde.«

»Das bezweifle ich.«

Zu meiner Überraschung strich sie mir über die Wange, was sie, soweit ich mich erinnern konnte, noch nie getan hatte. »Immerhin musste ich dich nicht von einem Wasserturm holen.«

★

Dank Kaffee und Marges Unterstützung fühlte ich mich ein wenig besser als am

Vortag, als ich London zur Schule fuhr. Sie erzählte auf dem Rücksitz von ihrem Traum – irgendetwas von einem Frosch, der immer beim Hüpfen die Farbe wechselte –, und ihre unschuldige Fröhlichkeit war genau das, was ich brauchte.

Zu Hause zwang ich mich, mir die Sportsachen anzuziehen. Ich hoffte, dass ich mich durch die körperliche Anstrengung wieder mehr wie ich selbst fühlen würde. Unterwegs ging es mir gut, obwohl ich ein paar Kilometer extra lief, doch nach dem Duschen wanderten meine Gedanken wieder zu Vivian. Die Wut war verraucht und von einer überwältigenden Traurigkeit abgelöst

worden.

Es war fast nicht zu ertragen, und da ich nicht noch einmal einen Tag wie die vergangenen zwei durchstehen konnte, musste ich etwas unternehmen. Meine Lust zu arbeiten lag bei null, trotzdem schleppte ich mich ins Arbeitszimmer. Als ich auf dem Schreibtisch allerdings ein Foto von Vivian entdeckte, wurde mir klar, dass es so nicht funktionierte. Zu viel erinnerte mich in diesem Haus an sie, ließ die Emotionen wieder hochkochen.

Es wurde Zeit, meinem Büro einen Besuch abzustatten.

Ich klemmte mir den Laptop unter den Arm und fuhr los. Die Sekretärin war

verblüfft, mich zu sehen, und berichtete wie üblich, dass es keine Nachrichten gab. Zum ersten Mal war mir das aufrichtig gleichgültig.

Ich schloss die Tür auf und blickte mich um. Auf dem Schreibtisch lag eine dünne Staubschicht.

Der Großteil meiner Mails waren Rechnungen oder Spam. Der Rest enthielt Links zu dem Bildmaterial für die Werbespots. Ich verglich es mit meinen Notizen von letzter Woche und wählte aus den sechs Einstellungen, die wir gemacht hatten, die besten zwei aus. Im einen gefiel mir der Anfang besser, im anderen das Ende. Diese beiden konnte ich mit der Software, die ich auf dem

Computer hatte, zusammenschneiden. Wunderwerk Film.

Das Schönste war, dass Taglieri mir in dem Spot sympathisch war, und ich war mir sicher, dass es anderen genauso ginge. Er hinterließ genau den Eindruck, den ich mir erhofft hatte – ehrlich, kompetent, freundlich –, und darüber hinaus sah er gut aus. Vielleicht lag es am natürlichen Licht, aber in jedem Fall war es eine deutliche Verbesserung gegenüber seiner bisherigen Werbung.

Das Filmmaterial des zweiten Spots war weit komplizierter. Es enthielt diverse Einstellungen aus unterschiedlichen Perspektiven – darunter eine besonders hübsche Szene

mit auf einer Wiese grasenden Pferden – und viele unterschiedliche Menschen, woraus sich eine Vielzahl von Gestaltungsmöglichkeiten ergab. Da ich wusste, dass dieses Material mehr Zeit und Energie erforderte, als ich momentan aufbringen konnte, konzentrierte ich mich auf den ersten Spot.

Die Schnitt-Software, die ich benutzte, war nicht sonderlich professionell, was aber nicht so schlimm war, denn ich hatte mich bereits mit dem besten selbstständigen Cutter in der Gegend unterhalten. Also machte ich mich bedächtig an die Arbeit. Mittags aß ich trotz Appetitlosigkeit eine Suppe, die ich

mir in einem Feinkostladen gekauft hatte, dann arbeitete ich weiter, bis ich London von der Schule abholen musste.

Es war kein einfacher Tag. Sobald meine Konzentration nachließ, und wenn auch nur eine Sekunde lang, kehrten das Gefühlschaos und die Fragen zurück. Dann stand ich auf und tigerte durchs Zimmer oder stellte mich ans Fenster, während mein Brustkorb sich zusammenzog und die Hände zu zittern begannen.

Doch weil Ablenkung meine einzige Hoffnung auf Rettung war, setzte ich mich immer wieder an den Schreibtisch und versuchte, mich in meiner Arbeit für Taglieri zu verlieren.

★

»Das ist ganz normal«, versicherte Liz mir am Abend auf der Terrasse. Wieder waren sie und Marge nach der Arbeit bei mir aufgetaucht. Marge hatte Knete mitgebracht und saß mit London drinnen auf dem Boden.

»Du hast einen schweren Schock erlebt. So was wirft jeden aus dem Gleis.«

»Ich bin nicht nur aus dem Gleis geworfen«, sagte ich. »Ich bin praktisch handlungsunfähig.«

Obwohl Liz und ich uns schon Hunderte Male unterhalten hatten, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, mit ihr reden zu *müssen*. Ich war völlig erschöpft. Am liebsten wäre ich weggelaufen oder

hätte mir ein dunkles, stilles Plätzchen zum Verkriechen gesucht, aber wegen London ging das nicht. Und vermutlich hätte es auch nicht geholfen, denn meine Gedanken nahm ich ja überall mit hin.

»Aber du warst im Büro, du hast London zur Schule und zum Klavierunterricht gebracht. Und sie hat gegessen.«

»Ich hab auf dem Heimweg Fast Food gekauft.«

»Das macht nichts. Du musst lernen, nachsichtiger mit dir zu sein. Viel besser als du kann man mit dieser Situation nicht umgehen. Besonders in emotionaler Hinsicht.«

»Hast du mir gar nicht zugehört?«

»Doch, natürlich. Und ich weiß, dass es sich unerträglich anfühlt, aber ob du's glaubst oder nicht, dass du diese Gefühle überhaupt zulässt, anstatt sie zu verdrängen, ist gut. Du musst da *durch*, im wahrsten Sinne des Wortes, verstehst du, was ich meine?«

»Nicht richtig. Aber mein Gehirn funktioniert auch gerade nicht so toll. Wahrscheinlich werde ich entsetzt sein, wenn ich mir den Spot ansehe, den ich heute geschnitten habe.«

»Dann bringst du ihn eben in Ordnung, oder?«

Ich nickte. Da Vivian ein eigenes Konto hatte, blieben alle Rechnungen an mir hängen, einschließlich des Hauskredits.

»Siehst du. Und das wird ein weiterer Schritt nach vorn sein. Was ich vorhin meinte, war, dass zu viele Leute ihre Emotionen unterdrücken oder vermeiden. Unmittelbar nach einem traumatisierenden Ereignis ist es oft gesünder, den Gefühlen Raum zu geben und sie voll zu erleben. Gleichzeitig muss man sich immer wieder sagen, dass sie irgendwann vorbeigehen. Und dass man nicht seine Emotionen ist.«

»Was heißt das denn?«

»Du bist jetzt traurig, aber du bist kein trauriger Mensch, und du wirst nicht ewig traurig bleiben. Du bist jetzt wütend, aber du bist kein wütender Mensch, und du wirst nicht ewig wütend

bleiben.«

Ich dachte darüber nach, dann schüttelte ich den Kopf. »Ich möchte einfach, dass die Gefühle nicht mehr so intensiv sind. Wie mache ich das?«

»Mach einfach weiter wie bisher. Treib Sport, arbeite, kümmere dich um London. Letzten Endes dauert es einfach seine Zeit.«

»Wie viel Zeit?«

»Das ist bei jedem anders. Von Tag zu Tag wirst du dich etwas weniger verletzlich, etwas stärker oder entschlossener fühlen. Wenn du heute alle fünf Minuten an Vivian gedacht hast, ist es nächste Woche vielleicht schon nur alle zehn Minuten.«

»Ich wünschte, ich könnte mit den Fingern schnippen und es wäre vorbei.«

»Das wünscht sich jeder in deiner Lage.«

★

Später, nachdem London mit ihrer Mutter gesprochen hatte und ins Bett gegangen war, unterhielt ich mich weiter mit Marge und Liz. Meine Schwester begnügte sich weitgehend mit der Rolle der Zuhörerin.

»Deiner Erfahrung nach«, begann ich, »glaubst du, sie kommt zurück?«

»Ehrlich gesagt habe ich beides schon erlebt«, erwiderte Liz. »Manchmal ist das, was jemand für eine neue Liebe hält, nur ein Strohfeuer. Oder es ist echte

Liebe und von Dauer. Und in wieder anderen Fällen ist es zwar auch nur ein Strohfeuer, aber derjenige kommt zu dem Schluss, dass die Liebe zum früheren Partner tatsächlich fort ist.«

»Was soll ich tun? Sie will nicht mal mit mir reden.«

»Ich wüsste nicht, was du tun könntest. Sosehr du es vielleicht möchtest, aber man kann einen anderen Menschen nicht kontrollieren.«

Ich wollte etwas trinken, einfach gleichgültig werden und vergessen, und wenn nur für kurze Zeit. Aber obwohl ich Bier im Haus hatte, hielt ich mich zurück, weil ich Angst hatte, ich würde erst wieder aufhören, wenn der

Kühlschrank leer war.

»Ich will sie ja nicht kontrollieren. Sie soll nur zurückkommen.«

»Das weiß ich«, sagte Liz. »Es ist eindeutig, dass du sie noch liebst.«

»Glaubst du, sie liebt mich noch?«

»Ja. Aber momentan ist es nicht dieselbe Art von Liebe.«

Ich wandte mich an Marge. »Was ist, wenn sie London wirklich zu sich nach Atlanta holen will?«

»Dann wehrst du dich dagegen. Nimm dir einen Anwalt und beantrage das Sorgerecht.«

»Und was, wenn London zu ihr will?« Ich spürte Tränen aufsteigen. »Was, wenn sie lieber bei ihrer Mutter sein

möchte?«

Darauf antworteten Marge und Liz nicht.

★

Am Freitag brachte ich London zur Schule und zum Ballett und vergrub mich den Rest der Zeit in Arbeit. Ich hielt mich kaum auf den Beinen.

Dann kam das Wochenende. Liz' Vorschläge waren zum Mantra geworden: Sport, Arbeit, London. Ins Büro zu gehen hatte ich zwar nicht vor, abgesehen davon wollte ich ihrem Rat jedoch folgen.

Ich stand früh auf und joggte elf Kilometer, meine längste Distanz seit

Jahren. Dann zwang ich mich zu frühstücken. Während London spielte, stellte ich den Schnitt des ersten Werbespots fertig und begann mit dem zweiten. Ich fuhr London zum Samstags-Kunstkurs und arbeitete währenddessen weiter. Sehr vorsichtig trug sie hinterher die Vase, die sie getöpfert hatte, zum Auto.

»Wir müssen sie nächste Woche wieder mitbringen, damit wir sie bemalen können«, teilte London mir mit. »Ich will gelbe Blumen draufmalen. Und vielleicht rosa Mausen.«

»Mausen?«

»Oder Hamster. Aber Hamster gehen schwerer.«

»Okay. Blumen und Mausen«, sagte ich.

»Rosa Mausen.«

»Noch schöner. Hast du Lust, zu Nana zu fahren?«

Ich half ihr ins Auto. Es wurde Zeit, meinen Eltern zu sagen, dass Vivian mich verlassen hatte. Da Marge bei mir bleiben wollte, während ich es erzählte, ging Liz unterdessen mit London spazieren. Ich rief meinen Vater aus der Garage herein, und er setzte sich neben meine Mutter.

Ohne jede Einleitung platzte ich einfach damit heraus. Mein Dad reagierte zuerst. »Sie kann nicht einfach gehen.« Er runzelte die Stirn. »Sie hat ein Kind.«

»Ich sollte sie anrufen«, warf meine

Mutter ein. »Wahrscheinlich ist das nur eine Phase.«

»Nein, es ist keine Phase. Sie sagt, sie liebt ihn. Sie hat jetzt eine eigene Wohnung.«

»Wann kommt sie denn zurück?«, fragte meine Mutter. »Nächstes Wochenende sind wir verreist. Dein Onkel Joe in Winston-Salem hat Geburtstag.«

Joe, der jüngere Bruder meines Vaters, war Automechaniker und hatte nie geheiratet, im Laufe der Jahre aber eine Freundin nach der anderen gehabt. Als Kind war er für mich der coole Onkel gewesen, und ich weiß noch, dass ich mich oft fragte, warum er nie geheiratet hatte. Inzwischen drängte sich mir der

Verdacht auf, dass er es vielleicht richtig gemacht hatte.

»Ich habe keine Ahnung, wann sie zurückkommt«, sagte ich jetzt.

»Ihre Arbeit muss zu stressig gewesen sein«, sagte meine Mom. »Sie ist durcheinander.«

»Wie will sie London sehen?«, fragte mein Vater.

»Weiß ich nicht, Dad.«

»Will sie sie denn nicht sehen?«, hakte er nach.

»Ich sollte sie wirklich anrufen«, beharrte meine Mutter.

»Nein, das machst du nicht«, sagte Marge. »Das geht nur die beiden was an. Ich bin sicher, dass Vivian London

besuchen wird. Sie kommt bestimmt nächste Woche oder so. Bis dahin wäre es wahrscheinlich besser, Russ nicht mit Fragen zu bombardieren oder irgendwelche Pläne zu schmieden. Wie ihr euch vorstellen könnt, war die letzte Woche ziemlich hart für ihn.«

»Du hast ganz recht«, sagte meine Mom plötzlich. »Entschuldige. Es ist nur so ein Schock …«

»Ist schon gut«, sagte ich. Mein Dad stand auf und ging in die Küche.

»Wie geht es dir denn?«, fragte meine Mutter.

Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare. »So einigermaßen.«

»Kann ich irgendwas tun? Brauchst du

Hilfe wegen London?«

»Nein, damit komme ich klar. So schwer ist es nicht mehr, seit sie in der Schule ist.«

»Soll ich euch nächste Woche ein bisschen Essen vorbeibringen? Wäre das eine Hilfe?«

Ich wusste, dass sie unbedingt etwas tun wollte. »Das wäre super«, sagte ich daher. »Was du kochst, schmeckt London immer.«

Ich spürte etwas Kaltes an der Schulter. Mein Vater hielt in jeder Hand ein Bier und streckte mir eines hin. »Für dich«, sagte er. »Wenn du reden willst, ich bin in der Garage.«

★

Als ich zwanzig Minuten später in die Garage kam, bedeutete mein Vater mir, mich auf einen Hocker zu setzen, während er sich auf dem Werkzeugkoffer niederließ. Ich hatte uns beiden ein zweites Bier mitgebracht, weil ich was auf dem Herzen hatte, etwas, das ich gegenüber Marge oder Liz noch nicht angesprochen hatte.

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, setzte ich an.

»Was?«

»Alleinerziehender Vater sein. Vielleicht wäre es besser, wenn London zu Vivian nach Atlanta zieht.«

Er öffnete die Flasche. »Ich gehe mal

davon aus, du möchtest, dass ich dir zustimme.«

»Ich weiß nicht, was ich möchte.«

»Das ist nicht dein eigentliches Problem. Dein eigentliches Problem ist, dass du Angst hast.«

»Natürlich habe ich Angst.«

»Genau darum geht es bei der Erziehung. Sein Bestes zu geben, während man gleichzeitig einen Höllenschiss hat, es zu vermasseln. Kinder können einem die Haare schneller grau werden lassen als alles andere, wenn du mich fragst.«

»Du und Mom hattet keine Angst.«

»Doch, natürlich. Wir haben uns nur nichts anmerken lassen.«

»Glaubst du, ich sollte um London kämpfen, wie Marge gesagt hat? Wenn es nötig wird?«

Mein Dad kratzte sich am Bein und hinterließ dabei einen Ölstreifen auf der Jeans. »Ich finde, du bist ein verdammt guter Vater, Russ. Besser, als ich früher war, so viel ist mal sicher. Und London braucht dich.«

»Ihre Mutter aber auch.«

»Kann sein. Wie du dich in der letzten Zeit gekümmert hast – ich weiß, das war nicht leicht, aber du hast es geschafft, und London ist ein fröhliches kleines Mädchen. Und nur darum geht es. Man tut, was nötig ist, und liebt seine Kinder, so gut man kann. Genau das machst du,

und ich bin wirklich stolz auf dich.« Er schwieg kurz. »Jedenfalls, das ist meine Meinung.«

Ich konnte mich nicht erinnern, dass er schon jemals so etwas zu mir gesagt hatte. »Danke, Dad.«

»Du weinst doch jetzt nicht, oder?«

Trotz allem musste ich lachen. »Vielleicht schon.«

»Warum denn?«

Ich wischte eine Träne fort, die ich vorher nicht bemerkt hatte. »Dazu braucht es momentan nicht viel.«

Kapitel 15

Einen Tag nach dem anderen

Ich war immer dabei, als meine Mutter ein Familienmitglied nach dem anderen verlor. Ich war dreizehn, als mein Großvater starb, achtzehn beim Tod meiner Großmutter, einundzwanzig bei dem ihres ersten Bruders und achtundzwanzig, als der andere von dieser Welt in die nächste glitt.

In jedem Fall trug meine Mutter die größte Last. Alle vier starben erst nach langer Krankheit mit häufigen Klinikaufenthalten, bei denen ihnen Gift verabreicht wurde, in der Hoffnung, den Krebs zu töten, bevor er tötete.

Es gab Haarverlust und Übelkeit, Schwäche und Gedächtnisverlust. Und Schmerz. Immer gab es viel zu viel Schmerz. Und meine Mutter war immer da. Jeden Abend fuhr sie nach der Arbeit zu ihnen und blieb stundenlang. Sie tupfte ihnen das Gesicht mit einem feuchten Tuch ab und gab ihnen Nahrung mithilfe von Strohhalmen. Im Laufe der Zeit war sie mit den Ärzten und Schwestern aus drei unterschiedlichen Kliniken per Du. Wenn es so weit war, kümmerte sie sich um die Beerdigung, und ich wusste immer, dass sie sich trotz unserer Anwesenheit sehr allein fühlte.

In den Wochen und Monaten nach jener vierten Beerdigung rechnete ich zunächst damit, dass sie wieder auf die Beine käme wie

bisher auch. Rein äußerlich hatte sie sich nicht verändert, sie trug immer noch Schürzen und hielt sich meistens in der Küche auf, wenn Vivian und ich zu Besuch waren. Doch sie war ruhiger als sonst, und immer mal wieder ertappte ich sie dabei, dass sie aus dem Küchenfenster starrte, ohne uns überhaupt wahrzunehmen. Vivian war diejenige, die schließlich vermutete, dass es nicht allein um den jüngsten Verlust ging, sondern die Trauer meiner Mutter sich aufgestaut hatte, und das leuchtete mir sofort ein.

Wie ist es, seine ganze Familie zu verlieren? Vivians Bemerkung löste in mir ein schmerzliches Mitgefühl für meine Mutter aus. Ihr Verlust war gleichsam zu meinem geworden, und in der Folge besuchte ich sie

häufiger. Zwei- oder dreimal pro Woche fuhr ich nach der Arbeit vorbei, und obwohl wir nicht darüber sprachen, was sie gerade durchmachte, schwang es immer mit, in einer alles umfassenden Traurigkeit.

Eines Abends kam ich zum Haus und sah meinen Vater die Hecke schneiden, während meine Mutter auf der Veranda scheinbar schon auf mich wartete. Mein Dad tat, als hätte er mich nicht bemerkt, und drehte sich nicht einmal um.

»Komm, wir fahren ein Stückchen«, verkündete meine Mutter. »Besser gesagt, du fährst.«

Sie marschierte zu meinem Wagen, setzte sich auf den Beifahrersitz und schloss die Tür.

»Was ist los, Dad?«

Er hielt kurz inne, immer noch, ohne mich anzusehen. »Mach es einfach. Es ist wichtig für sie.«

Ich gehorchte, und als ich fragte, wohin es gehen sollte, sagte sie, zur Feuerwache.

Verwirrt folgte ich ihrer Anweisung, und als wir fast da waren, forderte sie mich plötzlich auf, rechts abzubiegen. Zwei Straßen weiter ging es nach links. Mittlerweile wusste ich, wohin sie wollte, und wir hielten schließlich neben einem zu beiden Seiten von Bäumen umgebenen Tor. Vor uns befand sich der Wasserturm, und als meine Mutter ausstieg, folgte ich ihr.

Eine Zeit lang schwieg sie.

»Warum sind wir hier, Mom?«

Sie legte den Kopf zur Seite, und ihr Blick

ruhte auf der Leiter, die nach oben führte.

»Ich weiß, was passiert ist«, sagte sie. »Als Tracey und Marge sich getrennt haben. Ich weiß, dass sie untröstlich war und du sie hier gefunden hast. Du warst noch ein Jugendlicher, aber irgendwie hast du sie überredet runterzukommen.«

Ich verkniff mir ein Leugnen, es ging hier nicht um mich.

»Kannst du dir vorstellen, wie es ist zu wissen, dass meine Tochter hier hätte sterben können? Als sie es mir erzählt hat, fragte ich mich, warum sie damals nicht deinen Vater oder mich angerufen hat. Aber die Antwort ist klar. Ihr beide habt ein wundervolles Verhältnis, und das macht mich unglaublich stolz. Wir waren vielleicht nicht die besten

Eltern, aber wenigstens haben wir euch richtig erzogen.«

Immer noch betrachtete sie den Wasserturm. »Du hast eine Gabe«, sagte sie. »Du empfindest tief und bist mitfühlend. Und das ist etwas sehr Schönes. Deshalb wusstest du auch genau, wie du mit Marge umzugehen hattest. Du hast ihren Schmerz zu deinem gemacht, und jetzt versuchst du das Gleiche bei mir.«

Sie machte eine Pause, ehe sie fortfuhr: »Du glaubst, du hilfst mir, das verstehe ich. Aber du kannst mir meine Traurigkeit nicht abnehmen. Du machst dich dabei nur selbst unglücklich. Und das bricht mir das Herz. Ich stehe das schon durch, Schritt für Schritt, aber mir fehlt die Kraft, mir auch noch um dich

Gedanken zu machen.«

»Ich glaube nicht, dass ich einfach aufhören kann, mich um dich zu sorgen.«

Sie streichelte mir die Wange. »Das weiß ich. Probier es trotzdem. Denk nur daran, dass ich bisher auch die schlimmsten Tage meines Lebens überstanden habe. Genau wie dein Vater und Marge. Und du natürlich auch. Und das schaffen wir, indem wir einen Tag nach dem anderen angehen.«

Später an jenem Abend dachte ich darüber nach, was meine Mutter mir gesagt hatte. Natürlich hatte sie recht, aber noch wusste ich nicht, dass, so schwierig das Leben manchmal gewesen war, das Schlimmste noch bevorstand.

★

Neuntausenddreihundertsechzig Minuten.

So lange – na ja, ungefähr so lange jedenfalls – war meine Welt nun schon aus den Fugen, und mir kam es vor, als hätte ich jede einzelne dieser Minuten überdeutlich wahrgenommen. Sie waren qualvoll langsam verstrichen.

Es war Montag, der vierzehnte September. Eine Woche zuvor hatte Vivian mich verlassen. Immer noch dachte ich ständig darüber nach, und in der Nacht hatte ich schlecht geschlafen.

Als ich die Nummer wählte, wusste ich bereits, was ich vorhatte. Ich redete mir ein, nur erfahren zu wollen, wo Vivian

sich diese Woche aufhielt, doch das stimmte nicht. Ich wurde mit einer Frau namens Melanie verbunden, die sich als Vivians Assistentin vorstellte. Ich hatte gar nicht gewusst, dass meine Frau eine Assistentin hatte, aber offenbar gab es ja so einiges, was ich nicht wusste.

Melanie teilte mir mit, Vivian sei in einer Sitzung, und als sie mich nach meinem Namen fragte, log ich. Ich sei Reporter und wolle mich erkundigen, ob sie diese Woche zu sprechen sei. Vivian war an diesem und dem morgigen Tag im Büro, erfuhr ich, danach aber auf Geschäftsreise.

Daraufhin rief ich Marge an und bat sie, London von der Schule abzuholen und

zum Ballett zu bringen. Ich erklärte ihr, ich wolle zu meiner Frau, komme aber abends wieder zurück.

Die Fahrt nach Atlanta würde vier Stunden dauern.

★

Wie ich mir den Verlauf meines Überraschungsbesuchs vorstellte, kann ich nicht genau sagen. Ich wusste nur, dass ich Vivian sehen musste. Insgeheim hoffte ich wohl, dass die Härte, die sie mir gegenüber am Telefon zeigte, in meiner Gegenwart verschwinden würde und wir einen Weg fänden, unsere Beziehung, unsere Familie, das gemeinsame Leben, das ich mir immer

noch wünschte, zu retten.

Zum Glück war relativ wenig Verkehr, und um Viertel vor eins erreichte ich den Stadtrand von Atlanta. Fünfzehn Minuten später, mit völlig ruinierten Nerven, fand ich das neue Spannerman-Gebäude und bog auf den Parkplatz.

Vor dem Aussteigen zögerte ich zunächst. Ich wusste nicht, was tun. Sollte ich sie anrufen? Einfach hineingehen und mich anmelden lassen? Oder am Empfang vorbeistürmen und sie in ihrem Büro überraschen? Die unzähligen Variationen unseres Gesprächs, die ich mir unterwegs ausgemalt hatte, begannen immer damit, dass wir uns an einem Restauranttisch

gegenübersaßen, nicht mit dem Schritt davor.

Vivian würde mit Sicherheit einen Anruf bevorzugen, denn so konnte sie mich unter Umständen abwimmeln. Aus diesem Grund schien es mir ratsam, einfach reinzugehen – nur was, wenn sie in einer Sitzung war? Sollte ich meinen Namen hinterlassen und dann im Wartezimmer sitzen wie ein Kind, das zum Rektor zitiert wurde? Am liebsten wäre ich direkt zu ihrem Büro gegangen, hatte aber keine Ahnung, wo es sich befand. Außerdem hätte das zu einer Szene führen können, was vielleicht noch schlimmer gewesen wäre.

Immer noch unentschlossen, zwang ich

mich auszusteigen. Auf jeden Fall musste ich mir kurz die Beine vertreten und zur Toilette. Gegenüber entdeckte ich ein Café, also überquerte ich durch den stockenden Verkehr die Straße. Auf dem Rückweg, als ich endlich beschlossen hatte, Vivian vom Empfang aus anzurufen, sah ich die beiden: Spannerman und sie in einem braunen Bentley, der gerade vom Parkplatz fuhr. Um nicht bemerkt zu werden, drückte ich mich dichter an die Mauer und zog den Kopf ein.

Mein Plan, so ungenau er gewesen war, löste sich sofort in Luft auf. Obwohl ich keinen Appetit hatte, überlegte ich, schnell etwas zu essen. Immerhin war

das besser, als draußen zu warten. Also ging ich zu meinem Auto.

Auf der Straße hatte sich in der Zwischenzeit kaum etwas bewegt, ich konnte den Bentley ungefähr acht Wagen vor mir sehen. Weiter vorn setzte ein mit Stahlträgern beladener Sattelzug rückwärts auf eine Baustelle, weswegen der Verkehr zum Stillstand gekommen war.

Als es endlich weiterging, bemerkte ich, dass der Bentley vor mir rechts abbog. Ich kam mir vor wie ein Spion, beziehungsweise eher wie ein zwielichtiger Privatdetektiv, weil ich ebenfalls den Blinker setzte, redete mir aber ein, dass ich ja nicht vorhatte, sie

irgendwo zur Rede zu stellen oder dergleichen, und es daher halb so wild war. Ich wollte nur wissen, wo sie hinfuhren, wollte etwas über das neue Leben meiner Frau erfahren, und das war doch ganz normal.

Oder?

Trotz allem spürte ich meine Wut wachsen. Mittlerweile war nur noch ein Auto zwischen uns, und ich konnte die beiden im Wagen erkennen. Ich stellte mir vor, dass Walter redete und Vivian antwortete, malte mir dieselbe glückliche Miene aus, die sie nach jenem Telefonat mit ihm gehabt hatte, und mein Zorn verwandelte sich in Enttäuschung und Traurigkeit über das, was ich verloren

hatte.

Warum liebte sie mich nicht mehr?

Bald bog der Bentley links ab und fuhr unmittelbar darauf in die Tiefgarage eines protzigen Hochhauses namens Belmont Tower. Vor der Tür stand ein Portier, wie man sie aus New York kannte. Ich hielt erst auf einem Parkplatz ein paar Straßen weiter an.

Dort stellte ich den Motor ab und fragte mich, ob es in dem Hochhaus ein Restaurant gab. Ich fragte mich, ob sich dort die Firmenwohnungen befanden. Ich fragte mich, ob Walter Spannerman dort lebte.

Mit dem Smartphone fand ich die Antwort: Belmont Tower war ein

Projekt von Spannerman, und es gab auch einen Video-Link. Ich klickte ihn an und hörte Walter mit den Annehmlichkeiten des Gebäudes prahlen. Als letztes Verkaufsargument verkündete er dem Publikum stolz, dass er persönlich im obersten Stockwerk wohne.

Ich stoppte das Video. Wie jemand, der zu seiner eigenen Hinrichtung marschierte, lief ich zu dem Bau. Am Haupteingang winkte ich den Portier zu mir.

»Das ist ein sehr schönes Gebäude«, sagte ich.

»Ja, finde ich auch.«

»Gibt es drinnen auch ein Restaurant?«

»Nein. Allerdings ist gleich nebenan La Cerna, ein Fünf-Sterne-Restaurant.«

»Sind noch Wohnungen frei?«

»Nein.«

Ich steckte die Hand in die Tasche. »Aha. Besten Dank.«

Ein paar Minuten später, ganz benommen von der Vorstellung, dass Vivian sehr wahrscheinlich mit Spannerman in sein Penthouse gegangen war, befand ich mich auf dem Rückweg nach Charlotte.

★

Als ich zu Hause die Tür öffnete, kam London auf mich zugerannt.

»Daddy! Wo warst du denn?«

»Ich musste arbeiten. Entschuldige, dass ich dich nicht abholen konnte.«

»Macht nichts. Tante Marge war ja da.« Sie schlang die Arme um mich. »Ich hab dich vermisst.«

»Ich dich auch. Hast du heute in der Schule was Lustiges gelernt?«

»Ja, dass Spinnen keine Insekten sind.«

»Na so was.«

»Ja, weil sie acht Beine haben und Insekten nur sechs.«

»Du bist ganz schön schlau, weißt du das?«

»Ich mag trotzdem keine Spinnen. Und Bienen auch nicht mehr, obwohl sie Honig machen. Schmetterlinge sind aber hübsch.«

»Genau wie du. Du bist auch hübsch. Hübscher als jeder Schmetterling«, sagte ich. »Darf ich mich mal kurz mit Tante Marge unterhalten?«

»Na klar. Ich muss sowieso zu Mr. und Mrs. Sprinkles. Hast du ihnen Wasser gegeben?«

Oha.

»Nein, aber gestern hatten sie noch ganz viel. Es ist bestimmt alles in Ordnung.«

»Ich seh mal nach.«

Ich küsste sie auf die Wange und setzte sie ab, woraufhin sie die Treppe hinaufrannte. Marge, bemerkte ich, hatte uns von der Küche aus beobachtet.

»Du bist ein guter Vater«, sagte sie, als ich zu ihr trat.

»Ich gebe mir Mühe. Wie ging es mit ihr?«

»Du meinst in der guten Stunde, die ich mit ihr allein war? Ich musste sie heimfahren *und* ihr ein Eis am Stiel kaufen. Und dann ist auch noch Mom mit einer Tonne Essen aufgetaucht. Zum Teil habe ich das übrigens in den Kühlschrank gestellt und zum Teil in die Gefriertruhe. Sagen wir mal, du bist mir echt was schuldig. Was für ein Tag!«

Offenbar hatte meine Schwester eine Schwäche für sarkastisches Melodrama. »Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich so schnell zurück bin.«

»Ich auch nicht. Und vor allem hatte ich erwartet, dass du eher einem Haufen

Kartoffelbrei ähnelst. Was war los? War sie nicht da?«

»Gesehen hab ich sie«, sagte ich. »In gewissem Sinne.« Während ich ihr erzählte, was passiert war, goss sie zwei Gläser Eiswasser ein und reichte mir eins.

»Darf ich dich was fragen?«

»Bitte.«

»Warum hast du nicht einfach auf sie gewartet?«

»Nachdem sie in Spannermans Wohnung gegangen war, wollte ich doch nicht mehr mit ihr sprechen.«

»Weil?«

»Weil sie … weil sie bei ihm war. Wahrscheinlich in seinem Penthouse

oder was weiß ich. Und –«

»Und was? Sie hat dich verlassen. Sie hat dir gesagt, dass sie in ihn verliebt ist. Dir ist klar, dass sie mit ihm schläft, oder?«

»Ja, schon. Ich denke nur nicht gern darüber nach. Ich *will* nicht darüber nachdenken.«

Marge sah mich mitfühlend an. »Das ist absolut nachvollziehbar.«

Ich merkte, dass ich vollkommen erschöpft war. »Was soll ich nur tun?«

»Du kümmerst dich jetzt um dich selbst. Und bist London weiter ein guter Vater.«

»Ich meinte in Bezug auf Vivian.«

»Fürs Erste konzentrieren wir uns mal auf dich und deine Tochter, okay?«

★

Ich hätte nicht nach Atlanta fahren sollen.

Am Dienstag versuchte ich, mich in die Arbeit zu stürzen, aber es fiel mir schwer. Ununterbrochen musste ich an Vivian in dem Bentley denken, Spannerman neben sich.

Diese Bilder quälten mich, weil mit ihnen ein Gefühl von Unzulänglichkeit einherging. Von Minderwertigkeit. Ich war nicht nur zurückgewiesen worden, sondern ich war durch jemanden ersetzt worden, der reicher und mächtiger war und Vivian zum Lachen brachte, wie ich es nicht vermochte.

Sie hatte mich nicht nur aus ihren eigenen Gründen verlassen, sondern

auch wegen meiner Schwächen.

Das erzählte ich Marge am Telefon, und da es ihr nicht gelang, mich aufzuheitern, tauchten sie und Liz nach der Arbeit vor meiner Tür auf. Ich hatte London etwas von dem Essen meiner Mutter vorgesetzt, und sobald die beiden da waren, sah sich Marge mit London einen Film an, während Liz und ich uns auf die Terrasse setzten.

Ich erzählte ihr, was passiert war und wie ich mich nun fühlte. Liz faltete die Hände.

»Was hattest du denn von einem möglichen Gespräch mit Vivian erwartet?«

»Ich habe gehofft, dass sie entscheidet

zurückzukommen. Oder dass wir zumindest darüber reden, wie wir an unserer Beziehung arbeiten könnten.«

»Warum? Hat sie dir irgendeinen Hinweis gegeben, dass sie das will?«

»Nein«, räumte ich ein. »Aber sie ist doch meine Frau. Wir haben kaum miteinander gesprochen, seit sie weg ist.«

»Ihr beide werdet sicher in Ruhe miteinander reden, wenn sie dazu bereit ist. Aber es könnte gut sein, dass dir nicht gefällt, was sie dir zu sagen hat.«

Es war nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen. »Du glaubst also nicht, dass sie zurückkommt?«

»Meine Meinung ist nicht wertvoller als irgendeine andere. Und auch nicht

relevanter.«

»Das stimmt. Relevanter vielleicht nicht. Aber du hast solche Situationen schon erlebt, und du kennst Vivian. Deshalb wüsste ich einfach gern, was du denkst.«

Sie atmete hörbar aus. »Nein«, sagte sie endlich. »Ich glaube es nicht.«

★

Ich wollte Betäubung. Ich wollte nichts fühlen oder denken, aber die einzigen Momente, in denen ich vergessen konnte, waren die Stunden, in denen London in der Schule war und ich mich in der Arbeit vergrub. Am Mittwoch schickte ich Taglieris zweiten Werbespot

für die Schlussbearbeitung zum Cutter, danach kümmerte ich mich um die Präsentation für den Schönheitschirurgen, die ich am Donnerstagnachmittag hielt. Ihm schlug ich eine andere Kampagne vor als Taglieri, einschließlich einer stärkeren Internetpräsenz und Patientenempfehlungen, dazu die Nutzung sozialer Medien. Obwohl ich bei dem Termin nicht zu hundert Prozent bei der Sache war, verabschiedete ich mich mit einem Handschlag und der Gewissheit, meinen zweiten Auftrag in der Tasche zu haben. Wie Taglieri hatte der Chirurg sich auf ein Jahr festgelegt.

Mit diesen beiden Kunden verdiente ich schon fast die Hälfte meines früheren Gehalts, ohne Boni natürlich. Immerhin reichte es, um meine monatlichen Kosten zu decken, und es machte es mir deutlich leichter, den Telefonhörer in die Hand zu nehmen und unsere Partnerkreditkarten zu kündigen.

Vivian gab ich per SMS Bescheid.

★

Sie rief mich am Abend an. Seit meinem unklugen Ausflug nach Atlanta hatte ich London ans Telefon gehen lassen, wenn Vivians Foto auf dem Bildschirm aufleuchtete. Von ihr hatte ich erfahren, dass Vivian sich später noch einmal

melden würde. Als London nach oben ging, überlegte ich, ob sie wohl bereits gemerkt hatte, dass sich das Verhältnis zwischen mir und ihrer Mutter verändert hatte und wir keine Familie mehr waren.

Während ich auf den Anruf wartete, wollte ich mir keine Hoffnungen machen, war aber machtlos dagegen. Immer wieder hörte ich sie im Geiste sich entschuldigen oder versprechen, nach Hause zu kommen. Dann allerdings fiel mir wieder ein, was Liz zu mir gesagt hatte und dass Vivian sehr wahrscheinlich nur anrief, weil ich die Kreditkarten gekündigt hatte und sie ihrer Wut darüber Ausdruck verleihen wollte.

Das emotionale Hin und Her erschöpfte mich so, dass ich kaum noch Energie hatte, als das Telefon schließlich klingelte.

Ich hob nicht sofort ab.

»Hallo«, sagte ich dann. »London hat gesagt, dass du noch mal anrufst.«

»Hallo, Russ.« Ihre Stimme klang ruhig, als wäre zwischen uns alles wie immer. »Wie geht's dir?«

Ich fragte mich, ob sie das wirklich interessierte oder ob sie nur höflich war.

»Ganz gut«, antwortete ich angestrengt. »Und dir?«

»Alles okay. London bekommt wohl eine Erkältung?«

»Sie hat nichts davon gesagt.«

»Zu mir auch nicht, aber ich habe es ihr angehört. Achte bitte darauf, dass sie ihre Vitamine nimmt, und gib ihr vielleicht morgens Orangensaft. Wahrscheinlich braucht sie auch einen Kindererkältungssaft.«

»Wie soll sie sich erkältet haben? Draußen sind es über dreißig Grad.«

»Sie geht in die Schule. Neue Kinder, neue Keime. Das ist am Anfang immer so.«

»Also gut. Orangensaft und Erkältungssaft muss ich erst besorgen, aber die Vitamine hat sie die ganze Zeit genommen.«

»Vergiss es nicht«, sagte sie. »Aber ich rufe noch aus anderen Gründen an.

Erstens, ich komme übers Wochenende nach Charlotte. London fehlt mir sehr, und falls du nichts dagegen hast, würde ich gern ungestört mit ihr zusammen sein.«

Aber nicht mit mir.

»Natürlich«, sagte ich mit möglichst gleichmäßiger Stimme. »Da wird sie sich sehr freuen. Du fehlst ihr auch.«

»Gut. Danke.« Ich hörte ihre Erleichterung, als hätte sie mit einer anderen Reaktion gerechnet. »Es ist nur so, ich glaube, dass es nicht gut wäre, wenn ich in einem Hotel übernachte. Das ist bestimmt seltsam für sie.«

Ich runzelte die Stirn. »Warum solltest du? Wir haben doch ein Gästezimmer.«

»Das würde sie aber merken, glaube ich. Und selbst wenn nicht, meiner Ansicht nach sollten wir verhindern, dass sie auf die Idee kommt, etwas zu dritt unternehmen zu wollen. Mir wäre es wirklich lieber, wenn wir zu zweit bleiben würden, um ihretwillen. Um sie nicht zu verwirren.«

»Was willst du mir damit sagen?«

»Würde es dir etwas ausmachen, bei deinen Eltern zu übernachten? Oder vielleicht bei Marge und Liz? Freitag und Samstag?«

Mein Blutdruck schoss nach oben. »Du machst Witze, oder?«

»Nein, Russ. Bitte. Ich weiß, dass ich viel verlange, aber ich will es London

nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon ist.«

Oder vielleicht, dachte ich, *soll es auch für dich selbst leichter sein.*

Ich ließ das Schweigen zwischen uns knistern.

»Von mir aus«, sagte ich schließlich. »Ich kann Marge fragen. Meine Eltern sind an dem Wochenende nicht da.«

»Das wäre nett von dir.«

»Denk dran, dass am Freitagabend Ballett ist und am Samstagvormittag Kunst, du kannst also wohl nicht zum Yoga.«

»Meine Tochter stand für mich immer an erster Stelle, Russ. Das weißt du.«

»Du warst eine großartige Mutter«,

räumte ich ein. »Ach, zum Kunstkurs muss sie die Vase mitbringen, die sie letzte Woche getöpfert hat. Die soll noch bemalt werden.«

»Wo steht die?«

»In der Speisekammer. Oberstes Fach rechts.«

»Alles klar. Ach, und eins noch …«

»Ja?«

»Ich wollte fragen, ob du morgen Zeit für ein spätes Mittagessen hättest. Gegen halb zwei? Wir müssen uns unterhalten, bevor ich London von der Schule abhole.«

Trotz allem machte mein Herz einen Satz bei der Vorstellung, ihr gegenüberzusitzen. Sie zu sehen.

»Klar«, sagte ich. »Wo?«

Sie nannte mir ein Lokal, in dem wir schon oft gewesen waren. Sogar einmal an unserem Hochzeitstag.

Mit dem Gefühl, dass das vielleicht ein gutes Omen war, legte ich auf.

★

»Natürlich kannst du zu uns kommen«, sagte Marge am Telefon. »Du musst nur versprechen, nicht in deiner ausgeleierten Unterhose rumzulaufen oder mit freiem Oberkörper am Tisch zu sitzen. Besser gesagt, pack einfach erst gar keine ausgeleierten Unterhosen ein, okay?«

»Kennst du mich überhaupt?«

»Natürlich. Warum sollte ich sonst so etwas sagen?«

»Versprochen.«

»Am Samstag sind wir allerdings nicht da, wir sind auf einer Einweihungsparty eingeladen.«

Keine Frau, keine London, keine Eltern und jetzt auch noch keine Schwester am Wochenende. Ich konnte mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so vollkommen allein gewesen war, es musste Jahre her sein.

»Keine Sorge, ich bringe Arbeit mit.«

»Noch mal zu Vivian. Bist du sicher, dass das mit dem Mittagessen eine gute Idee ist?«

»Warum nicht?«

»Wenn jemand sagt, ›wir müssen uns unterhalten‹, ist das nie gut.«

»Glaub mir, ich erwarte nicht viel.«

»Das freut mich«, sagte sie. »Du weißt ja noch, was Liz gesagt hat, oder? Vivian wird dir nicht verkünden, dass sie zu dir zurückkommen will.«

»Liz hat dir erzählt, worüber wir geredet haben?«

»Natürlich nicht. Aber ich kenne dich, deshalb weiß ich doch, was du sie gefragt hast. Und weil ich sie auch kenne, ist klar, was sie dir geantwortet hat. Es ist ja nicht so, als hätten wir nicht eine Million Mal darüber gesprochen. Das ist gerade ein heißes Thema in unserer bescheidenen Hütte.«

»Ihr habt doch sicher Interessanteres zu besprechen als meine Ehe.«

»Normalerweise ja, aber momentan leider nicht.«

»Und was redet ihr da so?«

»Wie schlecht es dir geht und dass wir nicht wissen, wie wir dir helfen sollen. Du bist so ein netter Mann, so ein guter Vater. Es ist nicht fair.«

Wider Willen bekam ich einen Kloß im Hals. »Um mich müsst ihr euch keine Sorgen machen.«

»Doch, natürlich. Große Schwester, schon vergessen?«

Ich zögerte. »Glaubst du, Vivian hat auch zu kämpfen?«

»Bestimmt. So was macht man nicht,

ohne zumindest ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber ob sie sich genauso intensiv mit ihren Gefühlen auseinandersetzt, weiß ich nicht. Mein Eindruck ist, dass ihr beide in der Beziehung unterschiedliche Typen seid.«

Das konnte gut sein. Dennoch … »Sie bedeutet mir immer noch viel«, sagte ich. »Sie war eine wunderbare Ehefrau.«

Marge schnaubte in den Hörer. »Bist du dir da sicher?«

★

Vivian hatte recht gehabt, was London betraf. Als sie am Freitagmorgen aufwachte, krächzte sie leicht, und auf dem Weg zur Tür begann sie, sich immer

wieder die Nase abzuwischen.

Nachdem ich sie in der Schule abgeliefert hatte, warf ich ein paar Sachen in eine Reisetasche und fuhr zum Büro. Immer noch keine Anrufe für die Phoenix Agency, aber immerhin gewöhnte sich die Sekretärin allmählich an meine Anwesenheit und hatte sogar angefangen, mich mit Namen zu begrüßen.

Den Großteil des Vormittags arbeitete ich mit meinem Technikexperten zusammen. Wir diskutierten das Gesamtkonzept und dann weiter die Details der Internet- und Social-Media-Kampagne. Am Ende hatte ich das Gefühl, sowohl er als auch ich hätten

zwei Wochen lang mehr als genug zu tun.

Im Anschluss bestätigte ich noch ein paar Termine für den Dreh des dritten Taglieri-Spots am kommenden Freitag und bat den Schönheitschirurgen um die Namen von Patienten, die bereit wären, vor der Kamera Empfehlungen für ihn abzugeben.

Beim Arbeiten verspannte ich mich zunehmend und begriff, dass ich wegen meines Treffens mit Vivian nervös war. Trotz ihrer Untreue, trotz ihrer Forderung, mich das ganze Wochenende nicht blicken zu lassen, überlegte ich, ob ich vielleicht einer Vivian begegnen würde, die bereit war, es noch einmal zu

probieren.

Um halb eins verließ ich das Büro und kam eine Viertelstunde zu früh in dem Restaurant an. Ich hatte reserviert und wurde an einen Tisch am Fenster gebracht. Die meisten anderen Plätze waren besetzt. Zur Beruhigung bestellte ich mir einen Cocktail, ich wollte das Essen genauso angehen wie das Telefonat mit Vivian. Doch sobald sie den Raum betrat, hielt ich den Atem an und stieß ihn erst wieder aus, als sie bei unserem Tisch angekommen war.

In einer Jeans und einer roten, figurbetonten Bluse sah sie wie immer lässig elegant aus. Sie schob sich die Sonnenbrille auf den Kopf und lächelte

kurz, als ich aufstand. Ich war mir unsicher, ob ich sie auf die Wange küssen sollte, doch sie gab mir keine Gelegenheit dazu.

»Entschuldige die Verspätung«, sagte sie und setzte sich. »Ich hab keinen Parkplatz gefunden.«

»Freitagmittag ist es immer voll hier. Ich glaube, viele starten schon früh ins Wochenende.«

»Kann gut sein.« Sie zeigte auf mein fast leeres Glas. »Du auch, wie ich sehe.«

»Warum nicht? Ich bin dieses Wochenende ein freier Mann.«

»Schon, aber du musst trotzdem noch fahren.«

»Das weiß ich.«

Bedächtig faltete sie ihre Serviette auseinander und mied dabei meinen Blick. »Was macht die Arbeit?«

»Besser. Ich habe einen zweiten Kunden. Einen Schönheitschirurgen.«

»Das freut mich für dich. London weiß, dass ich sie heute abhole, oder?«

»Ja«, sagte ich. »Das Gästezimmer ist schon vorbereitet.«

»Würde es dich stören, wenn ich ins Schlafzimmer gehe? Natürlich beziehe ich dann wieder neu.«

»Nein, kein Problem. Wir sind schließlich immer noch verheiratet.«

Ich glaubte, ein Aufblitzen von Genervtheit zu erkennen, das so schnell verschwand, wie es gekommen war.

»Danke«, sagte sie. »Ich möchte nur, dass London ein schönes Wochenende hat.«

»Das gelingt euch sicherlich.«

Vivian wandte sich zum Fenster und betrachtete die Straße, dann schien ihr etwas einzufallen. Sie holte ihr Handy aus der Handtasche und tippte und scrollte darauf herum. In der Stille trank ich mein Glas aus. Endlich legte sie das Gerät beiseite und lächelte verkniffen.

»Sorry. Ich musste nur kurz meine E-Mails checken. Ich hing fast die gesamte Fahrt nach Charlotte am Telefon.«

»Wie war der Verkehr?«

»Ziemlich heftig. Und wir sind erst spät gestern Abend aus Houston

zurückgekommen. Die Nacht davor waren wir in Savannah. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich auf ein ruhiges Wochenende freue.«

Das Wörtchen *wir* versuchte ich zu ignorieren. Es war immerhin besser als *Walter*, aber dennoch schmerzhaft. Da ich schwieg, griff Vivian nach der Speisekarte. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein so steifes Gespräch mit ihr geführt zu haben.

»Weißt du schon, was du nimmst?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich nur eine Suppe. Ich hab keinen besonderen Hunger.«

Sie hob den Kopf und schien mich zum ersten Mal richtig anzusehen. »Du hast

abgenommen. Joggst du noch?«

»Jeden Morgen. Sieben Kilo sind weg.« Dass viel von dem Gewichtsverlust der Trennung und meiner Appetitlosigkeit geschuldet war, verschwieg ich.

»Das sieht man an deinem Gesicht«, sagte sie. »Du hattest einen leichten Ansatz zu hängenden Wangen, aber der ist jetzt fast weg.«

Merkwürdig, dachte ich, dass sie ein Kompliment machen und gleichzeitig einen Seitenhieb unterbringen konnte. Ich fragte mich, ob sie immer noch mit Spannerman ins Fitnessstudio ging und ob sie ihn jemals auf seine hängenden Wangen ansprach. Wahrscheinlich nicht.

»Hast du dir schon überlegt, was du am

Wochenende mit London unternehmen willst?«, fragte ich.

»Nicht richtig. Sie soll entscheiden, was sie machen will.« Vivian überflog die Speisekarte, was allerdings nicht lange dauerte. Selbst ich wusste, dass sie einen Salat bestellen würde, die Frage war nur, welchen. Kurz nachdem sie die Karte weggelegt hatte, erschien der Kellner am Tisch. Vivian bestellte einen ungesüßten Eistee und einen asiatischen Salat, ich Rindfleischsuppe mit Gemüse. Dann nippte sie an ihrem Wasser und fuhr mit dem Finger über das beschlagene Glas. Wie ich wusste sie offenbar nicht, was sie sagen sollte.

»Also«, begann ich schließlich. »Du

wolltest mit mir reden?«

»Es geht hauptsächlich um London. Ich mache mir Sorgen um sie. Sie ist nicht daran gewöhnt, dass ich so viel weg bin. Es ist schwer für sie.«

»Sie kommt ganz gut klar.«

»Dir erzählt sie nicht alles. Ich wünschte nur, es gäbe eine Möglichkeit, sie häufiger zu sehen.«

Ich hätte darauf hinweisen können, dass sie ja nach Hause kommen konnte, aber das wusste sie vermutlich bereits.

»Ich habe mit Walter gesprochen, und in Anbetracht der vielen Fahrerei, die in den nächsten Monaten vor mir liegt, kann ich sie unmöglich jetzt schon nach Atlanta holen. Ich bin drei bis vier

Nächte pro Woche auf Reisen und hatte immer noch keine Zeit, ihr Zimmer einzurichten oder nach einem Kindermädchen zu suchen.«

Eine Woge der Erleichterung durchströmte mich, aber ich wollte mich vergewissern, sie richtig verstanden zu haben. »Du hältst es also für das Beste, wenn London weiter bei mir wohnt?«

»Nur für eine Weile. Ich gebe meine Tochter nicht auf. Du und ich, wir wissen beide, dass Töchter ihre Mutter brauchen.«

»Ihre Väter auch.«

»Du kannst sie ja trotzdem sehen. Ich bin keine Frau, die ihr Kind nicht zu seinem Vater lässt. Aber ich habe sie nun

mal großgezogen. An mich ist sie gewöhnt.«

Ihr Kind. Nicht *unser* Kind.

»Jetzt ist es anders. Sie geht in die Schule, und du arbeitest.«

»Wie dem auch sei«, sagte Vivian. »Auch wenn ich oft auf Reisen bin, möchte ich sie so viel wie irgend möglich sehen. Ich wollte mich nur vergewissern, dass du damit kein Problem hast.«

»Natürlich nicht. Warum sollte ich?«

»Weil du wütend und verletzt bist und mich vielleicht ebenfalls verletzen willst. Ich meine, du hast nicht mal mit mir gesprochen, bevor du die Kreditkarten gekündigt hast. Du hast es einfach gemacht. Du weißt, dass du hättest

anrufen sollen, oder?«

Ich blinzelte und dachte an das geheime Konto, das sie eingerichtet hatte. »Im Ernst?«

»Ich meine ja nur. Das war nicht ganz die feine englische Art.«

Ihre Unverfrorenheit war so verblüffend, dass ich sie nur anstarren konnte. Der Kellner brachte den Eistee, und als er ihn abstellte, klingelte Vivians Handy. Sie warf einen Blick darauf und erhob sich.

»Da muss ich dran.«

Sie ging nach draußen. Von meinem Platz aus konnte ich sie sehen, zwang mich aber, mich abzuwenden. Ich kaute auf ein paar Eiswürfeln, bis der Kellner

ein Brotkörbchen und Butter brachte, dann knabberte ich an einer Scheibe und lauschte geistesabwesend dem Gemurmel um mich herum. Nach einer Weile kehrte Vivian an den Tisch zurück.

»Entschuldige«, sagte sie. »Das war beruflich.«

Mir egal, dachte ich und machte mir nicht die Mühe, etwas zu entgegnen.

Unser Essen kam. Vivian schnitt ihren Salat in mundgerechte Bissen. Die Suppe roch köstlich, doch mir hatte es den Appetit verschlagen. Das bisschen Brot nahm den gesamten Platz in meinem Magen ein. Trotzdem zwang ich mich, einen Löffel zu essen.

»Es gibt noch was, worüber wir

sprechen müssen«, begann sie schließlich wieder.

»Und zwar?«

»Was wir zu London sagen. Wir sollten uns am besten am Sonntag mit ihr unterhalten, bevor ich fahre.«

»Warum?«

»Weil sie wissen muss, was los ist, aber so, dass sie es versteht. Wir müssen es so einfach wie möglich erklären.«

»Ich weiß nicht, was das heißen soll.«

Vivian seufzte. »Wir sagen ihr, dass ich wegen meiner Arbeit in Atlanta wohnen muss und sie eine Zeit lang bei dir bleibt. Und dass wir sie beide immer lieben werden, egal, was passiert. Es ist eigentlich unnötig, sonderlich ausführlich

zu werden, und ich halte das auch nicht für klug.«

Du meinst, ihr erklären, dass du einen anderen liebst?

»Ich kann Liz fragen. Vielleicht gibt sie mir ein paar Tipps.«

»Von mir aus, aber sei vorsichtig.«

»Warum denn?«

»Weil sie nicht deine Therapeutin ist, sondern die Partnerin deiner Schwester. Ich nehme an, dass sie deine Partei ergriffen hat und dir einreden will, dass ich die Böse bin.«

Aber du bist *die Böse!*

»Das würde sie nie tun.«

»Ich warne dich ja nur. Außerdem halte ich es für keine gute Idee, wenn wir

London erzählen, was mit uns los ist. Es wäre besser, wenn sie sich erst daran gewöhnt, dass wir getrennt sind. Dann ist es später nicht so ein Schock für sie.«

»Was?«

»Dass wir uns scheiden lassen.«

Ich legte den Löffel ab. Obwohl ich geahnt hatte, dass das Wort früher oder später fallen würde, erschrak ich in dem Moment.

»Sollten wir uns nicht, bevor wir von Scheidung reden, an einen Therapeuten wenden? Um zu sehen, ob wir noch etwas retten können?«

»Nicht so laut, bitte. Das ist nicht der Ort oder die Zeit dafür.«

»Ich bin nicht laut«, sagte ich.

»Doch. Du hörst dich selbst nicht, wenn du sauer bist. Du bist dann immer laut.«

Ich kniff mir in den Nasenrücken und atmete tief durch. »Also gut.« Ich zwang mich, noch leiser zu sprechen. »Willst du es nicht wenigstens noch mal versuchen?« Jetzt war ich im Lärm des Lokals kaum zu hören.

»Du brauchst nicht zu flüstern«, gab sie zurück. »Ich habe dich nur gebeten, leiser zu sprechen.«

»Ist ja gut«, sagte ich. »Wechsle nicht ständig das Thema.«

»Russ –«

»Ich liebe dich noch. Ich werde dich immer lieben.«

»Und ich habe dir gerade gesagt, dass

das hier nicht der richtige Moment für dieses Gespräch ist! Wir sind hier, um über London zu sprechen und warum sie wahrscheinlich erst mal bei dir wohnen bleiben sollte und was wir am Sonntag zu ihr sagen. Um uns geht es jetzt nicht.«

»Willst du nicht über uns reden?«

»Ich merke schon, dass man mit dir keine normale Unterhaltung führen kann.«

»Aber ich versuche doch, mit dir zu reden.«

Sie nahm einen Bissen Salat und legte dann ihre Serviette auf den Tisch. »Du hörst nie zu! Wie oft muss ich dir noch sagen, dass hier nicht der richtige Ort und die richtige Zeit ist, um über uns zu

sprechen? Ich habe es freundlich probiert, ich dachte, ich wäre klar und deutlich gewesen, aber du hast wahrscheinlich einfach andere Vorstellungen. Also gehe ich wohl besser, bevor du mich noch anschreist, okay? Ich möchte nur ein schönes Wochenende mit meiner Tochter verleben.«

»Bitte«, sagte ich. »Du musst nicht gehen. Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht aufregen.«

»Ich bin nicht diejenige, die sich aufregt«, sagte sie. »Das bist du.«

Damit stand sie auf und marschierte aus dem Lokal. Als sie weg war, blieb ich ein paar Minuten unbeweglich sitzen, bis ich schließlich den Kellner um die Rechnung

bat. Ich spulte das Gespräch im Kopf noch einmal ab und fragte mich, ob ich wirklich zu laut gewesen oder ob das nur eine praktische Ausrede für Vivian gewesen war, um das Treffen vorzeitig abbrechen zu können.

Denn es gab ja keinen Grund mehr für sie zu bleiben.

Nicht nur liebte sie einen anderen; im Hinblick auf das Wochenende hatte sie alles bekommen, was sie wollte.

Kapitel 16

Lichtblicke

Ich mochte Liz sofort, aber ich muss gestehen, ich war erstaunt, dass es meinen Eltern genauso ging. Obwohl sie akzeptiert hatten, dass Marge lesbisch war, hatte ich oft den Eindruck, dass sie mit ihren Freundinnen nicht so recht warm wurden. Es lag natürlich an ihrer Generation, denn sie waren beide in einer Zeit aufgewachsen, in der unkonventionelle Lebensentwürfe üblicherweise nicht offen gelebt wurden. Abgesehen davon hatte es allerdings auch mit dem Frauentyp zu tun, den Marge anfangs

bevorzugte. Ihre Freundinnen waren häufig etwas rau und neigten zu einer derben Ausdrucksweise, was meinen Eltern die Röte ins Gesicht trieb.

Marge erzählte mir, sie habe Liz bei der Arbeit kennengelernt. Kanzleien von Wirtschaftsprüfern sind nun nicht unbedingt klassische Kontaktbörsen, aber Liz war gerade in eine neue Praxisgemeinschaft eingestiegen und brauchte Hilfe bei der Buchhaltung. Marge hatte einen Termin frei, und als Liz die Kanzlei verließ, hatten sich die beiden auf ein Glas Wein und den Besuch einer Vernissage in Asheville verabredet.

»Du willst in eine Galerie?«, fragte ich Marge damals. Wir hatten uns nach der Arbeit getroffen, in einer dieser Bars mit

Neonreklame und dem leicht ranzigen Geruch von verschüttetem Alkohol. Damals war das eine von Marges Lieblingskneipen.

»Warum denn nicht?«

»Vielleicht, weil du mit Kunst nichts anfangen kannst?«

»Wer sagt das?«

»Du. Als ich dir ein paar von Emilys Bildern zeigen wollte, hast du gesagt, ich zitiere, ›mit Kunst kann ich nichts anfangen‹.«

»Vielleicht bin ich in den vergangenen Jahren reifer geworden.«

»Oder vielleicht hat Liz dich einfach umgehauen.«

»Sie ist interessant«, gab sie zu. »Und auch sehr klug.«

»Ist sie hübsch?«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Reine Neugier.«

»Ja, sie ist sehr hübsch.«

»Lass mich raten. Die Vernissage war ihre Idee?«

»Ja, und?«

»Fährt sie Motorrad? Trägt am liebsten Lederjacken?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Was macht sie beruflich?«

»Sie ist Ehe- und Familientherapeutin.«

»Mit Therapeutinnen kannst du doch auch nichts anfangen.«

»Nur mit meiner nicht. Na ja, die letzte war okay, aber die anderen mochte ich nicht sonderlich. Wobei ich damals eine solche Wut mit mir rumgetragen habe, dass ich

vermutlich keinen Therapeuten gemocht hätte.«

»Hast du Liz schon von deinen Aggressionsproblemen erzählt?«

»Das ist doch längst vorbei. So bin ich nicht mehr.«

»Schön zu wissen. Wann lerne ich sie kennen?«

»Findest du das nicht ein bisschen verfrüht? Wir haben uns gerade erst einmal verabredet.«

»Also gut. Dann eben nach der Verabredung.«

Letzten Endes dauerte es knapp zwei Wochen. Ich lud die beiden in meine Wohnung ein und grillte auf meiner Mini-Terrasse Steaks. Liz brachte den Nachtisch

mit, und wir drei teilten uns eine Flasche Wein. Ich brauchte ganze dreißig Sekunden, um mich in Liz' Gegenwart wohlzufühlen, und es war offensichtlich, dass sie schon viel für meine Schwester empfand. Ich sah, wie aufmerksam sie ihr zuhörte, wie fröhlich sie lachte und wie sehr sie sich bereits auf Marges verborgene, emotionale Seite eingestellt hatte. Als die beiden schließlich gehen wollten, nahm Marge mich kurz beiseite.

»Wie findest du sie?«

»Ich finde sie toll.«

»Zu toll für mich?«

»Was soll der Quatsch?«

»Ich kapiere überhaupt nicht, was sie in mir sieht.«

»Machst du Witze? Du bist großartig. Du

hast sie den ganzen Abend zum Lachen gebracht.«

Marge wirkte nicht überzeugt, nickte aber. »Danke für die Einladung. Auch wenn die Steaks verbrannt waren.«

»Bis dann, Marge. Gern geschehen.«

»Hab dich lieb.«

»Nur, weil ich es mit dir aushalte.«

Es verging ein weiterer Monat, bis Marge Liz meinen Eltern vorstellte. Es war ein Samstagnachmittag. Innerhalb von Minuten verschwand Liz in der Küche, um meiner Mutter zu helfen, und die beiden plauderten wie alte Freundinnen. Mein Dad saß mit Marge vor dem Fernseher. Ich war ebenfalls dabei – nicht, dass die beiden es bemerkt hätten.

»Was hältst du davon, Dad?«, fragte Marge während einer Werbepause.

»Wovon?«

»Von Liz.«

»Sie scheint sich gut mit deiner Mutter zu verstehen.«

»Magst du sie?«

Mein Vater trank einen Schluck Bier. »Das ist unwichtig.«

»Du magst sie nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber meine Meinung über sie ist unwichtig. Das Einzige, was zählt, sind deine Gefühle. Wenn du weißt, warum du sie magst, und sie gut genug für dich ist, dann ist sie gut genug für deine Mutter und mich.«

In dem Moment wurde das Spiel fortgesetzt,

woraufhin mein Dad in Schweigen versank. Ich dachte damals, dass mein Dad einer der schlausten Männer war, denen ich je begegnet war.

★

Nach dem Mittagessen mit Vivian fuhr ich ins Büro zurück, stand aber völlig neben mir. Das verstärkte sich noch, als es drei Uhr wurde und mir zunehmend Londons Gesellschaft fehlte. So wichtig es für London auch war, Zeit mit Vivian zu verbringen, ich war nicht ganz davon überzeugt, dass ich dazu das gesamte Wochenende unsichtbar bleiben musste. Ich hätte mich dagegen wehren sollen, aber immer noch wollte ich es Vivian

recht machen, was ein Charakterfehler von mir war und vor allem am Offensichtlichen nichts änderte: Wenn ich es ihr vorher nicht recht machen konnte, warum um alles in der Welt sollte es mir jetzt gelingen?

Ich wünschte mir, anders zu sein. Besser gesagt wünschte ich mir, eine stärkere Version meiner selbst zu sein. Brauchte ich professionelle Hilfe? Würde das etwas ändern? So wie ich mich kannte, würde ich letzten Endes versuchen, es meinem Therapeuten recht zu machen.

★

Um kurz nach fünf verließ ich das Büro

und fuhr zu Marge. Ich war fest entschlossen, die Gespräche über Vivian auf ein Minimum zu reduzieren, da selbst ich sie leid war, doch dieser Vorsatz hielt ungefähr zwölf Sekunden. Das ganze Abendessen über jammerte ich, und Marge und Liz stärkten mir wie immer den Rücken. Nicht nur meine Platte hatte einen Sprung, sondern ihre ebenfalls, wobei ich ihre Beteuerungen, alles werde wieder gut, nicht ganz glauben mochte.

Hinterher schleiften sie mich ins Kino. Wir suchten einen lustigen Film aus, eine dieser Geschichten, in denen Helden mit kleinen Schwächen gegen Superschurken kämpfen, die unbedingt die Erde zerstören wollten. Dennoch fiel es mir

schwer abzuschalten. Immer wieder schweiften meine Gedanken zu Vivian und London ab. Was sie wohl am Nachmittag unternommen und was es zum Essen gegeben hatte, ob meine Frau mit einer Zeitschrift im Wohnzimmer saß, nachdem London ins Bett gegangen war. Ob sie Spannerman angerufen hatte und wenn ja, wie lange sie telefoniert hatten.

Nach dem Film versuchte ich zu lesen. Es lagen ein paar Bücher im Gästezimmer, aber mich in einen Roman zu vertiefen war unmöglich. Also gab ich es auf, schaltete das Licht aus und warf mich stundenlang hin und her, bis ich endlich einschlief.

Zwei Stunden vor Morgengrauen war ich wieder wach.

★

Am Samstag um Viertel vor elf klingelte mein Handy. Ich war schon gejoggt, hatte geduscht, mit Marge und Liz Kaffee getrunken und ein paar Fragen für die Patientenvideos des Schönheitschirurgen notiert. Man bekam viel mehr erledigt, wenn man praktisch mitten in der Nacht aufwachte.

Als ich das Telefon aus der Tasche zog, sah ich, dass es Vivian war.

»Hallo?«

»Hallo, Russ. Störe ich?«

»Nein, nein. Was gibt's denn? Ist mit

London alles in Ordnung?«

»Ihr geht's gut. Aber ich habe die Vase für den Kunstkurs vergessen und wollte dich fragen, ob du sie uns vielleicht bringen könntest. Ich bin schon fast im Atelier, wenn ich jetzt umkehre, kommt sie viel zu spät.«

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich beeile mich.«

Ich legte auf und holte meinen Schlüssel.

Hinter mir hörte ich Marge rufen: »Wo willst du hin?«

»Vivian hat angerufen. Ich muss London die Vase bringen, die sie letzte Woche getöpfert hat.«

»Dann aber hopp, hopp, Seehund.«

»Seehund?«

»Sie befiehlt, und du gehorchst. Wenn du Glück hast, wirft sie dir vielleicht einen Fisch zu.«

»Ich mach das für London, nicht für Vivian«, blaffte ich.

»Rede dir das nur ein.«

Meine Verärgerung über ihre Bemerkung ließ unterwegs nach. Wenn mehr Ampeln grün als rot waren, käme ich fast rechtzeitig zu Kursbeginn.

Im Auto ging mir durch den Kopf, ob London Vivian wohl von den gelben Blumen und rosa Mausen erzählt hatte. Ich musste lächeln. *Mausen*. Es hatte bei ihr so niedlich geklungen, dass ich sie nicht verbessern wollte. Obwohl es erst

ein Tag war, vermisste ich meine Tochter und hätte sie gern gesehen, und wenn nur ein paar Sekunden.

Tatsächlich war auf der Fahrt zum Atelier eine Ampel nach der anderen grün, offenbar erkannte der liebe Gott die Dringlichkeit meiner Mission.

Vivian stand vor dem Gebäude. Sie kam sofort auf mein Auto zu und bedeutete mir, das Fenster zu öffnen.

Ich gab ihr die Vase.

»Danke«, sagte sie. »Ich bring sie schnell rein.«

Ich schrumpelte zusammen wie ein alter Luftballon. »Nur ganz kurz, hattet ihr es schön gestern?«

Sie hatte sich schon wieder umgedreht.

»Ja, super. Ich rufe dich morgen an, wann du kommen sollst.«

»Kannst du London kurz zu mir rausschicken?«

»Das geht nicht, sie haben schon angefangen.« Ohne ein weiteres Wort verschwand sie im Atelier, und ich dachte, dass Seehunde es eigentlich gut hatten.

Wenigstens bekamen sie eine Belohnung.

★

Ich wollte nicht sofort zu Marge zurückfahren. Vivians Verhalten hatte mir schlechte Laune gemacht, was durch den Schlafmangel noch verstärkt wurde.

Koffein, dachte ich. Ich brauchte Koffein, also ging ich in das Café. Mit Sicherheit wäre es Vivian lieber gewesen, ich hätte mir ein anderes gesucht, für den unwahrscheinlichen Fall, dass London mich sehen könnte. Aber ausnahmsweise war mir egal, ob sie sauer wurde. Nein, ich wollte sogar, dass sie sauer auf mich war.

Vielleicht, dachte ich, war das der erste Schritt zur Besserung. Ganz in Gedanken versunken, drückte ich die Tür auf und hörte plötzlich meinen Namen.

»Russ?«

Ich erkannte die Stimme sofort und entdeckte Emily an einem Tisch, vor sich eine Zeitung und ein Glas Tee. Mit ihren

dicken, sich in der Hitze kräuselnden Haaren, einem lässigen, in eine ausgebleichte kurze Jeans gesteckten T-Shirt und Sandalen war sie auf eine natürliche Art schön. Bei ihrem Anblick verflüchtigte sich meine Wut. »Ach, hallo, Emily«, begrüßte ich sie und konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Statt mich an der Theke anzustellen, steuerte ich unwillkürlich auf ihren Tisch zu. »Lange nicht gesehen. Wie geht es dir?«

»Gut, danke. In den letzten Wochen war irrsinnig viel los.«

Bei mir auch, dachte ich. »Was denn so?«

»Ich musste ein paar Bilder für die

Galerie fertigstellen, außerdem war David da. Deshalb war ich viel unterwegs.«

»Du hattest erzählt, dass er kommt. Wie lange bleibt er denn noch?«

»Es ist sein letztes Wochenende. Am Dienstag fliegt er zurück nach Sydney.«

Während sie sprach, funkelte das Licht in ihren grünbraunen Augen und löste Erinnerungen aus, die die Zeit zurückzudrehen schienen. Ich zeigte auf die Theke, und die Worte sprudelten heraus, ehe ich sie aufhalten konnte. »Bist du noch ein paar Minuten da? Ich will mir was zu trinken holen.«

»Ja, klar. Der Himbeertee ist großartig.«

Ich nahm ihren Rat an, bestellte und

trug mein Glas an den Tisch. Inzwischen hatte sie die Zeitung zusammengefaltet, um Platz zu schaffen.

»Und was ist bei dir so passiert?«, fragte sie.

»Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.«

»Hast du diese Werbespots gedreht, für den Anwalt?«

»Ja. Sie sind gerade beim Cutter, und der erste wird hoffentlich in zwei Wochen ausgestrahlt. Nächste Woche machen wir den nächsten. Und ich habe einen Schönheitschirurgen als neuen Kunden.«

»Taugt der was? Falls ich seine Dienste benötige?«

»Das hoffe ich. Aber du brauchst so was doch nicht.«

»Nette Antwort«, sagte sie. »Auch wenn es nicht stimmt. Und Glückwunsch zum neuen Auftrag. Du hattest dir ja Sorgen gemacht, und es freut mich, dass es läuft.«

»Ein paar Kunden brauche ich noch, bevor ich erleichtert aufatme, aber ich habe das Gefühl, endlich auf dem richtigen Gleis zu sein.«

»Und du hast abgenommen, wie man sieht.«

»Sieben Kilo.«

»War das Absicht? Meiner Ansicht nach hattest du es nicht nötig.«

Unwillkürlich verglich ich ihre Reaktion mit Vivians Kritik.

»Das ein oder andere Kilo wäre ich gern noch los. Ich gehe wieder laufen, mache Liegestütze, all solche Sachen.«

»Scheint zu funktionieren. Du siehst großartig aus.«

»Du auch«, sagte ich. »Und du musstest also viel für die Galerie malen?«

»Ich habe nonstop gearbeitet. Aus unerfindlichen Gründen wurden praktisch sämtliche Bilder letzten Monat innerhalb weniger Tage verkauft. Unterschiedliche Kunden, unterschiedliche Staaten. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht hat es was mit dem Mondzyklus zu tun oder so, aber der Galerist rief an und fragte, ob ich noch mehr auszustellen hätte. Um es kurz zu

machen, ich hatte einige angefangene Bilder und habe beschlossen, sie fertig zu malen. Acht habe ich geschafft, die anderen dauern noch ein bisschen. Ich habe sie lange, lange angestarrt, bearbeitet, durch unterschiedliche Materialien ergänzt … es ist, als wollten sie mir mitteilen, wie sie werden sollen, aber leider kann ich nicht alle richtig hören.«

»Heutzutage gibt es ja sehr leistungsfähige Hörgeräte.«

»Was du nicht sagst«, antwortete sie in gespieltem Erstaunen. »Das könnte die Lösung sein.«

»Mehr kann ich leider nicht helfen. Ich bin kein Künstler.«

Sie lachte. »Wie ging es London heute Morgen? Bodhi konnte kaum erwarten, sie zu sehen. Ich würde ja sagen, er ist in sie verliebt, aber eigentlich ist er noch zu klein für so was.«

Es wäre leicht gewesen, zu lügen und etwas Unverfängliches zu sagen, aber als ich Emily gegenübersaß, wollte ich das nicht.

»Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht. Sie war bei Vivian.«

»Was machst du dann hier?«

»Vivian hatte die Vase vergessen, und ich habe sie gebracht.«

»Ja.« Emily nickte. »Von dem Projekt habe ich vorhin gehört. Wir waren letzte Woche nicht da, deshalb wird Bodhi

seine wohl heute töpfern. David ist jetzt gerade bei ihm.«

»Dann sollte ich auch fragen, warum du hier bist.«

»Ich habe Bodhi hergefahren. David wohnt im Hotel, was ihm nichts ausmacht, aber Bodhi schläft dort nicht gut, deshalb übernachtet er immer bei mir. Das bedeutet natürlich viel Hin und Her. Das Gute ist, dass ich Zeit zum Arbeiten hatte, weil David sich oft um ihn gekümmert hat. In dem Versuch, so viele Erinnerungen zu schaffen wie möglich, schätze ich. Heute zum Beispiel gehen sie noch zum Gokart.«

»Das ist doch prima, oder nicht?«

»Natürlich«, sagte sie weniger

begeistert, als ich erwartet hatte. »Was David nur nicht versteht, ist, dass es dadurch für Bodhi umso schwerer wird, wenn sein Vater wieder weg ist.«

»Hast du ihm das gesagt?«

»Wie denn? Auch wenn er kein guter Partner für mich war, ist er doch ein ziemlich liebevoller Vater. Und auch kein schlechter Mensch. Er hat uns ermöglicht, in dem Haus zu bleiben und die richtige Schule für Bodhi auszusuchen. Er war mehr als großzügig bei unserer Scheidungsvereinbarung.«

Bei dem Wort *Scheidung* dachte ich an Vivian und unser Gespräch beim Essen und musste wohl zusammengezuckt sein.

»Entschuldige«, sagte Emily hastig. »Ich

gebe mir wirklich Mühe, nicht andauernd von David zu reden. Ich weiß auch nicht, warum sein Name sich immer einschleicht.«

»Das ist es nicht.« Ich umklammerte mein Teeglas mit beiden Händen. »Vivian hat mich verlassen.«

Emily riss den Mund auf. »O mein Gott«, hauchte sie schließlich. »Das ist ja schrecklich! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Viel gibt es da nicht zu sagen.«

»Bist du sicher, dass es nicht nur eine vorübergehende Trennung ist?«

»Ja, ziemlich. Gestern hat sie gesagt, dass wir uns scheiden lassen. Und morgen will sie mit London reden.«

»Was ist denn passiert? Ich meine … stört es dich, wenn ich frage? Du musst natürlich nicht antworten.«

»Sie hat sich in ihren Chef verliebt, Walter Spannerman. Und jetzt wohnt sie in Atlanta.«

»Ach du liebes bisschen. Wie geht es dir?«

»Manchmal okay, dann wieder nicht so.«

Sie nickte mit sanfter Miene. »Ich verstehe genau, was du meinst. Wann ist das alles passiert? Wie gesagt, du musst mir natürlich nichts erzählen.«

Ich dachte darüber nach und trank einen Schluck Tee. Obwohl ich mich endlos mit Marge und Liz unterhalten

hatte, spürte ich weiterhin das Bedürfnis, das Ganze verbal zu verarbeiten.

»Ich würde es dir gern erzählen, aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.« Ich sah aus dem Fenster.

Emily beugte sich über den Tisch. »Was hast du heute Nachmittag vor?«

»Nichts eigentlich«, sagte ich.

»Hast du Lust auf einen Spaziergang?«

»Das hört sich großartig an.«

★

Ich folgte Emily im Auto. Nach einer Weile bog sie ab auf eine Privatstraße zum Gelände eines Country Clubs mit einem Mitgliedsbeitrag, der meine Verhältnisse leicht überstieg. Sie parkte

auf einem schattigen Platz nicht weit vom Übungsgrün, und ich stellte mich neben sie.

»Ist das okay?«, fragte sie.

»Ein Golfplatz?«

»Es ist ein wunderschöner Weg. Ich bin hier drei- oder viermal die Woche. Normalerweise morgens.«

»Dann bist du also Mitglied?«

»David liebt Golf«, sagte sie.

Wir spazierten an einem der üppig grünen Fairways entlang. Emily hatte recht, stellte ich fest. Das Gelände war sehr gepflegt und großzügig von Hartriegel, Magnolien und Lebenseichen gesäumt. Es gab ordentlich gestutzte Azaleen und Teiche, die unter dem

blauen Himmel glitzerten. Eine sanfte Brise hielt die Temperatur erträglich.

»Also, was ist passiert?«, fragte sie, und im Verlaufe der neun oder zehn Löcher, die wir abwanderten, erzählte ich ihr alles. Vielleicht hätte ich das nicht tun sollen; vielleicht hätte ich mich besser zurückgehalten, aber als ich erst angefangen hatte, schien der Wortfluss nicht aufzuhalten. Ich redete und redete und beantwortete Emilys Fragen. Ich sprach von Vivians und meiner Ehe und den ersten Jahren mit London, davon, wie wichtig es mir gewesen war, meine Frau glücklich zu machen, meinem ewigen Wunsch, ihr zu gefallen. Ich erzählte vom vergangenen Jahr und was

für ein Nervenbündel ich war, seit Vivian weg war. Ich sagte, dass ich mich wie jemand fühlte, der dachte, er kenne die Spielregeln, und auf einmal feststellte, dass die falsche Anleitung in der Schachtel lag.

»Danke fürs Zuhören«, sagte ich am Ende.

»Gern geschehen. Ich habe das ja auch erlebt und kann es gut nachvollziehen, glaub mir. Das Jahr, in dem David ausgezogen ist, war das schlimmste meines Lebens. Die ersten Monate waren grauenhaft, ununterbrochen habe ich mich gefragt, ob es richtig gewesen war, ihn wegzuschicken. Es hat bestimmt vier oder fünf Monate gedauert, bis ich

mich wieder ansatzweise wie ich selbst gefühlt habe.«

»Und wie geht es dir jetzt?«

»Besser.« Sie grinste schief. »Na ja, meistens. Es ist seltsam, aber je mehr Zeit vergeht, desto weniger kann ich mich an das Schlechte erinnern. Nur das Gute bleibt. Bevor Bodhi auf die Welt kam, lagen wir zum Beispiel sonntagsvormittags gern lange mit Kaffee und Zeitung im Bett. Wir haben gar nicht unbedingt viel geredet, aber ich weiß noch genau, wie gemütlich das war. Und wie gesagt, David war immer ein guter Vater. Wenn ich doch die guten Sachen vergessen könnte, das würde alles so viel einfacher machen.«

»Klingt wirklich schrecklich.«

»Das Schlimmste ist oft der Streit um Geld. Dann kann es unschön werden.«

»Ist das bei euch so?«

»Nein, zum Glück nicht. David ist mehr als großzügig mit dem Unterhalt, sonst kämen wir gar nicht hin. Es ist natürlich hilfreich, dass seine Familie stinkreich ist und er sehr gut verdient, aber ich glaube auch, dass er ein schlechtes Gewissen hat. Er ist ja kein übler Kerl, nur eben kein sonderlich toller Ehemann. Außer, man hat nichts gegen ständige Seitensprünge.«

»Verständlich, dass man das unter Umständen problematisch findet.«

Ich spürte Emilys Blick auf mir ruhen.

»Vielleicht kommt sie ja zurück. So was gibt es.«

Ich dachte an das Mittagessen und Vivians Verhalten, als ich ihr die Vase brachte. Und an das, was Liz gesagt hatte.

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Selbst wenn sie merkt, dass es ein Fehler war?«

»Ich kann es mir nicht vorstellen. Auf mich macht es den Eindruck, als wäre sie schon lange unglücklich mit mir. Ich habe versucht, ein guter Ehemann und Vater zu sein, aber es war nie genug. Es kommt mir wie ein Scheitern vor.«

»Das kann ich verstehen. Den meisten geht es so, glaube ich.«

»Bei Vivian bin ich mir da nicht so sicher. Ihr scheint es völlig egal zu sein.«

»Das täuscht«, widersprach Emily. »Sie leidet bestimmt auch. Das Ende einer Ehe ist für niemanden leicht. Aber sie liebt einen anderen, das lenkt stark ab. Sie denkt nicht so viel über euch beide nach wie du. Was bedeutet, dass es ihr nicht so oft schlecht geht wie dir.«

»Dann brauche ich auch Ablenkung, glaube ich.«

»Ja, genau. Vielleicht ungefähr Mitte zwanzig, Cheerleader-Typ? Oder Fitnesstrainerin? Vielleicht eine Tänzerin!« Als ich eine Augenbraue hochzog, fuhr sie achselzuckend fort: »Das waren Davids Vorlieben. Wobei er

natürlich im Notfall mit jeder ins Bett gegangen wäre.«

»Das tut mir leid.«

»Mir nicht. Er ist jetzt nicht mehr mein Problem«, sagte sie. »Er hat eine neue Freundin in Sydney. Mir hat er sogar erzählt, dass er ans Heiraten denkt.«

»Jetzt schon?«

»Es ist sein Leben. Ich würde ihm raten, noch ein bisschen zu warten, aber er hat mich nicht gefragt, also habe ich nichts gesagt. Und außerdem sind wir geschieden. Er kann machen, was er will.«

Ich steckte eine Hand in die Hosentasche. »Wie schaffst du das? Dich nicht darüber zu ärgern, meine ich.

Wenn ich an Vivian und Walter denke, werde ich so wütend! Ich kann mich davon nicht lösen.«

»Es ist halt noch zu neu. Und ich bin auch nicht so tough, wie es klingt. Es tat trotzdem weh, als er es mir erzählt hat, niemand lässt sich gern ersetzen. Obwohl ich damals allen erzählt habe, dass ich David wünsche, glücklich zu sein, wollte ich eigentlich lange Zeit, dass er wie ein Eremit zu Hause sitzt, sich mies fühlt und um das trauert, was er verloren hat.«

Im Geiste übertrug ich das auf Vivian. »Das klingt gut. Wie können wir Vivian dazu bringen?«

Emily lachte. »Wenn es doch nur so

einfach wäre. Expartner sind immer so eine Sache. Am letzten Wochenende hat er doch tatsächlich versucht, bei mir zu landen.«

»Wie bitte? Und was ist mit seiner Freundin?«

»Von der war nicht die Rede. Und ich gestehe, dass ich ungefähr eine Minute lang überlegt habe mitzumachen. Er sieht gut aus, und wir hatten früher schöne Zeiten.«

»Wie kam es denn dazu?«

»Alkohol.« Sie lachte. »Er war den ganzen Tag mit Bodhi unterwegs gewesen, und anschließend ist der Kleine direkt ins Bett gegangen. Ich hatte mir gerade einen Wein eingeschenkt und

habe ihm auch welchen angeboten. Ein Glas führte zum anderen, David war charmant wie immer, und plötzlich lag seine Hand auf meinem Knie. Ich wusste, was er wollte, und …«

Ich wartete ab, während sie ihre Gedanken ordnete. Sie sah mich von der Seite an.

»Ich weiß, dass es bescheuert war, aber es fühlte sich gut an. Es ist lange her, dass ich mich attraktiv und begehrt gefühlt habe. Zum Teil ist es natürlich meine eigene Schuld. Ich habe mich die letzten eineinhalb Jahre vergraben. Ein paar Dates hatte ich zwar, und die Männer waren nett, aber mir war schnell klar, dass ich nicht bereit für eine neue

Beziehung bin. Manchmal wünschte ich, ich könnte einfach mit Männern schlafen, ohne mich wie eine Schlampe zu fühlen, aber so bin ich eben nicht. Ich hatte noch nie einen One-Night-Stand.«

»Moment mal, war da nicht mal dieser Typ auf dem College –«

»Das zählt nicht.« Sie winkte ab. »Den Abend habe ich aus meinem Gedächtnis gelöscht, deshalb ist er nie passiert.«

»Aha«, sagte ich.

»Jedenfalls hat David mich auf den Hals geküsst, und ich dachte mir, ach, warum eigentlich nicht? Zum Glück bin ich wieder zur Vernunft gekommen. Und immerhin hat er die Zurückweisung mit Fassung getragen. Kein Wutanfall, kein

Streit. Nur ein Achselzucken und ein Seufzen, als sei ich diejenige, der etwas entgeht.« Sie schüttelte den Kopf. »Und ich kann nicht glauben, dass ich dir das gerade erzählt habe.«

»Macht doch nichts. Falls es dir hilft, ich werde mich wahrscheinlich nicht daran erinnern. Der Gefühlstornado, den ich momentan erlebe, wirkt sich verheerend auf mein Gedächtnis aus.«

»Darf ich dich was fragen?«

»Klar doch.«

»Was ist mit London?«

»Das ist komplizierter. Vorerst hält Vivian es für besser, wenn sie bei mir wohnt, weil sie beruflich so viel unterwegs ist und noch keine Zeit hatte,

ihre Wohnung einzurichten. Aber danach soll London zu ihr nach Atlanta ziehen.«

»Und wie geht es dir damit?«

»Ich will sie natürlich bei mir behalten, aber ich weiß auch, dass sie ihre Mutter braucht.«

»Was heißt das?«

»Keine Ahnung. Das müssen wir wohl diskutieren. Offen gestanden war ich bisher nicht in dem Zustand, mir ernsthaft Gedanken darüber zu machen.«

»Hast du schon mit einem Anwalt gesprochen?«

»Nein«, sagte ich. »Die Scheidung hat sie erst gestern erwähnt.«

Mittlerweile konnte ich in der Ferne das Gebäude des Clubs erkennen. Wie weit

wir gelaufen waren, wusste ich nicht genau, aber wir waren seit über einer Stunde unterwegs. Mein Magen knurrte.

Emily musste es gehört haben. »Hast du Hunger? Lass uns doch eine Kleinigkeit essen!«

»Wir sind nicht passend angezogen.«

»Wir gehen einfach in die Bar, ganz locker. Da setzen sich die Golfer nach dem Spielen hin.«

So gut mir der Spaziergang mit Emily getan hatte, aber ein Mittagessen, nur wir beide in dem Club, kam mir vor, als würde ich eine Grenze überschreiten. Ich war immer noch verheiratet. Also war es nicht richtig.

Andererseits …

Selbst mir war klar, dass es eigentlich keine Rolle spielte. Was würde Vivian sagen, wenn sie es erführe? Dass ich eine Grenze überschritt? Dass Gerüchte entstehen könnten?

Ich räusperte mich. »Gute Idee.«

★

Das Gebäude war imposant und von außen etwas bieder, innen aber war es renoviert und heller und luftiger, als ich erwartet hatte. Große Fensterfronten boten einen fantastischen Blick auf das achtzehnte Loch. Emily deutete auf einen Tisch in der Ecke, einen der wenigen freien.

»Wie wäre es da drüben?«

»Gern.«

Ich ließ sie vorangehen, und mein Blick wanderte zu den einst vertrauten Konturen ihrer Beine in der kurzen Hose hinab. Sie waren gebräunt und schlank.

Als wir saßen, beugte sich Emily über den Tisch. »Siehst du, unsere Klamotten sind kein Problem. Die Gruppe da kommt gerade vom Tennisplatz.«

»Die waren mir noch gar nicht aufgefallen. Aber gut zu wissen.«

»Hast du hier schon mal gegessen?«

»Ein Mal, im Speisesaal. Jesse Peters ist hier Mitglied, und wir hatten einen Kundentermin.«

»Den sehe ich hin und wieder. Besser gesagt, früher. Ich hab ihn ein paarmal

dabei erwischt, dass er mich angestarrt hat.«

»Das passt zu ihm.«

»Ach, falls es dich interessiert, die Burger sind großartig«, sagte sie. »Der Koch hat tatsächlich mal einen Wettbewerb in einer dieser Fernsehsendungen gewonnen. Dazu gibt es tolle Pommes aus Süßkartoffeln.«

»Einen Burger habe ich schon lange nicht mehr gegessen. Nimmst du einen?«

»Auf jeden Fall.«

Sofort dachte ich, dass Vivian sich niemals einen Burger bestellt und es auch nicht gutgeheißen hätte, wenn ich es tat.

Die Kellnerin kam mit den Speisekarten, aber Emily sagte gleich:

»Wir nehmen beide den Burger. Und ich hätte gern ein Glas Chardonnay.«

»Ich auch, bitte«, sagte ich zu meiner eigenen Überraschung. Der ganze Nachmittag war ohnehin schon verwirrend gewesen, im positiven Sinne. Emily, bemerkte ich, sah aus dem Fenster zum Übungsgrün, dann wandte sie sich wieder an mich.

»Der Kurs ist inzwischen vorbei. Was macht London jetzt, glaubst du?«

»Wahrscheinlich ist Vivian mit ihr essen gegangen. Danach … keine Ahnung.«

»Hat sie dir nichts gesagt?«

»Nein. Unser Treffen gestern war ein bisschen verkrampft.«

»Mein Verhältnis zu David war auch

lange angespannt. Es ist einfach eine schwierige Situation für jeden, und nur wer es erlebt hat, kann das wirklich nachvollziehen.«

»Das hört sich nicht sehr ermutigend an«, stellte ich fest.

»Es stimmt aber. Ohne wirklich gute Freunde hätte ich das nie geschafft. Mit Marguerite und Grace habe ich bestimmt zwei oder drei Stunden pro Woche telefoniert, am Anfang vielleicht auch mehr. Dabei war ich vor der Scheidung mit beiden gar nicht so eng befreundet. Aber sie waren immer für mich da.«

»Echte Lebensretter also.«

»O ja. Und so jemanden wirst du auch brauchen, zwei oder drei Menschen, mit

denen du wirklich reden kannst. Es war seltsam, ich hatte erwartet, dass meine Schwester Jess oder meine damals beste Freundin Dianne meine größten Stützen wären. Aber es hat sich anders entwickelt.«

»Wie meinst du das?«

»Es ist schwer zu beschreiben, aber Marguerite und Grace haben immer im richtigen Moment das Richtige gesagt, auf die richtige Art. Jess und Dianne nicht. Manchmal haben sie mir Ratschläge gegeben, die ich nicht hören wollte, oder sie haben mein Verhalten hinterfragt, wenn ich eigentlich Bestärkung brauchte.«

Ich überlegte, auf wen ich mich stützen

konnte. Auf Marge und Liz natürlich, aber sie zählten eigentlich nur als eine. Dass meine Mutter zu emotional war und mein Vater nicht wusste, was er sagen sollte, war mir bereits klar. Freunde, stellte ich fest, hatte ich eigentlich nicht. Vor lauter Arbeit und Familie hatte ich seit Londons Geburt die meisten Freundschaften einschlafen lassen.

»Marge und Liz sind toll«, sagte ich.

»Das wundert mich nicht. Marge mochte ich immer.«

Das beruht auf Gegenseitigkeit, dachte ich.

Jetzt brachte die Kellnerin die Weingläser. Emily griff nach ihrem. »Auf Marge, Liz, Marguerite, Grace, Bodhi

und London.«

»Die Kinder auch?«

»Bodhi war letzten Endes der Grund, warum ich nicht zusammengebrochen bin. Seinetwegen durfte ich das nicht. Mit London wird es genauso sein.«

Sobald sie es aussprach, wusste ich, dass es stimmte. »Also gut. Aber dann gehörst du auch dazu. Du hast mir viel geholfen.«

»Und du kannst mich jederzeit anrufen.«

Danach wandte sich das Gespräch anderen Themen zu. Ich erzählte von London, Emily von Bodhi. Sie berichtete mir von den Reisen, die sie in den Jahren seit unserer Trennung unternommen hatte. Vielleicht weil wir bereits so ausführlich von Vivian und David

gesprochen hatten, kamen ihre Namen nicht vor, und zum ersten Mal löste sich meine innere Anspannung auf.

Nach einer Weile wurde das Essen serviert, und wir bestellten jeder noch ein zweites Glas Wein. Der Burger war tatsächlich köstlich, mit Käse belegt und von einem Spiegelei gekrönt, aber durch meinen mangelnden Appetit in letzter Zeit war mein Magen geschrumpft, und ich konnte nur die Hälfte essen.

Auch nachdem die Teller abgeräumt waren, blieben wir noch sitzen. Emily erzählte, dass Bodhi sich einmal selbst die Haare geschnitten hatte, und lachte laut, als sie mir die Fotos auf dem Handy zeigte. Mitten aus dem Pony hatte er sich

eine dicke Strähne fast bis zur Wurzel abgesäbelt, sodass seine Stirn hervorlugte wie durch eine Zahnlücke. Das Beste an dem Bild allerdings war sein Grinsen.

»Wahnsinn!« Ich lachte ebenfalls. »Was hast du dazu gesagt?«

»Anfangs war ich sauer, nicht nur wegen der Haare, sondern weil er einfach die Schere genommen hat. Aber als ich merkte, wie stolz er auf sich war, konnte ich nicht ernst bleiben. Dann habe ich schnell mein Handy geschnappt. Jetzt steht dieses Foto gerahmt auf meinem Nachttisch.«

»Ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte, wenn London so was gemacht hätte. Und eins kann ich mit Sicherheit sagen: Vivian

hätte nicht gelacht.«

»Nein?«

»Sie hat überhaupt nicht so oft gelacht.« Genau genommen konnte ich mich nicht erinnern, wann das letzte Mal gewesen war.

»Nicht einmal über Marge? Die fand ich immer total lustig.«

»Besonders über Marge nicht. Die beiden verstehen sich nicht so gut.«

»Warum nicht? Ärgert sie dich noch?«

»Gnadenlos.«

Wieder prustete Emily los, und ich dachte daran, wie sehr mir der Klang ihres Lachens immer gefallen hatte, so melodiös und aufrichtig zugleich.

»Weißt du, was?«, sagte sie. »Dieser Tag

hat sich viel netter entwickelt, als ich dachte. Wenn du nicht gekommen wärst, hätte ich wahrscheinlich frustriert meine Bilder angestarrt. Oder das Haus geputzt.«

»Und ich hätte wahrscheinlich gearbeitet.«

»So ist es viel besser.«

»Stimmt. Möchtest du noch ein Glas?«

»Ich möchte schon«, sagte sie, »aber ich muss noch fahren. Wenn du willst, trink doch noch eins.«

»Nein, ich habe auch genug. Was machst du heute Abend?«

»Kannst du dich an meine Schwester Jess erinnern? Sie und Brian haben mich zum Essen eingeladen.«

»Das klingt doch gut.«

»Na, ich bin mir nicht so sicher. Manchmal fürchte ich, dass Brian denkt, ich bringe Jess auf dumme Ideen. Zum Beispiel, sich scheiden zu lassen.«

»Haben sie Schwierigkeiten?«

»Jedes Ehepaar hat hin und wieder Schwierigkeiten. Das gehört irgendwie dazu.«

»Warum ist verheiratet zu sein so schwer?«

»Wer weiß? Wahrscheinlich, weil viele Leute sich vorher nicht richtig kennen. Oder die eigenen Verrücktheiten.«

»Bist du verrückt?«

»Klar. Also nicht verrückt-verrückt. So wie alle eben. Der eine ist vielleicht

überempfindlich, der andere wird sauer, wenn er seinen Willen nicht bekommt. Und der Dritte schweigt oder schmollt wochenlang. Das meine ich. Wir alle tun Dinge, die der Beziehung nicht förderlich sind, aber das merkt man nur, wenn man sich selbst gut kennt. Und wenn man bedenkt, dass jeder Partner seine eigenen Probleme mitbringt, ist es ein Wunder, dass Ehen überhaupt so lange halten.«

»Ist das nicht zu pessimistisch? Deine Eltern sind schon ewig verheiratet. Meine auch.«

»Aber sind sie glücklich miteinander? Oder nur aus Gewohnheit zusammen? Oder weil sie Angst vor dem Alleinsein haben? Vorhin in dem Café habe ich ein

älteres Paar ein paar Tische weiter beobachtet. Die waren bestimmt schon ewig zusammen, aber ich glaube nicht, dass sie ein einziges Wort miteinander geredet haben.«

Ich musste an meine Eltern denken, da Marge und ich in Bezug auf die beiden genau dasselbe überlegt hatten.

»Glaubst du, dass du noch mal heiraten wirst?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Manchmal kann ich es mir vorstellen, dann wieder denke ich, dass ich allein auch glücklich bin. Und durch Bodhi bleibt mir nicht sehr viel Energie, mir einen neuen Partner zu suchen. Auf jeden Fall bin ich mir heute viel klarer darüber, wie

derjenige zu sein hätte. Ich habe beschlossen, sehr wählerisch zu sein.«

Ich wurde still, weil mir plötzlich Vivian wieder einfiel. »Ich weiß nicht, wie es mit Vivian weitergehen wird. Und ich habe immer noch nicht verstanden, warum sie so unglücklich mit mir war.«

»Vielleicht war sie einfach selbst unglücklich. Und sie glaubt, mit jemand Neuem wird es besser. Aber dauerhafte Zufriedenheit kann einem kein anderer geben. Sie kommt von innen. Deshalb gibt es Antidepressiva, und das lernt man hoffentlich in einer Therapie.«

»Sehr Zen-mäßig.«

»Ich habe eine Weile gebraucht, bis ich endlich akzeptiert habe, dass Davids

Seitensprünge nichts mit mir zu tun hatten oder damit, ob ich hübsch oder zärtlich genug war. Es ging um Davids Bedürfnis, sich zu beweisen, dass er begehrenswert und mächtig ist – und das hat er erreicht, indem er mit anderen Frauen geschlafen hat. Letzten Endes habe ich alles versucht, um unsere Ehe zu retten, mehr kann ich nicht von mir verlangen.« Sie legte mir die Hand auf den Arm. »Und das gilt auch für dich, Russ.«

Als sie mich wieder losließ, spürte ich weiterhin die Wärme und den Trost der Berührung.

»Danke«, stieß ich hervor.

»Bitte. Und ich meine das ernst. Du hast

nichts falsch gemacht.«

»So gut kennst du mich nicht mehr.«

»Doch, das glaube ich schon. Du bist noch derselbe, der du früher warst.«

»Und bei dir habe ich es vermasselt.«

»Du hast einen Fehler gemacht. Ich weiß, dass du mir nicht wehtun wolltest. Und noch mal: Ich habe dir verziehen. Du musst dir nur noch selbst verzeihen.«

»Ich arbeite daran. Aber du machst es mir ein bisschen schwer, weil du so nett bist.«

»Wäre es dir lieber, wenn ich gemein und rachsüchtig wäre?«

»Dann würde ich wahrscheinlich zusammenbrechen.«

»Nein. Du bist stärker, als du glaubst.«

Mittlerweile hatten wir unseren Wein ausgetrunken und standen in stillschweigender Übereinkunft auf. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass wir schon fast drei Stunden zusammen waren, was mir gar nicht so lange vorgekommen war.

★

»Moment, Moment, noch mal von vorn«, sagte Marge. »Du warst mit Emily spazieren und hast dann mit ihr gegessen? Und Wein getrunken?«

Sie und Liz waren ein paar Minuten vorher nach Hause gekommen. Von unterwegs hatten sie angerufen und gefragt, was ich zu essen wolle, sie führen

zum mexikanischen Imbiss. Als ich sagte, ich hätte keinen Hunger, erklärte Marge, sie bringe mir trotzdem etwas mit. In der Schachtel befand sich ein Burrito in Fußballgröße, mit Reis und Bohnen. Marge und Liz hatten beide Taco-Salat genommen, und wir setzten uns an den Tisch.

»Ja«, sagte ich jetzt. »Na und?«

Marge nahm einen Hub aus ihrem Inhalator und grinste. »Nennen wir es einfach eine Wendung, mit der ich nicht gerechnet hatte.«

»Ach nein?«, fragte Liz. »Aber sie hatten doch schon ein Date bei Chick-fil-A.«

»Hört ihr bitte mit diesem Quatsch auf? Wir waren spazieren. Wir haben uns

unterhalten. Wir haben was gegessen.«

»Das nennt man Date. Aber egal. Meine Frage ist, ob du sie wieder anrufen wirst.«

»Ihr Sohn ist Londons bester Freund. Wenn die beiden miteinander spielen wollen, muss ich das vielleicht.«

»Das habe ich nicht gemeint.«

»Ich weiß, was du gemeint hast«, sagte ich. »Aber ich bin nicht an einer Beziehung interessiert. Im Moment kann ich mir nicht vorstellen, überhaupt jemals wieder eine zu wollen.«

Was ich nicht sagte, war, dass mir die Vorstellung, allein zu bleiben, ebenfalls nicht behagte. Ich wünschte mir, dass Vivian und ich wieder zusammenkamen. Ich wollte zurückspulen und noch einmal

neu anfangen.

Marge schien meine Gedanken zu lesen. »Hast du was von Vivian gehört? Wann du morgen nach Hause darfst?«

»Noch nicht. Ich rufe später London an. Dann wird sie es mir wohl mitteilen.«

Marge zeigte auf den Burrito. »Du isst ja gar nichts.«

»Den würde ich nicht einmal schaffen, wenn ich einen Monat auf einer einsamen Insel gestrandet wäre.«

»Warum beißt du nicht wenigstens mal rein?«

Gehorsam probierte ich ihn, dann fragte ich Liz: »Hast du in deinem Kurs auch mexikanisch gekocht?«

Sie nickte. »Ein paarmal.«

»Kennst du vielleicht ein paar einfache und gesunde Rezepte, die London schmecken würden?«

»Reichlich. Soll ich dir welche raussuchen?«

»Das wäre nett, danke«, sagte ich. »Wie war eigentlich die Einweihungsfeier?«

»Sehr schön«, antwortete Liz. »Das Haus ist ziemlich schick. Obwohl sie gerade erst eingezogen sind, hängen schon alle Bilder. Es war ziemlich beeindruckend.«

Automatisch überlegte ich, ob sie auch eins von Emily besaßen. Und wie Emilys Abend bei ihrer Schwester gerade verlief. Unter Marges strengem Blick schnitt ich noch ein Stück Burrito ab.

»Heute habe ich zum ersten Mal nicht jede wache Minute an Vivian gedacht.«

Sie sah mich nachdenklich an. »Und wie war das?«

»Seltsam. Aber es hat mir gutgetan. Ich bin nicht mehr ganz so verspannt.«

»Siehst du, es geht schon aufwärts, Russ«, sagte Marge. »Du bist stärker, als du glaubst.«

Hatte Emily nicht genau dasselbe gesagt?

★

Nach dem Essen rief ich Vivian an, und sie hob nach dem zweiten Klingeln ab.

»Hallo«, sagte sie. »London und ich sehen uns gerade gemütlich einen Film

an. Kann sie dich später zurückrufen?«

»Hallo, Daddy!«, hörte ich London rufen. »Nemo und Dory sind bei den Haien!«

»Ja, klar. Hattet ihr einen schönen Tag?«

»Sehr schön«, sagte Vivian. »Sie ruft später zurück, okay?«

»Ich hab dich lieb, Daddy!«, brüllte London.

Der Klang ihrer Stimme machte mich wehmütig.

»Kein Problem.«

Ich hatte mein Telefon dabei, als ich Marge und Liz in der Küche half; ich legte es neben mir auf den Tisch, als Marge das Scrabble holte. Liz, stellte ich fest, nahm das Spiel ernst, und sie war gut. Am Ende

hatte sie mehr Punkte als meine Schwester und ich zusammen, und es hatte größeren Spaß gemacht als in meiner Erinnerung.

Fast hätte ich sogar darüber vergessen, dass London mich nicht zurückgerufen hatte.

Fast, aber nicht ganz.

★

Am nächsten Morgen erhielt ich eine SMS von Vivian. *Kannst du um 18.30 Uhr kommen? Gib Bescheid, ob es klappt.*

Obwohl mir das etwas spät vorkam, zumal sie ja noch zurückfahren musste, widersprach ich nicht. Sie wollte eben so lange bei London bleiben wie möglich.

Da ich allerdings immer noch ungehalten war, dass ich nicht mit London hatte sprechen können, antwortete ich nicht sofort.

An diesem Morgen lief ich über zwölf Kilometer, und hinterher machte ich einhundert Liegestütze. Erst nach dem Duschen ließ mein Ärger allmählich nach. Und erst um zwei Uhr nachmittags simste ich zurück.

★

Liz stellte mir ein kleines Büchlein von etwa fünfzehn Rezepten zusammen, von denen die meisten nicht mehr als sechs Zutaten erforderten. Dann fuhren wir in den Supermarkt, um einzukaufen, was

ich nicht vorrätig hatte.

Nach dem Mittagessen setzte ich mich ins Auto und fuhr zur Buchhandlung. An sich war ich nie ein großer Leser gewesen, jetzt aber spazierte ich zu den Beziehungsratgebern. Es gab mehrere Fächer mit Büchern über das Thema Scheidung, und ich blätterte alle durch, bevor ich mir ein paar aussuchte. An der Kasse rechnete ich fest damit, dass die Verkäuferin die Titel lesen und mich mit einem mitleidigen Blick bedenken würde. Doch das halbwüchsige Mädchen mit den rosa Haaren scannte die Bücher nur, steckte sie in eine Tüte und fragte mich, ob ich mit Karte oder bar bezahlen wolle.

Hinterher machte ich einen Abstecher zum Park, in der Hoffnung, London sei vielleicht dort. Ich wusste nicht, ob ich sie ansprechen würde, ich wollte sie einfach nur sehen. Mir schoss durch den Kopf, dass ich mich benahm wie ein Süchtiger auf Entzug, aber das war mir egal.

Obwohl im Park von Vivian und London nichts zu sehen war, stellte ich den Wagen ab. Es hatte sich etwas abgekühlt, weshalb mehr Kinder als sonst da waren. Ich setzte mich auf eine Bank und schlug eines der Bücher auf. Schon nach kurzer Zeit war ich gefesselt.

Was ich gerade erlebte, war tatsächlich nicht so einzigartig. Die emotionale

Achterbahn, die Selbstvorwürfe, das Fragenkarussell und das Gefühl des Scheiterns waren typisch bei Scheidungen. Es schwarz auf weiß zu lesen, statt es nur zu hören, machte es irgendwie realer, und als ich das Buch schließlich zuklappte, fühlte ich mich etwas besser. Gerade überlegte ich, wieder zu Marge zu fahren, da sah ich einen Jungen, der Bodhi ähnelte, und griff spontan nach dem Handy.

Als Emily abhob, stand ich auf, plötzlich nervös. Ich erhob mich von der Bank.

»Hallo?«

»Hallo, hier ist Russ.«

»Was ist los? Alles in Ordnung?«

»Ja, ja. Ich habe nur London vermisst

und musste mal aus dem Haus. Wie geht's dir?«

»Ungefähr genauso. David und Bodhi sind gerade im Kino. Danach gehen sie noch eine Pizza essen, glaube ich. Was bedeutet, dass ich wieder meine Bilder anstarre.«

»Hast du die leisen Botschaften schon entschlüsselt?«

»Ich arbeite dran. Und was hast du heute bisher so getrieben?«

»Ich war laufen, das hat ziemlich gutgetan. Dann war ich in der Buchhandlung, und jetzt schlage ich die Zeit tot und dachte, ich bedanke mich mal kurz für gestern.«

»War mir ein Vergnügen, ich fand es

sehr nett«, sagte sie.

Das erleichterte mich eigenartig. »Wie war das Essen bei deiner Schwester?«

»Sie und ihr Mann hatten sich gestritten, bevor ich kam. Sie haben sich zwar zusammengerissen, aber es schwirrten einige böse Blicke und tiefe Seufzer hin und her. Irgendwie war es wie eine Zeitreise, wegen David und so.«

Ich lachte. »Das hört sich furchtbar an.«

»Schön war es nicht. Aber Jess hat heute Morgen angerufen und sich entschuldigt. Direkt im Anschluss folgte wieder eine Litanei, dass Brian sie immer unbedingt ärgern will.«

Während wir uns unterhielten, lief ich durch den Park, und mehr als ein Mal

musste ich unwillkürlich grinsen. Ich hatte ganz vergessen, wie gut man sich mit Emily unterhalten konnte, wie aufmerksam sie zuhörte und wie bereitwillig sie von sich erzählte. Nie schien sie etwas zu ernst zu nehmen, ein Wesenszug, den sie schon immer besessen hatte, der nun aber noch gereift schien. In dieser Hinsicht wäre ich ihr gern ähnlicher gewesen.

Nach vierzig Minuten legten wir schließlich auf. Wie am Vortag war die Zeit wie im Flug vergangen. Auf dem Weg zum Auto fragte ich mich, warum Vivian und ich nicht so unbeschwert miteinander reden konnten. Sobald ich ihren Namen in mein Bewusstsein

dringen ließ, regte sich in mir wieder der Ärger, dass ich nicht mit London hatte sprechen können. Seit Vivian weg war, hatte ich meine Tochter nie daran gehindert, mit ihrer Mutter zu sprechen.

Und auch Emily würde so etwas nicht tun.

★

Emily hatte froh geklungen, von mir zu hören, und ich konnte nicht leugnen, dass mir das guttat. Im Gegensatz zu Vivian, bei der ich mich unentwegt anstrengen musste, um ihr zu gefallen, schien ich bei Emily einfach ich selbst sein zu dürfen.

Und doch blieb es bei dem, was ich Marge und Liz gesagt hatte. Die

Gesellschaft einer alten – und noch dazu attraktiven – Freundin genoss ich natürlich, ich fühlte mich wohl mit ihr, wie schon immer. Das bedeutete aber nicht, dass ich bereit für eine Beziehung war oder auch nur interessiert daran. Denn zu einer gesunden Partnerschaft gehörten zwei ausgeglichene Menschen, und ausgeglichen war ich im Moment absolut nicht.

★

Um halb sieben stand ich vor der Tür meines Zuhauses und zögerte kurz, unsicher, ob ich klingeln sollte. Das war natürlich albern, und dass ich so empfand, frustrierte mich. Warum war

mir Vivians Meinung immer noch so wichtig?

Gewohnheit, antwortete ich mir im Stillen. Gewohnheiten waren nun einmal schwer zu brechen.

Ich öffnete die Tür und trat ein. Von London und Vivian war nichts zu sehen. Als ich oben Geräusche hörte und zur Treppe ging, kam Vivian in mein Blickfeld, ein Glas Wein in der Hand. Sie winkte mich in die Küche. Mir fiel auf, dass sich Töpfe und Teller im Spülbecken stapelten, und weder der Herd noch die Schränke abgewischt waren. Auf dem Tisch stand noch ein halb volles Glas Milch, und ich begriff sofort, dass Vivian nicht die Absicht hatte, die Küche

aufzuräumen, bevor sie fuhr.

Ich hatte das Gefühl, sie überhaupt nicht mehr zu kennen.

»London ist oben im Bad«, sagte sie ohne Einleitung. »Ich habe ihr gesagt, dass ich sie in ein paar Minuten hole, weil wir mit ihr reden wollen. Aber ich dachte, wir sprechen uns erst ab.«

»Haben wir das nicht schon am Freitag getan?«

»Ja, aber ich wollte mich vergewissern, dass du dich erinnerst.«

Die Antwort empfand ich als Beleidigung. »Natürlich!«

»Gut. Außerdem glaube ich, dass es einfacher für London ist, wenn ich das Reden übernehme.«

Weil sie nichts von Walter wissen soll, stimmt's?

»Das ist dein Auftritt«, sagte ich.

»Was soll das denn heißen?«

»Genau das. Du triffst sämtliche Entscheidungen. Mich hast du überhaupt nicht gefragt, was ich will.«

»Warum hast du so schlechte Laune?«

War das ihr Ernst? »Warum hast du London gestern Abend nicht zurückrufen lassen?«

»Weil sie eingeschlafen ist. Keine zehn Minuten nach deinem Anruf hat sie auf dem Sofa tief und fest geschlafen. Was sollte ich denn machen, sie wecken? Du siehst sie jeden Tag. Ich nicht.«

»Auch das war deine Entscheidung. Du

bist diejenige, die gegangen ist.«

Sie kniff die Augen zusammen, und ich glaubte darin nicht nur Wut, sondern Hass zu erkennen. Doch ihre Stimme blieb ruhig. »Ich hatte gehofft, wir könnten uns heute Abend wie Erwachsene benehmen, aber offensichtlich hast du das nicht vor.«

»Du willst mir die Schuld an allem geben?«

»Ich will nur, dass du dich zusammenreißt, wenn wir mit unserer Tochter reden. Die andere Option ist, es für sie richtig schmerzhaft zu machen. Was ist dir lieber?«

»Mir wäre lieber, das überhaupt nicht tun zu müssen. Mir wäre lieber, wenn du

und ich ein ehrliches Gespräch darüber führen würden, wie unsere Ehe gerettet werden kann.«

Sie wandte sich ab. »Da gibt es nichts zu besprechen. Es ist vorbei. Diese Woche müsstest du die Scheidungsvereinbarung zugeschickt bekommen.«

»Scheidungsvereinbarung?«

»Meine Anwältin hat sie aufgesetzt. Sie ist im Prinzip Standard.«

Standard hieß mit Sicherheit, dass sie das Sorgerecht für London bekam. Mir drehte sich der Magen um. Auf einmal wollte ich das nicht mehr; ich wollte nicht hier sein. Ich wollte nicht meine Frau und Tochter verlieren, alles verlieren, aber ich war nur Zuschauer,

ich stand hilflos daneben, während mein Leben völlig auf den Kopf gestellt wurde. Als die Übelkeit endlich vorüberging, war ich erschöpft.

»Bringen wir's hinter uns.«

★

London nahm es viel besser auf, als ich gedacht hatte. Gleichzeitig sah ich ihr an, dass sie sich vor Müdigkeit kaum konzentrieren konnte. Dazu lief ihr noch die Nase, weshalb ich den Eindruck hatte, sie wollte eigentlich nur in ihr Bett.

Wie erwartet verschwieg Vivian einen Großteil der Wahrheit und hielt das Gespräch so knapp, dass ich mich unwillkürlich fragte, warum sie es

überhaupt für so wichtig erachtet hatte. Ich hatte den Verdacht, dass London gar nicht begriff, worum es ging. An Vivians Geschäftsreisen war sie nun schon gewöhnt, traurig wurde sie erst, als Vivian aufbrechen musste. Beide weinten, als sie sich zum Abschied umarmten, und Londons Schluchzen verstärkte sich noch, nachdem Vivians Auto verschwunden war.

Ich trug sie auf dem Arm ins Haus. Ihr Zimmer roch nach Bauernhof; abgesehen von der Küche musste ich auch den Hamsterkäfig säubern. Ich gab London etwas von dem Erkältungssaft und steckte sie ins Bett. Dort rutschte sie dicht an mich heran, und ich legte den Arm um

sie.

»Ich wünschte, Mommy müsste nicht weg«, sagte sie.

»Das ist schwer für dich, ich weiß. Hattest du ein schönes Wochenende?«

Sie nickte.

»Und was habt ihr gemacht?«

»Wir waren einkaufen und haben uns Filme angesehen. Und wir waren im Streichelzoo. Da gab es so süße Ziegen, die umfallen, wenn sie Angst haben, aber ich hab ihnen keine Angst gemacht.«

»Warst du auch im Park? Oder Fahrradfahren?«

»Nein, aber im Einkaufszentrum bin ich Karussell gefahren. Auf einem Einhorn.«

»Wie schön.«

Wieder nickte sie. »Mommy hat gesagt, du sollst nicht vergessen, den Hamsterkäfig sauber zu machen.«

»Ja«, sagte ich. »Er riecht ein bisschen streng.«

»Hm. Mommy wollte Mr. und Mrs. Sprinkles nicht in die Hand nehmen, weil sie stinken. Ich glaube, sie müssen gebadet werden.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Hamster baden dürfen. Aber das finde ich raus.«

»Auf dem Computer?«

»Genau.«

»Der Computer weiß viel«, sagte sie.

»Stimmt.«

»Daddy?«

»Ja?«

»Gehen wir bald Radfahren?«

»Vielleicht warten wir lieber noch ein, zwei Tage, bis du wieder gesund bist. Und morgen hast du auch Ballett.«

»Ja«, sagte sie ohne Begeisterung.

Damit ihre Laune nicht gleich wieder sank, fragte ich eilig: »Hast du Bodhi am Wochenende gesehen?«

»Er war im Kunstkurs. Ich hab meine Vase angemalt.«

»Mit gelben Blumen? Und rosa Mausen? Darf ich sie sehen?«

»Mommy hat sie mitgenommen. Sie hat gesagt, dass sie echt schön ist.«

»Ganz bestimmt.« Ich bemühte mich, meine Enttäuschung zu verbergen.

»Soll ich dir auch eine machen? Das

kann ich. Und ich glaube, ich kann die Mausen noch besser malen.«

»Darüber würde ich mich sehr freuen, mein Schatz.«

★

Ich putzte die Küche und den Hamsterkäfig. Auch das Wohnzimmer musste aufgeräumt werden, was mir vorher nicht aufgefallen war. Ich sammelte Barbies und Zubehör auf, faltete Decken und verstaute sie in den jeweiligen Truhen, leerte eine halb volle Schüssel Popcorn in den Mülleimer und spülte sie. Dann fiel mir ein, dass noch vorgekochtes Essen von meiner Mutter da war, und ich stellte ein paar

Tupperdosen vom Gefrierfach in den Kühlschrank.

Später kroch ich ins Bett und roch das Parfüm, das Vivian benutzt hatte. Es war leicht und blumig, mir aber unbekannt. So konnte ich nicht schlafen. Also bezog ich das Bett neu und überlegte dabei, ob sie mir durch die schmutzige Bettwäsche und ein unordentliches Haus eine Botschaft hinterlassen wollte. Es konnte Wut gewesen sein, aber das glaubte ich nicht. Mein Bauch sagte mir, dass ihr egal war, was ich davon hielt, weil *ich* ihr inzwischen völlig egal war.

Kapitel 17

Ein Schritt vorwärts, zwei zurück

Als ich mit Emily zusammen war, verbrachten wir die erste Juliwoche in Atlantic Beach, North Carolina. Gemeinsam mit zwei anderen Pärchen hatten wir ein Haus am Strand gemietet, in dem wir das unablässige Rauschen der Wellen hören konnten. Das Haus war relativ teuer für unsere Verhältnisse, deshalb hatten wir vorher im Supermarkt eingekauft und kochten selbst. Wenn die Sonne langsam unterging, zündeten wir den Grill an und begannen unser Festmahl. Später tranken wir Bier auf der

Veranda und hörten Radio, und ich weiß noch, dass ich damals dachte, es sei der erste von vielen Urlauben mit Emily.

Der vierte Juli wurde ein ganz besonderer Tag. Emily und ich wachten vor den anderen auf und gingen im Morgengrauen am Meer spazieren. Bevor alle anderen aufgestanden waren, hatten wir schon unser Plätzchen am Strand eingerichtet, komplett mit einem Dampfkochtopf, den ich extra für die Muscheln und Garnelen gemietet hatte. Sie waren wenige Stunden vorher am Hafen ausgeladen worden. Dazu gab es gegrillte Maiskolben und Kartoffelsalat. Als unsere Freunde endlich zu uns stießen, spielten wir Volleyball und wateten durch die Brandung.

In jener Woche gab es ein Volksfest in der

Stadt, ungefähr einen halben Kilometer von unserer Unterkunft entfernt, mit klapprigen Fahrgeschäften, überteuerten Losen und Spielen, die praktisch unmöglich zu gewinnen waren. Und mit einem Riesenrad. Ungefähr eine halbe Stunde vor Beginn des Feuerwerks entfernten Emily und ich uns unbemerkt von der Gruppe und setzten uns in eine der Gondeln. Ich ging davon aus, dass wir rechtzeitig wieder bei unseren Freunden sein würden, aber wie das Schicksal es wollte, ging das Riesenrad kaputt, als Emily und ich gerade den höchsten Punkt erreicht hatten.

Von unserer Gondel aus sahen wir die Arbeiter unten am Motor basteln, dann rannte jemand los und holte einen großen Werkzeugkasten. Man rief uns zu, es gehe

gleich weiter, aber wir sollten die Waggons besser nicht zum Schaukeln bringen.

Obwohl es ein heißer Tag gewesen war, wehte ein böiger Wind, und ich legte den Arm um Emily. Sie hatte ebenso wenig Angst wie ich. Notfalls konnte man uns sicherlich mittels einer Handkurbel retten. Von unserem Aussichtspunkt beobachteten wir die zwischen den Buden umherlaufenden Menschen und betrachteten den Häuserteppich, der sich kilometerweit erstreckte. Nach einer Weile ertönte das vertraute Donnern eines Feuerwerkskörpers, der auf einem Kahn vor der Küste gezündet worden war, und gold-grün-rote Funken regneten vom Himmel. »Wow«, hauchte Emily immer wieder während der eineinhalb Stunden, die wir in

dem Riesenrad festsaßen. Ich zog sie dichter an mich und beschloss, ihr noch vor Ende des Jahres einen Antrag zu machen.

Ungefähr um diese Zeit entdeckten uns endlich unsere Freunde. Winzig klein standen sie unten am Meer, zeigten und riefen zu uns hoch. Einer brüllte, wenn wir vorhätten, dort oben zu übernachten, sollten wir uns eine Pizza bestellen.

Emily kicherte, dann wurde sie still.

»Ich rede mir ein, du hättest die Arbeiter da unten bestochen, damit sie das Riesenrad anhalten«, sagte sie schließlich.

»Warum?«

»Weil ich glaube, dass ich in meinem Leben nie wieder solch einen schönen vierten Juli erleben werde.«

★

Am Montag wachte London mit roter Schniefnase auf. Obwohl sie nicht hustete, überlegte ich, sie nicht in die Schule zu schicken, doch sie protestierte heftig.

»Die Lehrerin bringt heute ihren Goldfisch mit, und ich darf ihn füttern! Außerdem ist Ausmaltag.«

Was genau das bedeutete, wusste ich nicht, aber offenbar war es sehr wichtig für sie. Also gab ich ihr beim Frühstück etwas Erkältungssaft, und später hüpfte sie fröhlich vom Auto ins Klassenzimmer.

Auf dem Rückweg zum Wagen überlegte ich unwillkürlich, was Vivian

wohl gerade machte, schob den Gedanken aber sofort beiseite. *Das ist mir egal,* ermahnte ich mich. Außerdem hatte ich genug Arbeit zu erledigen.

Im Büro bereitete ich alles für den Dreh von Taglieris drittem Werbespot am Freitag vor, kümmerte mich um die Website für den Schönheitschirurgen und traf mich sogar noch mit einem Tiertrainer, der angeblich genau den richtigen Hund für den vierten Spot hatte.

Was zum Glück bedeutete, dass ich überhaupt keine Zeit hatte, über Vivian nachzugrübeln.

★

Die Scheidungsvereinbarung wurde am Dienstagnachmittag per FedEx zugestellt. Zusätzlich bekam ich sie auch per E-Mail, konnte mich aber nicht überwinden, sie zu lesen. Vielmehr rief ich Joey Taglieri an, ob er für mich einen Blick darauf werfen könne. Wir trafen uns am nächsten Tag in einem italienischen Restaurant nicht weit von seiner Kanzlei.

Er saß in der Ecke an einem Tisch mit rot-weiß kariertem Tuch, vor sich eine Aktenmappe und einen Block sowie ein Glas Mineralwasser. Als ich mich setzte, schob er mir ein Blatt Papier und einen Stift zu. »Bevor wir anfangen, musst du mir bitte eine Mandatserteilung

unterschreiben. Ich hatte ja erzählt, dass ich aus dem Familienrecht ausgestiegen bin, aber für dich mache ich eine Ausnahme. Abgesehen davon kann ich dir ein paar andere Anwälte empfehlen, unter anderem den, der mich bei meiner zweiten Scheidung vertreten hat. Wobei ich nicht sicher bin, wie viel sie dir helfen können – warum, erkläre ich gleich. Bei der Vereinbarung geht es in erster Linie darum, dass alles, was du mir erzählst, unter meine Schweigepflicht fällt, selbst wenn du dich letzten Endes für einen anderen Anwalt entscheidest.«

Ich unterschrieb, und er lehnte sich zufrieden zurück. »Also, was ist passiert?«

Mittlerweile hatte ich das Gefühl,

meine Geschichte schon hundertmal erzählt zu haben. Taglieri machte sich Notizen, und als ich geendet hatte, sagte er: »Alles klar, ich glaube, ich weiß Bescheid. Außerdem habe ich mir die Scheidungspapiere durchgelesen, und das Erste, was du wissen solltest, ist, dass sie offenbar vorhat, die Scheidung in Georgia einzureichen, nicht in North Carolina.«

»Warum das denn?«

»Die Gesetzeslage ist in den beiden Staaten unterschiedlich. In North Carolina muss ein Trennungsjahr eingehalten werden. Das heißt nicht unbedingt an unterschiedlichen Wohnorten, aber beide müssen

zustimmen, dass sie getrennt sind. Nach Ablauf dieses Jahres reicht einer die Scheidung ein. Danach hat die andere Seite dreißig Tage Zeit, eine Entgegnung zu formulieren, woraufhin ein Gerichtstermin anberaumt werden kann. In Georgia hingegen gibt es kein Trennungsjahr, dafür eine Aufenthaltsvorschrift. Vivian kann die Scheidung erst einreichen, wenn sie sechs Monate in dem Staat gelebt hat, im Anschluss muss sie allerdings nur dreißig Tage warten, vorausgesetzt, ihr habt euch geeinigt. Das heißt, da sie seit dem achten September in Atlanta wohnt, kann sie sich schon im kommenden März oder April scheiden lassen. Es gibt noch

ein paar andere Unterschiede, aber die betreffen euch vermutlich nicht, denn ich nehme an, sie wird eine einvernehmliche Scheidung beantragen.«

»Sie hat es also eilig, mich loszuwerden, was?«

»Kein Kommentar.« Joey zog eine Grimasse. »Jedenfalls ist das einer der Gründe, warum ich beschlossen habe, dir meine Dienste anzubieten. Ich habe sowohl in Georgia als auch in North Carolina das Examen abgelegt, im Gegensatz zu den Kollegen, die ich kenne. Soll heißen, entweder du nimmst mich oder jemanden in Georgia. Dazu habe ich heute Morgen ein paar Telefonate geführt. Vivians Anwältin

muss ein richtig harter Knochen sein. Ich hatte noch nie mit ihr zu tun, aber sie hat den Ruf, die gegnerische Seite zu drangsalieren und zu zermürben, bis die das Handtuch wirft. Außerdem ist sie ziemlich wählerisch bei ihren Mandanten, Spannerman hat also wohl seine Beziehungen spielen lassen.«

»Und was soll ich jetzt machen?«

»Genau das, was du getan hast: dir Rechtsbeistand holen. Glaub mir, niemand weiß, wie das abläuft, wenn er es nicht schon mal erlebt hat. Es werden Dokumente einzureichen sein, alles Mögliche von der Offenlegung eurer finanziellen Verhältnisse bis hin zu Sorgerechtsvereinbarungen. Ihre

Anwältin wird wahrscheinlich darauf drängen, alles innerhalb der Sechsmonatsfrist vorliegen zu haben.«

»Was ist mit der Scheidungsvereinbarung, die sie geschickt hat?«

»Das ist im Prinzip ein Vertrag zwischen dir und Vivian. Er behandelt Unterhalt, Zugewinnausgleich, solche Dinge.«

»Und London?«

»Das kann knifflig werden. Fragen wie Sorgerecht, Besuchsrecht und Kindesunterhalt entscheidet das Gericht. Ihr beide *könnt* zwar eine Vereinbarung treffen, daran ist aber das Gericht nicht gebunden. Wenn die Vorschläge

vernünftig sind, hält es sich allerdings normalerweise daran. Weil London noch so klein ist, wird sie selbst kaum ein Mitspracherecht haben. Was wahrscheinlich auch am besten ist.«

Ich befürchtete jetzt schon, mir nicht alles merken zu können. »Was will Vivian?«

Taglieri griff in die Aktenmappe, holte einen Stapel Papier heraus und blätterte durch die Seiten. »Was das Eigentum betrifft, will sie mehr oder weniger die Hälfte. Das heißt die Hälfte des Hauses, die Hälfte des Geldes auf Bank- und Anlagekonten, die Hälfte deines Rentenanspruchs. Sie will den SUV und die Hälfte der Hausausstattung, und

zwar bar ausgezahlt. Zusätzlich verlangt sie noch eine Summe, die meiner Vermutung nach die Hälfte dessen darstellt, was du in deine Agentur investiert hast.«

Plötzlich hatte ich das Gefühl, als spendete ich seit einer Woche Blut. »Ist das alles?«

»Na ja, und Unterhalt.«

»Wie bitte? Sie verdient momentan mehr als ich, und ihr neuer Freund ist Milliardär.«

»Ich sage ja nicht, dass sie ihn zugesprochen bekommt. Mein Verdacht ist, dass sie das wie den ganzen Rest der Forderungen als Druckmittel verwenden wird, um zu kriegen, was sie eigentlich

will.«

»London.«

»Genau«, sagte Joey. »London.«

★

Nach meinem Treffen mit Taglieri blieb keine Zeit mehr, zurück ins Büro zu gehen. Daher fuhr ich zur Schule. Weil es noch früh war, stand ich ganz vorn in der Autoschlange. Ich blätterte gerade durch die Scheidungsvereinbarung, da ich mich auf nichts anderes konzentrieren konnte, als ich ein Klopfen an der Scheibe hörte.

Emily.

Sie trug eine enge, ausgeblichene Jeans mit Rissen an den Knien zu einem engen Oberteil, und bei ihrem Anblick regte

sich etwas in mir. Ich öffnete die Tür und trat ins Sonnenlicht.

»Hallo«, sagte ich. »Wie geht es dir?«

»Eigentlich müsste ich dich das fragen. Ich habe in den letzten Tagen öfter an dich gedacht. Wie lief es am Sonntag?«

»Einigermaßen gut, soweit das überhaupt möglich ist. Vivian hat mehr oder weniger das Reden übernommen.«

»Wie geht es London?«

»Ganz gut, glaube ich. Abgesehen davon, dass sie immer noch eine Erkältung hat.«

»Bodhi auch. Bei ihm fing es gestern an. Die Hälfte der Klasse ist inzwischen krank.« Sie musterte mich. »Aber abgesehen davon, wie fühlst du dich?«

»So lala. Ich musste mich heute mit einem Anwalt treffen.«

»Igitt«, sagte sie. »Das habe ich gehasst.«

»Spaß hat es nicht gerade gemacht. Es kommt mir immer noch wie ein Traum vor, als würde es gar nicht wirklich passieren. Obwohl ich weiß, dass das nicht stimmt.«

Emily sah mich prüfend an, und mir fiel plötzlich auf, was für lange Wimpern sie hatte. »Konnte der Anwalt alles klären?«, erkundigte sie sich.

»Ich wusste gar nicht genau, was ich eigentlich fragen sollte. Die Unterlagen, die ich gerade im Auto gelesen habe … Das war eine Scheidungsvereinbarung, die Vivian geschickt hat.«

»Ich bin zwar keine Expertin, aber wenn du was wissen willst, ruf mich ruhig an. Manches kann ich dir vielleicht beantworten.«

»Danke für das Angebot.« Mittlerweile fuhren weitere Wagen vor der Schule vor. In dem Moment hörte ich Vivians Stimme im Kopf – *Gerüchte!* – und fragte mich, ob die Mütter in den Autos uns beobachteten. Automatisch trat ich einen Schritt zurück und steckte die Hände in die Taschen. »Ist David abgereist?«

Sie nickte. »Gestern Abend.«

»Und war Bodhi sehr traurig?«

»Ja. Und dann wacht er auch noch krank auf.«

»Und wann kommt David das nächste

Mal?«

»Er meinte, vielleicht um Weihnachten ein paar Tage.«

»Das ist doch gut.«

»Klar. Wenn er sich wirklich blicken lässt. Das Gleiche hat er letztes Jahr auch gesagt. Im Versprechen ist er immer gut. Nur im Einhalten nicht so.«

Unwillkürlich fragte ich mich, wo London dieses Weihnachten sein würde. Und wo ich wäre.

»Oje.« Sie legte den Kopf schief. »Ich hab was Falsches gesagt, oder? Du wirkst plötzlich abwesend.«

»Entschuldige. Ich musste nur daran denken, was der Anwalt vorhin gesagt hat. Sieht aus, als müsste ich das Haus

verkaufen.«

»Ehrlich?«

»Kann gut sein, dass es nicht anders geht. Ich habe einfach nicht genug Geld, um Vivian auszuzahlen.«

Das war noch milde ausgedrückt. Wenn ich all ihre Forderungen erfüllte, war ich pleite, und mir bliebe nicht einmal genug für eine Dreizimmerwohnung.

»Es wird sich schon regeln«, sagte Emily. »Ich weiß, das ist manchmal schwer zu glauben, aber so ist es.«

»Hoffentlich. Im Moment will ich einfach nur … weg, verstehst du?«

»Du brauchst mal eine Pause.« Sie stützte die Hände in die Hüften. »Warum fahren wir nicht alle zusammen am

Samstag in den Zoo in Ashboro?«

»Und was ist mit dem Kunstkurs?«

»Och, bitte!« Sie warf sich eine dicke Strähne über die Schulter. »Die Kinder können doch einmal schwänzen. Und Bodhi wäre begeistert. War London schon mal da?«

»Nein.«

Emilys Direktheit war entwaffnend, und ich war unsicher, wie ich reagieren sollte. War das eine Art Date? Oder ging es eher um Bodhi und London?

»Danke, ich gebe dir Bescheid.« Jetzt versammelten sich die Lehrer mit ihren Schülern an der Tür. Emily bemerkte es ebenfalls.

»Ich muss zum Auto, ich will nicht den

ganzen Verkehr aufhalten. Schön, dich gesehen zu haben, Russ.« Sie winkte.

»Fand ich auch, Emily.«

Ich sah ihr nach. Immer noch versuchte ich, die Bedeutung ihrer Einladung zu entschlüsseln, spürte aber gleichzeitig das starke Bedürfnis, sie öfter zu sehen. »Emily?«, rief ich.

Sie wandte sich um.

»Wann willst du am Samstag los?«

★

Als wir nach Hause kamen, ging es London etwas besser, also drehten wir eine Runde mit dem Rad. Ich ließ sie vorausfahren. Zwar musste ich sie noch auffordern, an den Straßenrand zu

lenken, wenn ein Auto kam, aber da Kinder auf Fahrrädern in unserer Nachbarschaft ein häufiger Anblick waren, machten die meisten einen großen Bogen um uns.

Wir fuhren eine Stunde lang. Danach aß sie eine Kleinigkeit und sollte sich dann fürs Ballett umziehen. Sie brauchte so lange, dass ich nach einer Weile nach ihr sah. Sie saß auf dem Bett, immer noch in denselben Sachen wie vorher.

Ich setzte mich neben sie. »Was ist denn, Schätzchen?«

»Ich will heute nicht zum Ballett«, sagte sie. »Ich bin krank.«

Beim Fahrradfahren hatte ihre Erkältung nicht gestört, daher wusste ich,

dass es eigentlich um etwas anderes ging. Und zwar, dass sie entweder den Unterricht oder Ms. Hamshaw nicht mochte. Und wer konnte ihr das verübeln?

»Wenn du zu müde bist oder zu krank, musst du nicht hin.«

»Echt?«

»Natürlich nicht.«

»Mommy wird vielleicht aber böse.«

Deine Mommy hat uns verlassen, dachte ich, sagte es aber nicht.

»Ich rede mit ihr. Krank ist krank. Aber ist denn sonst noch was?«

»Nein.«

»Du kannst es mir ruhig erzählen.«

Da sie schwieg, legte ich den Arm um

sie. »Gehst du eigentlich gern zum Ballett?«

»Es ist wichtig.« Sie sagte das auf wie eine heilige Regel. »Mommy hat früher auch getanzt.«

»Das war nicht meine Frage. Sondern ob du es gern machst.«

»Ich will kein Baum sein.«

Ich zog die Stirn in Falten. »Äh, kannst du das näher erklären?«

»In meinem Kurs gibt es zwei Gruppen. Eine fährt zu einem Wettbewerb. Das sind die Guten. Ich bin in der anderen Gruppe. Wir müssen auch vortanzen, aber nur vor unseren Eltern. Und ich muss ein Baum sein.«

»Aha. Und das ist schlecht?«

»Ja. Ich muss die Arme bewegen, wenn die Blätter wachsen und abfallen.«

»Kannst du mir das zeigen?«

Seufzend stand sie auf. Sie bildete mit den Armen einen Kreis über dem Kopf, sodass sich die Hände gerade berührten. Dann öffnete sie die Arme langsam wieder und senkte sie mit wackelnden Fingern an die Seiten herab. Hinterher setzte sie sich wieder zu mir. Ich war etwas ratlos, wie ich reagieren sollte.

»Also, ich finde, du warst ein sehr guter Baum«, sagte ich schließlich.

»Das ist aber nur was für schlechte Tänzer, Daddy. Weil ich nicht gut genug für den Frosch oder den Schmetterling oder den Schwan oder den Fisch bin.«

Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese Tiere getanzt wurden, aber das würde ich vermutlich noch früh genug erleben.

»Wie viele andere Mädchen sind denn auch Bäume?«

»Nur Alexandra und ich. Ich wollte der Schmetterling sein, und ich habe wirklich geübt und kann alle Schritte, aber Ms. Hamshaw hat gesagt, Molly darf.«

In der Welt einer Fünfjährigen war das vermutlich sehr wichtig. »Wann ist die Aufführung?«

»Weiß ich nicht. Sie hat es gesagt, aber ich hab's vergessen.«

Ich prägte mir ein, Ms. Hamshaw danach zu fragen. Vor oder nach dem

Unterricht natürlich, damit ich nicht störte.

»Möchtest du am Wochenende in den Zoo gehen? Mit Bodhi und Emily?«

»Was?«

»In den Zoo. Emily und Bodhi haben uns eingeladen, aber wenn du nicht möchtest, lassen wir es.«

»In einen richtigen Zoo?«

»Mit Löwen und Tigern und Bären.«

»Vor Bären hab ich keine Angst. Aber vor Tigern schon. Die können echt gemein sein.«

»Ach ja?«

»Das weiß ich aus dem *Dschungelbuch*.«

»Aha«, sagte ich.

»Kommt Mommy auch mit?«

»Nein, sie arbeitet.«

Darüber dachte sie kurz nach. »Okay«, sagte London schließlich. »Wenn Bodhi dabei ist, fahren wir auch.«

★

Als Vivian sich später am Abend über FaceTime meldete, war sie angezogen, als wolle sie gleich in ein schickes Restaurant gehen, zweifelsohne mit Spannerman. Ich sprach sie nicht darauf an, aber während sie sich mit London unterhielt, brodelte der Gedanke weiter in mir.

Irgendwann kam London zu mir und hielt mir das Handy entgegen. »Mommy muss mit dir reden.«

»Ist gut, mein Spatz.« Ich wartete, bis sie weg war. »Was gibt's?«, sagte ich dann zu dem Bildschirm.

»Ich wollte nur Bescheid geben, dass ich nächstes Wochenende unterwegs und vielleicht schwer zu erreichen bin.«

Obwohl alles in mir nach Details schrie, zwang ich mich, nicht zu fragen. »Okay.«

Offenbar hatte sie damit gerechnet, dass ich nachhakte, denn meine einsilbige Antwort schien sie zu irritieren. »Gut«, fuhr sie nach einer unbehaglichen Pause fort. »Am übernächsten Wochenende bin ich dann auf jeden Fall in Charlotte, um sie zu sehen, und ich würde gern wieder im Haus wohnen.«

»Ohne mich, natürlich.« Ich gab mir die

größte Mühe, nicht verletzt zu klingen.

»Es geht hier um London, also ja, ohne dich. Und zwei Wochen später hat sie ja Geburtstag, da würde ich es gern auch so machen. Im Haus wohnen, meine ich. Das ist ein Freitag, am Samstag möchte ich dann eine Party mit ihren Freunden veranstalten. Du solltest natürlich bei der Feier auch dabei sein, aber danach wäre es wahrscheinlich besser, wenn du uns allein lässt.«

»Es ist ihr Geburtstagswochenende«, protestierte ich. »Da will ich auch mit ihr zusammen sein.«

»Du bist ständig mit ihr zusammen, Russ.« Sie hob das Kinn.

»Sie ist in der Schule und in ihren

ganzen Kursen. So viel freie Zeit habe ich auch nicht mit ihr.«

Genervt seufzte Vivian. »Du siehst sie jeden Abend. Du darfst ihr vorlesen. Du hast sie jeden einzelnen Morgen. Ich nicht.«

»Weil du gegangen bist«, sagte ich langsam und betont. »Weil du nach Atlanta gezogen bist.«

»Und deshalb willst du mich meine Tochter nicht sehen lassen? Was für ein Vater bist du denn? Und apropos, du hättest sie heute zum Ballett bringen müssen.«

»Sie hat eine Erkältung. Sie war müde.«

»Wie soll sie besser werden, wenn sie nicht hingeht?«

Bei Vivians vorwurfsvollem Ton verkrampfte sich mein Nacken.

»Sie hat zum ersten Mal gefehlt. Das ist doch kein Weltuntergang! Außerdem mag sie Ballett gar nicht, glaube ich.«

»Darum geht es nicht.« Vivian verengte die Augen. »Wenn sie bei der nächsten Aufführung eine größere Rolle haben will, darf sie den Unterricht nicht versäumen. Deinetwegen wird sie wieder enttäuscht werden.«

»Mir ging es darum, dass ihr das vielleicht egal ist, weil ihr der Ballettunterricht sowieso nicht gefällt.«

Ich sah, wie sich ihr Brustkorb hob und senkte, und eine Röte kroch aus dem Ausschnitt ihres schwarzen

Cocktailkleids hoch. »Warum machst du das?«

»Was denn jetzt schon wieder?«

»Was du immer machst! Nörgeln, Streit suchen.«

»Warum wirfst du mir jedes Mal vor, dass ich Streit suche, wenn ich eine andere Meinung habe als du?«

»Ach, du meine Güte. Ich hab deinen Mist so was von satt, das kann ich dir gar nicht sagen.«

Damit beendete sie das Gespräch. Es machte mir hinterher mehr zu schaffen, als mir lieb war, aber immerhin weniger, stellte ich mit bitterer Zufriedenheit fest, als wenn wir noch zusammen gewesen wären. Ja, sogar weniger als noch am

Vortag. Vielleicht bedeutete das einen Fortschritt.

★

Am nächsten Tag hatte ich im Büro wieder viel zu tun, und am Freitag war dann der Dreh für Taglieris dritten Spot an der Reihe. Die Kamera wurde dafür extra auf Tischplattenhöhe platziert, um die kleine Schauspielerin aus der Froschperspektive zu filmen. So entstand ein zusätzlicher komischer Effekt.

Die Einstellungen waren so gelungen, dass sogar das Kamerateam lachen musste. Perfekt.

★

Am Spätnachmittag brachte ich London wie üblich zum Ballett.

Trotz eines sichtlichen Mangels an Begeisterung war sie umgezogen nach unten gekommen.

Ich fragte sie nicht noch einmal, ob sie Lust hatte. Mit Sicherheit hatte Vivian sie genauso zurechtgewiesen wie mich, und ich wollte London nicht in Verlegenheit bringen. Ich wusste nur allzu gut, was für ein schlechtes Gewissen Vivian einem einreden konnte.

Als ich sie jetzt mit hängenden Schultern auf dem Sofa sitzen sah, ließ ich mich neben ihr nieder.

»Was möchtest du nach dem Ballett machen?«

»Weiß ich nicht«, murmelte sie.

»Weil ich dachte, dass wir vielleicht, also nur ganz vielleicht …«

Ich brach ab. Ein paar Sekunden vergingen, dann sah sie mich von der Seite an. »Was?«

»Ach nichts.«

»Was denn?«

»Na ja, wahrscheinlich hast du eh keine Lust.« Ich tat, als verlöre ich das Interesse.

»Sag schon!«, drängte sie.

Ich atmete geräuschvoll aus. »Ich dachte, weil Mommy nicht da ist, könnten wir beide uns vielleicht für heute Abend zu einem Date verabreden.«

London kannte Vivians und meine

romantischen Freitagabende, auch wenn sie natürlich nicht wusste, wie genau sie abliefen.

In ihrer Miene lag ein Staunen. »Nur du und ich?«

»Dachte ich mir so. Nach dem Ballett ziehen wir uns schick an und kochen zusammen, und danach können wir mit Fingerfarben malen oder einen Film anschauen. Aber nur, wenn du magst.«

»Ja, mag ich.«

»Schön. Und was willst du essen?«

Sie legte sich einen Finger aufs Kinn. »Ich glaube, Hühnchen.«

Ich nickte. »Das klingt gut. Genau das wollte ich auch.«

»Aber ich will nicht mit Fingerfarben

malen. Sonst schmiere ich mir was auf mein Kleid.«

»Wie wär's dann mit Ausmalen? Ich kann das allerdings nicht sehr gut.«

Sie strahlte. »Das macht nichts, Daddy. Du kannst ja üben.«

»Das ist ein toller Plan.«

★

Zum ersten Mal, seit ich London durch die Gegend kutschierte, hatte sie auf dem Weg zum Ballett gute Laune. Mit dem Unterricht hatte das natürlich nichts zu tun, sondern ich hörte mir einen endlosen Fluss von Ideen an, was sie abends anziehen könnte. Welches Kleid, ob dazu eine Glitzerspange oder eine

Schleife und welche Schuhe.

Auf dem Weg in den Ballettraum drehte sie sich plötzlich um, rannte zu mir zurück, umarmte mich und sauste dann zum Tanzboden. Ms. Hamshaw ließ keine Reaktion erkennen, was wohl das Höchstmaß an Nettigkeit war, das sie zu bieten hatte.

Während Londons Unterricht fuhr ich zum Supermarkt und kaufte die Zutaten für das Abendessen. Da wir am nächsten Morgen schon um acht Uhr mit Emily verabredet waren, entschied ich mich für ein fertiges Grillhähnchen aus der Feinkostabteilung, Dosenmais, Birnenhälften, Apfelmus aus dem Glas und Traubensaft. Wenn wir gegen halb

sieben aßen, schaffte London es immer noch ungefähr um ihre normale Zeit ins Bett.

Was ich nicht einkalkuliert hatte, war, dass Fünfjährige lange brauchen können, um sich für ein Date mit ihrem Vater umzuziehen. Zu Hause lief London sofort die Treppe hinauf und verbot mir, ihr zu helfen. Ich machte mich ebenfalls schick, sogar einschließlich eines Jacketts. Dann bereitete ich das Essen vor, was ganze fünf Minuten dauerte, und deckte den Tisch mit dem guten Geschirr. Zum Schluss zündete ich noch Kerzen an, nachdem ich den Traubensaft in Weingläser gegossen hatte. Dann lehnte ich mich an den Küchenschrank und

wartete.

Nach einer Weile setzte ich mich an den Tisch.

Dann ging ich ins Wohnzimmer und schaltete den Sportkanal an.

Immer mal wieder stellte ich mich an die Treppe und rief nach London, woraufhin sie von mir verlangte, unten zu bleiben, sie sei noch nicht fertig.

Als sie schließlich kam, spürte ich Tränen in den Augen brennen. Sie hatte sich einen blauen Rock und ein blau-weiß kariertes Oberteil ausgesucht, dazu weiße Strümpfe und Schuhe und ein passendes blaues Haarband. Das Tüpfelchen war die unechte Perlenkette, die sie angezogen hatte. Trotz meiner

Bedenken, was Vivians häufige Shopping-Touren mit unserer Tochter betraf, war ich wirklich beeindruckt.

»Du siehst sehr hübsch aus.« Ich stand auf und schaltete den Fernseher aus.

»Danke.« Vorsichtig lief sie ins Esszimmer. »Der Tisch ist echt schön.«

Ihren Versuch, so erwachsen wie möglich zu wirken, empfand ich als unfassbar niedlich.

»Nett, dass du das sagst, mein Schatz. Möchtest du jetzt essen?«

»Ja, bitte.«

Ich zog den Stuhl für sie heraus. Als sie saß, trank sie einen Schluck Traubensaft. »Der schmeckt aber gut.«

Dann servierte ich. London breitete

sorgsam ihre Serviette auf dem Schoß aus, ich tat es ihr nach.

»Wie war es heute in der Schule?«, fragte ich.

»Lustig. Bodhi sagt, er will sich morgen im Zoo die Löwen ansehen.«

»Ich auch. Löwen mag ich gern. Aber ich hoffe, sie haben keine bösen wie Scar.« Womit ich mich natürlich auf den Schurken in dem Film *Der König der Löwen* bezog.

»Aber nein, Daddy. Das ist doch nur ein Zeichentrickfilm.«

»Ach, stimmt ja.«

»Du bist albern.«

Ich musste lächeln, als sie anmutig ihre Gabel in die Hand nahm. »Das höre ich

nicht zum ersten Mal.«

★

Nach dem Essen malten wir. Zufällig hatte London ein Ausmalbuch mit Zootieren, und wir saßen eine Stunde lang am Küchentisch und schufen Wesen, die nur in Regenbogenwelten existieren konnten.

Obwohl sie erst seit ein paar Wochen zur Schule ging, malte London schon deutlich besser. Sie blieb innerhalb der Linien und schattierte sogar einzelne Teile der Bilder. Kein Verschmieren und Krakeln mehr wie noch vor einem Jahr.

Mein kleines Mädchen wurde langsam groß, wie ich mit einem schmerzlichen

Ziehen in der Brust feststellte.

Kapitel 18

Es ist kein Date

Einen Monat nach meinem College-Examen war ich zur Hochzeit eines Kommilitonen namens Tom Gregory in Chapel Hill eingeladen. Tom war der Sohn einer Ärztin und eines Arztes, und der Vater seiner künftigen Frau, einer überschlanken Dunkelhaarigen namens Claire DeVane, besaß eine auf Backhähnchen spezialisierte Imbisskette. Das Unternehmen mochte nicht elitär sein, aber es warf Geld wie Heu ab, und als Hochzeitsgeschenk hatte das Paar bereits eine Villa und ein Mercedes-Cabrio erhalten.

Der Dresscode lautete natürlich Abendgarderobe. Ich hatte gerade erst bei Jesse Peters angefangen und noch kein Gehalt bekommen; daher war ich in der Regel pleite. Um mir einen Smoking zu leihen, hatte das Geld noch gereicht, übernachten musste ich bei einem anderen Kommilitonen. Er hieß Liam Robertson und sollte kurz darauf ein Jurastudium anfangen. Obwohl er ebenfalls aus Charlotte stammte, waren wir nie sonderlich eng befreundet gewesen, aber man kannte sich eben.

Bis dahin hatte ich erst ein Mal einen Smoking getragen, einen dunkelblauen bei meinem Schulabschlussball. Das entsprechende Foto zierte den Kaminsims meiner Eltern, bis ich heiratete. Damals

allerdings hatte ich eine Fliege zum Anklemmen gehabt, zu diesem Smoking nun gehörte eine echte zum Binden.

Leider hatte Liam genauso wenig Ahnung wie ich, wie das ging, und ich hatte bereits ein halbes Dutzend gescheiterter Versuche hinter mir. In dem Moment flog die Haustür auf, und Emily kam herein.

Ich hatte sie schon ein paarmal gesehen, aber nie mit ihr gesprochen. Sie und Liam kannten sich seit Kindertagen und waren angeblich nur Freunde. Dennoch ging sie als Liams Begleitung mit zu der Hochzeit, »damit sie ein gutes Wort für mich einlegen kann, falls ich jemanden kennenlerne«. Als ich sie sah, riss ich die Augen auf.

Das war nicht die Emily, die ich bisher mit

Liam zusammen erlebt hatte, die unkonventionelle mit den langen Röcken und den Birkenstocks, normalerweise ungeschminkt. Vor mir stand eine Frau in einem tief ausgeschnittenen Cocktailkleid und schwarzen hochhackigen Pumps. Ergänzt wurde das elegante Outfit durch geschmackvolle Diamantohrstecker. Die Wimperntusche betonte ihre auffallende Augenfarbe, und der rote Lippenstift schmeichelte den vollen Lippen. Die Haare fielen ihr in Wellen über die Schultern.

»Hallo, Emily!«, rief Liam. »Russ braucht Hilfe beim Anziehen!«

»Ich freu mich auch, dich zu sehen, Liam«, gab sie spöttisch zurück. »Und danke für das Kompliment.«

»Du siehst übrigens super aus«, ergänzte Liam.

»Zu spät«, murmelte sie halblaut, während sie auf mich zukam. »Der war schon immer ahnungslos«, fügte sie hinzu. »Und du bist Russ?«

Ich nickte, bemüht, sie nicht anzustarren.

»Ich bin Emily. Rein theoretisch bin ich Liams Date, aber eigentlich ist er mehr ein egozentrischer kleiner Bruder für mich.«

»Das habe ich gehört!«, rief er.

Wegen ihrer lockeren Vertrautheit kam ich mir wie ein unbeteiligter Zuschauer vor, obwohl wir nur Zentimeter voneinander entfernt standen.

»Was haben wir denn hier?« Sie entknotete die Schleife und legte sie mir dann wieder um

den Hals. Mir fiel auf, dass sie nur wenig kleiner war als ich und einen blumigen Duft trug.

»Das ist nett von dir«, sagte ich. »Woher kannst du das?«

»Ich musste früher meinem Vater helfen, der hat es auch nie gelernt. Bei ihm saß sie immer schief.«

Mit ihren langen Fingern zupfte sie die Fliege gerade. Unsere Gesichter waren so dicht beieinander, dass ich das Gefühl hatte, ich würde sie gleich küssen, und wieder schoss mir durch den Kopf, wie schön sie war. Mein Blick wurde von ihren Lippen angezogen, dann von ihrem Hals. Im Ausschnitt ihres Kleides konnte ich eine winzige Spitzenschleife vorn an ihrem BH erkennen.

»Gefällt's dir?«, zog sie mich auf.

Ich errötete und blickte hastig geradeaus wie ein Kadett an einer Militärschule. Sie lächelte.

»Männer«, sagte sie. »Ihr seid doch alle gleich.«

Schweigend stand ich weiterhin stramm. Schließlich klopfte sie mir sanft mit beiden Händen auf die Brust und zwinkerte. »Aber da du irgendwie süß bist, will ich dir verzeihen«, sagte sie.

★

Als ich am nächsten Morgen in Emilys Einfahrt bog, sah ich, dass sie gerade eine kleine Kühlbox in ihren SUV stellte.

London stieg aus, hüpfte zu ihr und

umarmte sie.

»Wo ist Bodhi?«, hörte ich meine Tochter fragen.

»In seinem Zimmer«, antwortete Emily. »Er sucht Filme für unterwegs aus. Willst du ihm helfen?«

»Ja, bitte.« Augenblicklich rannte London zur Tür und verschwand.

Emily sah ihr nach, dann drehte sie sich zu mir um. Sie trug eine kurze Hose und ein ärmelloses Top, die Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebändigt. Sie leuchtete geradezu vor Gesundheit und Vitalität, und ich konnte den Blick nicht von ihrem dicken Haar und der makellosen Haut abwenden.

»Ja, bitte?«, wiederholte sie Londons

Worte.

»Sie ist sehr höflich.« Ich hoffte, meine Blicke waren nicht zu auffällig.

»Das gefällt mir«, sagte sie. »Ich habe es bei Bodhi probiert, aber er hat es nie angenommen.« Sie wirkte so jugendlich wie früher, was mich zu meiner Verwirrung innerlich um Jahre zurückversetzte.

»Das wird bestimmt schön heute«, meinte ich. »London freut sich.«

»Bodhi auch. Er will, dass London bei uns mitfährt.«

»Von mir aus gern, ich folge euch einfach.«

»Du natürlich auch, Schlaumeier. Wir brauchen doch nicht zwei Autos, und ich

will den beiden auf keinen Fall ohne Unterstützung ausgeliefert sein. Außerdem dauert die Fahrt zwei Stunden, und das Schätzchen hier« – sie deutete mit dem Kopf auf den SUV – »hat einen DVD-Spieler für die Kinder.«

»Soll ich fahren?«, erbot ich mich.

»Wenn du nicht für die Verpflegung zuständig sein willst? Was allerdings bedeutet, sich alle paar Minuten zu bücken und Essen auszupacken.«

Mir fiel wieder der Kommentar meines Vaters über Familienausflüge ein. »Ach, dann fahre ich wirklich besser.«

★

Bevor wir auch nur das Viertel verlassen

hatten, fragte Bodhi schon, ob sie *Madagascar 3* sehen durften.

»Wartet doch noch, bis wir auf dem Highway sind«, sagte Emily über die Schulter.

»Kann ich was zu essen haben?«, legte Bodhi nach.

»Du hast gerade gefrühstückt.«

»Aber ich hab Hunger.«

»Was möchtest du denn?«

»Fischli.«

Solches Knabberzeug hatte Vivian niemals in unserem Haushalt geduldet, aus meiner eigenen Kindheit war es jedoch nicht wegzudenken.

»Was ist ein Fischli?«, fragte London.

»Das ist ein salziger Keks in

Goldfischform«, erklärte Emily. »Schmeckt echt gut.«

»Darf ich auch einen, Daddy?«

Mein Blick huschte zum Rückspiegel. Ich fragte mich, was London wohl davon hielt, dass ich mit Emily vorn saß und nicht mit ihrer Mutter. Oder ob es für sie überhaupt eine Rolle spielte.

»Natürlich darfst du.«

★

Die Fahrt zum Zoo verging wie im Flug. Die Kinder waren in ihren Film vertieft, aber da sie uns hören konnten, erwähnten wir weder David noch Vivian. Ebenso wenig streiften Emily und ich unsere gemeinsame Vergangenheit.

Ich erzählte ihr von meiner Arbeit, und sie sprach von ihren Bildern und einer Ausstellung Mitte November, durch die sie mehr als sonst zu tun hatte. Das Gespräch verlief ungezwungen, als hätten wir nie den Kontakt zueinander verloren.

Doch trotz unserer Vertrautheit kam mir der Ausflug seltsam vor. Es war kein Date, aber noch vor einem Monat hätte ich mir so etwas nicht vorstellen können. Ich fuhr mit Emily in den Zoo, die Kinder im Schlepptau, und wider Erwarten hatte ich kein schlechtes Gewissen. Dafür ertappte ich mich immer wieder dabei, wie ich Emily verstohlen betrachtete und mich fragte, wie David so dumm hatte

sein können.

Und natürlich, warum *ich* damals so dumm gewesen war.

★

»Die sind nachher völlig erledigt«, prophezeite Emily kurz nach unserer Ankunft im Zoo. Seit wir geparkt hatten, rannten die Kinder um die Wette, erst vom Auto zum Ticketschalter, dann zum Brunnen und zurück und weiter zum Souvenirladen. London, stellte ich stolz fest, musste das Leichtathletik-Gen geerbt haben, denn sie war genauso schnell wie Bodhi. Nun inspizierten die beiden das Sortiment des Souvenirshops, während wir auf sie zuschlenderten.

»Ich bin schon vom Zuschauen erschöpft.«

»Warst du heute Morgen laufen?«

»Nur kurz. Sechs Kilometer ungefähr.«

»Besser als ich. Das hier ist meine Bewegung für heute.«

»Wie hältst du dich denn sonst fit?«

»Poledance«, sagte sie. Auf meine erschrockene Miene hin lachte sie. »Das würde dir gefallen, was?« Sie stupste mich an. »Das war ein Witz! Aber du hättest dein Gesicht sehen sollen! Unbezahlbar. Nein, ich versuche, mehrmals die Woche ins Fitnessstudio zu gehen, aber hauptsächlich bin ich mit guten Genen gesegnet und passe beim Essen auf. Das ist leichter, als ständig

Sport machen zu müssen.«

Als wir das Geschäft betraten, hüpfte London auf mich zu.

»Daddy, schau mal! Schmetterlingsflügel!« Sie hielt ein Paar durchsichtige, zarte Flügel zum Umbinden hoch.

»Sehr hübsch«, sagte ich.

»Kaufst du mir die? Für wenn ich im Ballett der Schmetterling sein darf?«

In Ms. Hamshaws Aufführung, bei der London ein Baum sein musste.

»Ich weiß nicht recht, Schatz.«

»Bitte! Sie sind so schön. Und ich kann sie ja schon heute anziehen, dann freuen sich die Tiere. Und heute Abend kann ich sie Mr. und Mrs. Sprinkles zeigen. Die

freuen sich bestimmt auch.«

Da war ich mir zwar nicht so sicher, aber ich schielte nach dem Preis. Die Teile waren bezahlbar. »Du willst sie wirklich heute tragen?«

»Ja!«, bettelte sie und hopste auf und ab. »Und Bodhi will die Libellenflügel.«

Ich spürte Emilys Blick auf mir und drehte mich um. »Möglicherweise sind sie dann leichter zu finden, wenn wir sie verlieren«, stellte sie fest.

»Also gut«, sagte ich. »Aber nur die Flügel, okay?«

»Und nur, wenn ihr euch mit Sonnenmilch eincremt«, ergänzte Emily.

Im Gegensatz zu mir hatte sie welche mitgebracht. Hm.

Nachdem ich bezahlt hatte, half ich London, die Flügel anzuziehen, und Emily assistierte Bodhi. Danach wurden die beiden so dick eingeschmiert, dass sie durch jedes enge Rohr geflutscht wären, und rannten dann mit ausgebreiteten Armen voraus.

Der Zoo war in zwei Bereiche geteilt: Nordamerika und Afrika. Wir begannen mit Nordamerika, bestaunten Seehunde und Wanderfalken, Alligatoren, Bisamratten, Biber, einen Puma und sogar einen Schwarzbär. Immer standen die Kinder schon vor uns an den Käfigen und wollten, wenn Emily und ich schließlich ankamen, schnell weiter. Zum Glück war nicht viel los, trotz des

herrlichen Wetters. Die Temperatur war mild, und zum ersten Mal seit Monaten herrschte keine drückende Schwüle. Was die Kinder allerdings nicht davon abhielt, um Eis und Limo zu betteln.

»Was ist eigentlich aus Liam geworden?«, fragte ich Emily. »Von dem habe ich seit zehn Jahren nichts gehört. Damals hatte er eine Anwaltskanzlei in Asheville und war schon zum zweiten Mal verheiratet.«

»Die Kanzlei hat er immer noch, aber die zweite Ehe hat auch nicht gehalten.«

»Wann hast du zuletzt mit ihm gesprochen?«

»Ungefähr vor sieben oder acht Monaten. Er hat gehört, dass ich mich

scheiden lasse, und wollte sich mit mir verabreden. Auf dem College hatten wir allerdings mehr aus Gewohnheit als aus echter Freundschaft miteinander zu tun. Und mit Gewohnheit meine ich, dass er mich mindestens einmal pro Semester angegraben hat, meistens, wenn er getrunken hatte.«

»Ich habe mich immer gewundert, dass du dich mit ihm abgibst«, sagte ich.

»Unsere Eltern waren befreundet, und er wohnte gegenüber. Mein Vater dachte, er hätte sich einigermaßen im Griff, aber meine Mutter hat ihn zum Glück von Anfang an durchschaut. Er war eben einfach immer da, zu Hause, auf dem College. Damals hatte ich noch

nicht die Fähigkeit entwickelt, den Kontakt zu Leuten abzubrechen. Selbst wenn sie Idioten waren.«

»Ohne ihn hätten wir uns allerdings nie kennengelernt.«

Sie lächelte wehmütig. »Weißt du noch, wie du mich zum Tanzen aufgefordert hast? Bei der Hochzeit?«

»O ja.« Es hatte mich damals über eine Stunde gekostet, den Mut aufzubringen, obwohl Liam zu dem Zeitpunkt schon eine Frau im Visier hatte, die später Ehefrau Nummer eins wurde.

»Du hattest Angst vor mir«, sagte Emily mit einem wissenden Grinsen.

Mir war extrem bewusst, wie nah sie bei mir stand. London und Bodhi liefen

ebenfalls nebeneinander, was mich an die Geschichte erinnerte, die ich London immer noch jeden Abend vorlas. Paarweise gingen wir, denn niemand sollte allein gehen müssen.

»Ich hatte keine Angst«, stellte ich klar. »Es war mir peinlich, dass du mich beim Starren erwischt hattest, als du mir die Fliege gebunden hast.«

»Ach, hör auf, ich fühlte mich geschmeichelt, das weißt du genau. Darüber haben wir schon oft gesprochen. Ich habe mich bei Liam nach dir erkundigt, schon vergessen? Er meinte, du wärst zu streberhaft für mich. Und nicht gut aussehend genug. Und nicht reich genug. Dann hat er mich mal

wieder angebaggert.«

Ich lachte. »Jetzt fällt es mir wieder ein.«

»Hast du noch Kontakt zu deinen Freunden vom College?« Sie kniff die Augen zusammen, als versuchte sie, sich an Gesichter zu erinnern.

»Eigentlich nicht. Nach der Hochzeit habe ich die meisten aus den Augen verloren. Und du?«

»Ich habe eine Handvoll Freunde aus dem College und ein paar aus Kindertagen. Wir treffen uns noch, aber nicht so häufig. Es blieb immer so wenig Zeit, genau wie bei dir.«

Ich bemerkte einen leichten Hauch von Sommersprossen auf ihren Wangen und der Nase, so schwach, dass sie nur

sichtbar waren, wenn Herbstsonnenstrahlen im perfekten Winkel darauf fielen. Kurz schoss mir durch den Kopf, was Vivian wohl denken würde, wenn sie Emily und mich jetzt zusammen sähe.

Plötzlich kam mir die ganze Situation surreal vor: ich mit Emily und den Kindern im Zoo, Vivian irgendwo in Spannermans Armen.

Emilys Hand auf meinem Arm riss mich aus den Grübeleien.

»Alles klar?« Sie musterte mich. »Du warst gerade völlig woanders.«

»Entschuldige.« Ich lächelte mühsam. »Manchmal überfällt es mich einfach. Wie merkwürdig und unerklärlich alles

ist, meine ich.«

Sie schwieg kurz und nahm die Hand fort. »Das wird noch eine Weile so bleiben«, sagte sie dann sanft. »Aber wenn du es schaffst, lass es einfach zu und nimm es, wie es kommt.«

»Das überfordert mich momentan.«

»›Momentan‹ ist das Schlüsselwort. Es kommt schon noch.«

Ein dumpfer Schmerz regte sich in mir, Sehnsucht nach Vivian, aber er hielt nicht an, und ich begriff, dass das an Emily lag. Wenn ich die Wahl hatte, stellte ich fest, verbrachte ich den Tag lieber mit einer lustigen und mitfühlenden Freundin als mit einer Ehefrau, die mich offenbar verachtete.

»So was habe ich lange nicht gemacht«, sagte Emily versonnen. Auf meinen fragenden Blick hin erklärte sie: »Mit einem Freund etwas unternehmen, meine ich. Das letzte Mal muss auf jeden Fall vor David gewesen sein, vielleicht sogar vor dir. Warum eigentlich?«

»Weil wir verheiratet waren.«

»Aber ich kenne Verheiratete, die mit Angehörigen des anderen Geschlechts befreundet sind.«

»Ich sage ja nicht, dass das nicht möglich ist. Aber es kann kompliziert werden, und die meisten wissen das.«

Emily zog ein schiefes Gesicht. »Trifft das auch auf uns zu?«, fragte sie. »Nein, vergiss es. Das war unangebracht.« Sie

strich ein paar lose Strähnen hinter die Ohren. »Es ist nicht meine Absicht, das Verhältnis zwischen dir und Vivian zu verschlechtern.«

»Das weiß ich. Wobei ich nicht sicher bin, ob das überhaupt geht. Vielleicht ist sie gerade mit dem Kerl in Paris.«

»Du weißt es nicht?«

»In unserem einzigen Telefonat diese Woche hat sie mir mitgeteilt, dass sie London an den kommenden drei Wochenenden zweimal besuchen will, auch an ihrem Geburtstagswochenende, und dann hat sie mich zur Schnecke gemacht, weil London ein einziges Mal nicht beim Ballett war. Außerdem hat sie gesagt, sie sei ›schwer zu erreichen‹, was

auch immer das bedeutet. Und dass ich bei Marge oder meinen Eltern übernachten soll, wenn sie da ist, weil sie das Haus für sich will. Ach, und dass sie meinen Mist satthat.«

Emily krümmte sich leicht.

»Es war nicht das schönste Gespräch«, gestand ich.

»Aber du weißt, dass du das Haus nicht verlassen müsstest.«

»Sie sagt, sie will es für London leichter machen.«

»Vermutlich will sie es einfach für sich so.«

»Das auch, aber ich verstehe durchaus, was sie meint. Es würde London durcheinanderbringen, im Hotel zu

wohnen, wenn ihre Mutter da ist.«

»Ihr Leben ist doch schon durcheinander«, sagte Emily. »Warum kann Vivian denn nicht einfach im Gästezimmer schlafen?«

»Auch das würde London wohl verwirren.«

»Dann schlag ihr vor, sie soll erst ins Bett gehen, wenn London schläft, und sich einen Wecker stellen, bevor sie wieder aufwacht. Und tagsüber seid ihr einfach freundlich zueinander. Ich weiß, dass es schwer ist, wenn die Emotionen hochkochen, aber möglich ist es. Und für dich besser, als jedes Mal aus deinem eigenen Haus geworfen zu werden, wenn sie zu Besuch kommt. Das ist

einfach nicht richtig, und du solltest dich nicht so behandeln lassen.«

»Du hast ja recht.« Doch mir graute jetzt schon vor dem Streit, der unausweichlich entstünde. Besser als jeder andere wusste Vivian, wie sie mich verletzen konnte, wenn sie ihren Willen nicht bekam.

»Als wir uns zum ersten Mal in dem Café trafen, habe ich dir erzählt, dass ich dich gesehen habe, als du London abgeliefert hast. Weißt du noch?«

»Ja.«

»Was ich nicht gesagt habe, war, dass ich dich vorher eine Weile beobachtet habe. Ich habe gesehen, wie du mit ihr umgehst, wie sie dich umarmt hat. Das Mädchen vergöttert dich offensichtlich.«

Unerklärlicherweise errötete ich vor Freude. »Nun, im Moment hat sie ja nur mich –«

»Das allein ist es nicht, Russ«, unterbrach sie mich. »Für kleine Mädchen sollte zwar der Vater die erste Liebe sein, aber so läuft es nicht immer. Als ihr euch an dem Tag verabschiedet habt, fiel mir auf, wie liebevoll und vertraut euer Umgang war. Dann erst habe ich dich erkannt und wusste einfach, dass ich mit dir sprechen musste. Also bin ich dir nachgegangen.«

»Ach was.«

»Pfadfinderehrenwort«, sagte Emily. »Du kennst mich. Ich folge meinem Instinkt. Künstlerin, schon vergessen?«

Ich musste lachen. »Nein.« Ich begegnete ihrem entschlossenen Blick und fühlte mich geschmeichelt. »Schön, dass du das getan hast. Ich weiß nicht, in welcher Verfassung ich sonst jetzt wäre. Du warst mir eine Riesenhilfe.«

»Tja, so bin ich eben.« Sie grinste.

»Weißt du, was komisch ist? Ich kann mich gar nicht daran erinnern, dass du früher mal wütend warst. Oder überhaupt an einen ernsthaften Streit. Also, sag mal: Wirst du auch mal wütend?«

»Natürlich! Und ich kann furchteinflößend sein.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Dann leg es lieber nicht darauf an. Ich

bin ein Grizzly, ein Schakal und ein Weißer Hai in einem.« Sie deutete auf unsere Umgebung. »Ich dachte, eine Tier-Metapher wäre passend. Wo wir doch gerade im Zoo sind.«

★

Nach dem Nordamerika-Teil und dem Vogelhaus machten wir Mittagspause. Obwohl Bodhi während der vergangenen vier Stunden unablässig Kleinigkeiten geknabbert hatte, verputzte er einen ganzen Teller Hähnchen-Nuggets mit Pommes und dazu einen Schokomilchshake. London schaffte ungefähr ein Drittel davon, was für sie aber viel war. Weder Emily noch

ich hatten Hunger, wir tranken nur eine Flasche Wasser.

»Dürfen wir jetzt zu den Löwen?«, fragte Bodhi hinterher.

»Erst noch mal Sonnenmilch«, antwortete Emily, und die Kinder sprangen sofort auf.

»Gut, dass du daran denkst. Ich vergesse es immer.«

»Du hast noch nie Davids Verwandtschaft gesehen. Sie leben im Outback, also im echten, australischen Outback, und die Faltentiefe könnte man mit dem Lineal messen. Hier gehen ja auch viele Leute zu lange in die Sonne, aber seine Familie hat wirklich einen starken Eindruck bei mir hinterlassen.

Seitdem verlasse ich fast nie ohne Sonnencreme das Haus.«

»Deshalb hast du die Haut einer Zwanzigjährigen.«

»Ha! Sehr witzig. Trotzdem nett von dir.«

Ich war kurz versucht zu erklären, dass ich es ernst meinte, räumte dann aber lieber die Tabletts weg.

»Wer ist bereit für Afrika?«, fragte ich, als ich zurück war.

Ich muss zugeben, dass dieser Teil des Zoos mir mehr zusagte. Als Kind hatte ich schon Alligatoren im Cape Fear River gesehen, Bisamratten, Biber, alle möglichen Vögel und sogar einen Bären. Er war noch ein Jungtier gewesen, tapste

plötzlich gegenüber meiner Grundschule über die Straße und kletterte auf eine Eiche. So etwas erlebte man zwar nicht alle Tage, aber selten waren Bären in North Carolina nicht. Womit ich sagen will, die Tiere Nordamerikas erschienen mir nicht sehr exotisch.

Noch nie hingegen hatte ich ein Zebra, eine Giraffe oder einen Schimpansen gesehen, nie einem Pavian oder Elefanten gegenübergestanden. Im Zirkus vielleicht – meine Familie ging jedes Jahr, wenn er in der Stadt war, in den Zirkus –, doch die Tiere in einer Umgebung zu erleben, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der afrikanischen Wildnis hatte, faszinierte auch die Kinder.

London schoss mit meinem Handy mehr als hundert Fotos, was ihre Aufregung noch steigerte.

Da wir uns Zeit ließen, beendeten wir unsere Zoorunde erst am späten Nachmittag. Auf dem Weg zum Auto trotteten die Kinder hinter uns her.

»Die werden heute gut schlafen«, sagte ich zu Emily.

»Hoffentlich schläft Bodhi nicht schon im Auto ein. Sonst ist er bis Mitternacht hellwach.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Das ist wie mit der Sonnenmilch und dem Proviant für die Fahrt. Offenbar muss ich noch kräftig an meiner Elternkompetenz arbeiten.«

»Das müssen wir doch alle ständig, das gehört dazu.«

»Du machst den Eindruck, als wüsstest du genau, was du tust.«

»Nicht immer. Diese Woche zum Beispiel, als Bodhi krank war, konnte ich mich nicht entscheiden, ob ich ihn verhätscheln soll oder seine Erkältung wie etwas Alltägliches behandeln.«

»Ich weiß, wie meine Eltern reagiert hätten«, sagte ich. »Wenn ich nicht gerade geblutet habe oder gebrochene Knochen aus der Haut ragten oder das Fieber so hoch war, dass mein Gehirn kochte, haben sie nur mit den Achseln gezuckt und mir gesagt, ich soll mich nicht so anstellen.«

»Trotzdem hast du dich ganz gut entwickelt. Was bedeutet, dass ich vielleicht zu weich mit Bodhi bin. Am Ende ist er noch gern krank, weil er dann eine Sonderbehandlung kriegt.«

»Warum ist es so schwer, richtig gute Eltern zu sein?«

»Man muss gar nicht richtig gut sein«, sagte sie. »Gut genug reicht schon.«

Als ich über ihre Worte nachdachte, begriff ich, warum Marge und meine Eltern Emily so gemocht hatten.

Kapitel 19

Auf der Suche nach meinem eigenen Weg

Schon bei der Hochzeit in Chapel Hill nahm ich mir fest vor, Emily wiederzusehen. Bis der Kuchen angeschnitten und der Brautstrauß geworfen worden war, hatten wir bereits unzählige Male miteinander getanzt. Als schließlich die Band eine Pause machte, gingen wir auf den Balkon, um frische Luft zu schnappen. Über uns hing ein großer orangefarbener Mond, und ich entdeckte in Emilys Miene das gleiche Staunen, das ich empfand.

»Warum ist er eigentlich orange?«, überlegte ich laut.

Zu meiner Überraschung antwortete Emily: »Wenn der Mond tief am Himmel steht, muss das Licht einen längeren Weg durch die Atmosphäre zurücklegen. Dabei streut es, und zwar streuen die blauen, grünen und violetten Anteile des Spektrums stärker, sodass nur Gelb, Orange und Rot bei uns ankommen.«

»Woher weißt du das?« Ich wandte mich ihr zu.

»Das hat mir mein Vater jedes Mal erklärt, wenn wir so einen gesehen haben.« Sie deutete mit dem Kopf auf den leuchtenden Kreis am Horizont. »Und es ist wohl hängen geblieben.«

»Ich bin beeindruckt.«

»Nicht nötig. Wenn du mir irgendeine

andere Frage stellst, mal abgesehen von der Lage des Großen Wagens, könnte ich nicht weiterhelfen. Zum Beispiel weiß ich, dass der ein oder andere Stern da oben ein Planet ist, aber welcher, kann ich dir nicht sagen.«

Ich suchte schnell den Himmel ab. »Das da drüben, genau über dem Baum? Das ist die Venus.«

»Woher weißt du das?«

»Sie ist heller als die Sterne.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Bist du sicher?«

»Nein«, gab ich zu, und sie lachte. »Aber das hat mein Vater mir beigebracht. Er hat mich früher manchmal mitten in der Nacht geweckt, um sich mit mir Sternschnuppenregen anzusehen.«

Ein melancholisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Meiner auch. Wenn wir zelten waren, ist er stundenlang mit Jess und mir aufgeblieben.«

»Jess?«

»Meine ältere Schwester. Hast du Geschwister?«

»Auch eine ältere Schwester. Marge.« Ich versuchte, mir Emily als Kind mit ihrer Familie vorzustellen. »Zelten passt irgendwie gar nicht zu dir.«

Sie runzelte die Stirn. »Warum denn nicht?«

»Weiß nicht, du kommst mir eher wie ein Stadtmensch vor.«

»Was heißt das?«

»Na ja, Cafés, Lesungen, Galerien, Demos, linke Parteien …«

Sie lachte. »Du kennst mich überhaupt nicht.«

Ich nahm meinen Mut zusammen. »Aber ich würde dich gern besser kennenlernen. Was macht dir Spaß?«

»Willst du mich um ein Date bitten?«

Ihr Blick machte mich etwas nervös. »Ich weiß noch nicht, denn wenn du unter Spaß Fallschirmspringen verstehst oder mir mit Pfeil und Bogen Äpfel vom Kopf zu schießen, dann mache ich lieber nur Konversation.«

»Aber Abendessen und Kino?« Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Das wäre eher mein Stil.«

Emily legte eine Hand ans Kinn und schüttelte langsam den Kopf. »Nein, Abendessen und Kino ist zu klischeehaft«,

sagte sie schließlich. »Wie wäre es mit einer Wanderung?«

»Eine Wanderung?« Mit ihren Stilettos wirkte sie so gar nicht wie ein Naturmensch.

»Ja, wie wäre es mit dem Crowders Mountain? Wir könnten den Rocktop-Pfad gehen.«

»Da war ich noch nie.« Genauer gesagt hatte ich noch nie davon gehört.

»Dann abgemacht. Geht bei dir der nächste Samstag?«

Ich sah sie an. Plötzlich fragte ich mich, ob ich sie um eine Verabredung gebeten hatte oder sie mich und ob das überhaupt eine Rolle spielte. Denn mir war in dem Moment schon klar, dass Emily außergewöhnlich war.

★

Am Sonntag arbeitete ich nur wenig, den Großteil des Tages beschäftigte ich mich mit London.

Dass London in die Schule ging, machte mir das Leben durchaus leichter. Sosehr ich meine Tochter liebte, aber eine Fünfjährige sechzehn Stunden am Stück zu bespaßen erschöpfte mich, und ich freute mich auf das Büro am nächsten Tag.

Mit meiner guten Laune war es am Montag allerdings schnell vorbei. Ich hatte gerade London abgeliefert, als ich einen Anruf von Taglieri erhielt, bei dem er fragte, ob ich kurz in seiner Kanzlei vorbeikommen könne.

Eine halbe Stunde später saß ich ihm gegenüber. Er hatte das Jackett ausgezogen und die Ärmel hochgekrempelt, auf seinem Schreibtisch türmten sich unordentliche Papierstapel.

»Danke, dass du dir die Zeit genommen hast«, sagte er. »Ich habe mich am Freitag mit Vivians Anwältin in Verbindung gesetzt. Ich wollte mal vorfühlen, ob es einen Weg gibt, die ganze Sache möglichst glatt vonstattengehen zu lassen.«

»Und?«

»Leider war sie genauso, wie sie mir beschrieben worden ist. Ich musste sie mir nach dem Telefonat sofort auf ihrer Website ansehen. Während des

Gesprächs habe ich mir die ganze Zeit eine Eisstatue statt eines echten Menschen vorgestellt. Ich meine, sie war einfach weit unter dem Gefrierpunkt.«

Das hörte sich gar nicht gut für mich an. »Und was bedeutet das?«

»Es bedeutet, dass es wahrscheinlich schwerer als nötig für dich wird, je nachdem, wie sehr du dich wehren willst.«

»Mir ist das Geld nicht so wichtig wie London. Ich will gemeinsames Sorgerecht.«

»Verstehe.« Er hob die Hand. »Aber wie soll das gehen? Vivian hat ihren Wohnsitz jetzt in Atlanta. Meine Frage an dich lautet, ob du bereit wärst, nach

Atlanta zu ziehen.«

»Warum ich? Mein Haus ist hier, meine Familie ist hier. Meine Arbeit.«

»Genau das meine ich. Selbst wenn du das gemeinsame Sorgerecht erreichst, wie soll das funktionieren? Du hättest nicht gerade viel Gelegenheit, London zu sehen. Weshalb Vivian auch, nehme ich an, das alleinige Sorgerecht beantragt hat – und die tatsächliche Personensorge. Sie ist bereit, dir ein Besuchsrecht einzuräumen –«

»Nein. So läuft das nicht. Ich bin Londons Vater. Ich habe Rechte.«

»Natürlich. Aber wir wissen beide, dass Gerichte normalerweise eher zugunsten der Frau entscheiden. Und Vivians

Anwältin hat mir mitgeteilt, dass Vivian bis vor ein paar Monaten die Hauptbezugsperson war.«

»Ich musste arbeiten gehen, damit sie zu Hause bleiben konnte!«

Wieder erhob Joey die Hände, und seine Stimme nahm einen beschwichtigenden Tonfall an. »Das weiß ich doch. Und ich finde es auch nicht fair. Bei Sorgerechtsstreitigkeiten sind die Väter wirklich im Nachteil. Besonders in Situationen wie deiner.«

»Sie ist diejenige, die ausgezogen ist. Sie hat uns verlassen!«

»Laut Vivians Anwältin hatte sie keine andere Wahl. Da du nicht mehr in der Lage warst, für den Lebensunterhalt

eurer Familie zu sorgen, musste sie sich einen Job suchen.«

»Das stimmt nicht! Vivian wollte unbedingt arbeiten. Ich habe sie zu gar nichts gezwungen.«

Taglieri musterte mich mit einem mitfühlenden Blick. »Ich glaube dir. Und ich stehe auf deiner Seite, Russ. Ich berichte nur, was ihre Anwältin gesagt hat. Übrigens, egal wie bissig sich die Frau gibt, Angst habe ich nicht vor ihr. Sie hat es noch nie mit der Bulldogge zu tun gehabt, und ich bin gut in meinem Job. Ich wollte dich nur auf den neuesten Stand bringen und dich vorbereiten. Die Sache ist jetzt schon unschön, und wahrscheinlich wird sie im Laufe der

nächsten Monate noch unschöner.«

»Was soll ich tun?«

»Momentan gar nichts. Die Scheidungsvereinbarung, die sie geschickt haben, kannst du erst mal ignorieren. Ich setze ein Gegenschreiben auf, da habe ich schon ein paar Ideen. Allerdings bin ich die nächsten Wochen viel vor Gericht, deshalb wird das noch ein bisschen dauern. Mach dir bitte keine Sorgen, wenn du nichts von mir hörst. Erfahrungsgemäß will man in solchen Situationen alles so schnell wie möglich erledigt haben, was im Allgemeinen aber nicht funktioniert. Ich habe vor, noch mal ein längeres Gespräch mit ihr zu führen, aber es besteht kein Grund zur Eile.

Momentan wohnt London noch bei dir. Das ist gut, und je länger das so bleibt, desto besser für dich. Vivian kann frühestens nächsten März die Scheidung einreichen, wir haben also noch reichlich Zeit, eine für beide Seiten annehmbare Vereinbarung auszuhandeln. Bis dahin solltest du vielleicht probieren, ob du dir nicht so mit Vivian einig werden kannst. Ehrlich gesagt glaube ich zwar nicht, dass sie sich darauf einlassen wird, aber einen Versuch ist es wert.«

»Und was, wenn es nicht klappt?«

»Sei ein guter Vater, sorge anständig für London. Ich kann gar nicht genug betonen, wie wichtig das ist. Denk daran, dass wir jederzeit auch einen

Psychologen einschalten können, der sich mit London unterhält und vor Gericht ein Gutachten –«

»Nein«, unterbrach ich ihn. »Das tue ich London nicht an. Sie soll sich nicht zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater entscheiden müssen.«

Joey senkte den Blick. »Du hältst das vielleicht für keine gute Idee, aber Vivian könnte darauf bestehen, weil sie hofft, davon zu profitieren.«

»Das würde sie nicht machen. Sie liebt London abgöttisch.«

»Genau deshalb darfst du dich nicht wundern, dass sie alles tun würde, um das Sorgerecht zu bekommen.«

★

So wütend und verängstigt wie nach dem Termin bei Taglieri war ich nicht gewesen, seit Vivian mich verlassen hatte. Erbost rief ich aus dem Büro Marge an, die genauso aufgebracht reagierte wie ich. Als sie Vivian mit einem ziemlich derben Schimpfwort bedachte, gab ich ihr im Stillen recht.

Aber nach dem Gespräch mit ihr fühlte ich mich kaum besser, deshalb rief ich letzten Endes Emily an und fragte, ob sie sich mit mir zum Mittagessen treffen wolle.

Da ich vor Wut immer noch schäumte, wollte ich ungern ins Restaurant gehen. Vielmehr schlug ich einen Park vor, in

dem ein paar Picknicktische aufgestellt waren. Ich besorgte in einem Feinkostladen zwei unterschiedliche Sandwiches und zwei Suppen, dazu ein paar kleine Tüten Chips und zwei Flaschen Eistee.

Emily saß bereits an einem Tisch, als ich auf den Parkplatz bog. Ich stellte den Wagen neben ihrem ab und ging auf sie zu.

Offenbar machte ich einen mitgenommenen Eindruck, denn sie stand auf und umarmte mich kurz. Sie trug eine kurze Hose, dazu eine weite Bluse und Sandalen. »Ich würde ja fragen, wie es dir geht, aber man sieht dir an, dass es kein guter Tag ist. Stimmt's?«

»Überhaupt nicht.« Ihren Körper so dicht an meinem zu spüren hatte eine stärkere Wirkung auf mich, als ich zugeben wollte. »Danke, dass du gekommen bist.«

»Klar doch.« Wir setzten uns, und ich stellte das Essen auf den Tisch. Hinter uns spielten Kleinkinder auf einem Holzgerüst mit Rutschen, Brücken und Schaukeln. Die Mütter standen entweder daneben oder saßen auf Bänken und waren mit ihren Handys beschäftigt.

»Was ist los?«

Ich erzählte Emily von meinem Gespräch mit Taglieri. Sie hörte stirnrunzelnd zu und sah mich am Ende fragend an. »Würde sie das wirklich tun?

London in euren Streit mit reinziehen?«

»Taglieri hält das offenbar nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich.«

»Ach je. Das ist furchtbar. Kein Wunder, dass du wütend bist. Ich wäre auch stinksauer.«

»Das ist noch untertrieben. Im Moment kann ich den Gedanken an sie kaum ertragen. Was seltsam ist, denn bisher wollte ich sie eigentlich immer unbedingt sehen.« Ich schwieg für einen Moment, ehe ich fortfuhr: »David war aber nicht so, oder? Du meintest ja, er sei großzügig in finanzieller Hinsicht, und du hast das Sorgerecht für Bodhi.«

»Er war aber nicht von Anfang an so

entgegenkommend. Erst sprach er davon, Bodhi mit nach Australien zu nehmen.«

»Aber das wäre doch gar nicht möglich gewesen, oder?«

»Wahrscheinlich nicht. Bodhi hat die amerikanische Staatsbürgerschaft, aber allein die Drohung hat mir wochenlang schlaflose Nächte bereitet. Ich vermochte mir nicht vorzustellen, meinen Sohn nicht mehr zu sehen.«

Das konnte ich voll und ganz nachfühlen.

★

Nach dem Essen fuhr ich nicht zurück ins Büro, sondern nach Hause. An den

Wänden hingen zahllose Fotos, größtensteils von London. Zum ersten Mal fiel mir auf, dass auf den meisten dieser Bilder auch Vivian zu sehen war. Viele waren professionell aufgenommen, während es von mir und London nur einige wenige Schnappschüsse gab.

Jetzt fragte ich mich, ob Vivian mich wohl schon lange in Bezug auf meine Tochter als nebensächlich betrachtete. Vielleicht interpretierte ich auch zu viel hinein. Ich hatte ja meistens gearbeitet, also gab es natürlich mehr Fotos von Vivian mit ihr. Nur, warum hatte sie das nicht bemerkt und gegengesteuert? Warum hatte sie sich nicht bemüht, mehr Momente von uns zu dritt zu bewahren,

damit London mit eigenen Augen sehen konnte, dass ich sie genauso liebte wie Vivian?

Die Antwort darauf kannte ich nicht. Was ich allerdings wusste, war, dass ich nicht andauernd an Vivian erinnert werden wollte, deshalb musste sich etwas ändern. Entschlossen marschierte ich durchs Haus und nahm alle Fotos mit Vivian ab. Ich hatte nicht die Absicht, sie wegzuwerfen. Einige legte ich in Londons Zimmer, andere verstaute ich in einer Schachtel. Im Anschluss zog ich mir ein T-Shirt und Shorts an, ging ins Wohnzimmer und stellte die Möbel um. Sofas, Sessel, Lampen. Ich tauschte sogar ein Bild gegen eines aus dem

Arbeitszimmer aus. Als ich fertig war, sah es zwar nicht unbedingt besser aus – Vivian hatte einen guten Blick für Inneneinrichtung –, aber definitiv anders. Dann nahm ich mir das Arbeitszimmer vor, stellte den Schreibtisch an eine andere Wand, verrückte das Bücherregal und hängte zwei Bilder um. Im Schlafzimmer ließ ich das Bett zwar stehen, rutschte aber sämtliche Möbel, die ich bewegen konnte, an andere Plätze und ersetzte die Tagesdecke durch eine seit Jahren unbenutzte, die ich im Wäscheschrank fand.

In einem anderen Schrank entdeckte ich diverse Dekorationsgegenstände und wechselte Vasen, Lampen und Schalen

aus. Ein Gutes hatte Vivians Shopping-Eifer wenigstens, dachte ich mir. In meinen Schränken gab es so viel Auswahl wie in einem Kaufhaus.

Als London aus der Schule kam, sah sie sich mit großen Augen um.

»Es sieht aus wie ein neues Haus, Daddy.«

»Ein bisschen. Gefällt es dir?«

»Ja, sehr!«, rief sie.

Obwohl ihre Bestätigung mir guttat, hatte ich den Verdacht, dass sie gar nicht auf die Idee kam, es nicht zu mögen. Außer Ballett gefiel London im Prinzip alles.

»Das freut mich«, sagte ich. »In deinem Zimmer hab ich nichts verändert.«

»Den Hamsterkäfig darfst du auch woanders hinstellen, wenn du willst.«

»Soll ich?«

»Sie sind nachts immer noch so laut. Sobald es dunkel wird, rennen sie in dem Rad herum.«

»Das liegt daran, dass sie nachtaktiv sind.«

Sie sah mich ratlos an. »Was ist das?«

»Nachtaktiv heißt, dass sie gern tagsüber schlafen und nachts wach sind.«

»Damit sie mich nicht vermissen, wenn ich in der Schule bin?«

Ich musste grinsen. »Genau.«

Sie schwieg für ein paar Sekunden. »Du, Daddy?«

Ich liebte es, wie sie diese Worte

aussprach, wenn sie mich um etwas bitten wollte. Wie lange sie das wohl noch machen würde?

»Ja, Schätzchen?«

»Gehen wir Fahrradfahren?«

Nach meiner Joggingrunde am Morgen und dem Möbelrücken war ich zwar schon ziemlich erschöpft, aber *Du, Daddy* siegte, wie üblich.

★

Zum ersten Mal dachte ich daran, meine Tochter mit Sonnenmilch einzucremen. Wobei es mittlerweile Ende September war und daher vermutlich keine große Rolle mehr spielte.

London zog ihren Helm an, und sobald

ich sie angeschoben hatte, sprang ich auf mein Rad und fuhr ihr nach.

In unserer unmittelbaren Nachbarschaft waren die Straßen wunderbar eben, der hintere Teil des Viertels dagegen war hügelig. Nicht besonders steil, wohlgemerkt, in meiner Jugend hätte ich es wahrscheinlich langweilig gefunden. Damals raste ich am liebsten von den höchsten Bergen hinunter und umklammerte dabei den Lenker so fest, dass ich das Gefühl in den Fingern verlor. Aber in der Hinsicht waren London und ich verschieden. Die Vorstellung, immer schneller zu werden, ohne zu treten, machte London nervös, weshalb wir bisher die hügeligen Straßen gemieden

hatten.

Mittlerweile allerdings hatte sie meiner Einschätzung nach den Punkt erreicht, an dem sie ein flaches Gefälle bewältigen konnte, also fuhren wir in diese Richtung.

Leider waren in Scharen Mücken unterwegs, und ich sah London auf ihren Arm schlagen. Das Fahrrad geriet ins Wackeln, als sie den Lenker kurz losließ, sie fiel jedoch nicht um. Mein kleines Mädchen hatte einiges dazugelernt.

»Du fährst jetzt richtig gut!«, rief ich ihr zu.

»Danke.«

»Meinst du, du bist schon bereit, mal bergab zu fahren?«

»Ich weiß nicht.« Sie sah mich von der

Seite an. »Das ist irgendwie unheimlich.«

»So schlimm ist es gar nicht. Und es macht Spaß, schnell zu sein.«

Wieder ließ sie den Lenker los und kratzte sich am anderen Arm. Wieder schwankte das Fahrrad.

»Ich glaube, ich bin von einer Mücke gestochen worden.«

»Kann gut sein.«

»Es juckt.«

»Zu Hause kühlen wir die Stelle, okay?«

Schließlich fuhren wir einen sanften Hügel hinauf. Die andere Seite war kürzer und etwas steiler, und oben angekommen, hielt London an.

»Was meinst du?«, fragte ich.

»Es ist ganz schön steil.« In ihrer Stimme

lag ein ängstliches Beben.

»Ich glaube, du schaffst das. Wie wäre es, wenn wir es mal versuchen?«

Wie gesagt, ich als Kind hätte den Abhang kaum erwähnenswert gefunden. Doch natürlich war das alles fünfundzwanzig Jahre her, und ich konnte mich nicht mehr erinnern, wie unsicher man sich als Fahranfänger fühlte.

Als London wieder anfuhr, schwankte sie auf die linke Straßenseite hinüber. Wahrscheinlich hätte sie sich wieder gefangen, hätte nicht zwanzig Meter weiter ein Auto rückwärts aus einer Einfahrt gesetzt. Der Fahrer hatte uns höchstwahrscheinlich noch gar nicht

bemerkt, da das Grundstück von Hecken umgeben und London so klein war. Außerdem hatte er es, seiner Geschwindigkeit nach zu urteilen, offenbar eilig. Als London ihn sah, fuhr sie noch weiter nach links, gleichzeitig schlug sie nach einer Mücke. Genau vor ihr ragte ein Briefkasten auf.

Ihr Vorderreifen prallte gegen den Bordstein.

»Pass auf!«, schrie ich. London versuchte, die Hand wieder auf den Lenker zu legen, rutschte aber ab. Mir war klar, was jetzt passieren würde, und voller Entsetzen beobachtete ich, wie der Reifen zur Seite rutschte. London flog über den Lenker und knallte mit Kopf

und Oberkörper auf den Briefkasten.

Blitzschnell sprang ich vom Fahrrad und rannte zu ihr. Den überraschten Blick des Autofahrers nahm ich kaum wahr, als ich neben London in die Hocke ging.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten, reglos, vollkommen still. Panik durchströmte mich, als ich sie vorsichtig umdrehte.

So viel Blut.

O Gott, o Gott, o Gott.

Ich weiß nicht, ob ich es laut sagte oder nur in meinem Kopf hörte. Londons Augen waren geschlossen, ihr Arm fiel kraftlos auf den Boden, als ich sie umdrehte, als schliefe sie.

Aber sie schlief nicht.

Noch nie hatte ich solche Angst empfunden. Ich betete um ein Zeichen, dass sie noch lebte, doch eine gefühlte Ewigkeit lang geschah nichts. Endlich flatterten ihre Lider, und ich hörte sie nach Luft schnappen. Der Schrei, der dann folgte, war ohrenbetäubend.

Mittlerweile war der Autofahrer verschwunden, möglicherweise hatte er gar nicht richtig mitbekommen, was passiert war. Ich hatte kein Handy bei mir, deshalb konnte ich keinen Krankenwagen rufen. Hektisch überlegte ich, ob ich zum nächsten Haus rennen und dort telefonieren sollte, aber ich wollte meine Tochter nicht allein lassen.

All diese Gedanken rasten in irrsinniger Geschwindigkeit durch meinen Kopf, und sie musste ins Krankenhaus.

Das Krankenhaus.

Sanft hob ich sie hoch und lief los.

Ohne meine Beine und Arme zu spüren, nur mein Ziel vor Augen, rannte ich durch die Straßen. Sobald ich unser Haus erreichte, legte ich London auf den Rücksitz des Wagens. Immer noch floss das Blut aus einer klaffenden Kopfwunde, ihr T-Shirt sah aus wie in rote Farbe getaucht.

Ich stürzte ins Haus, schnappte mir Schlüssel und Brieftasche und knallte die Haustür so laut zu, dass die Fenster klirrten. Dann sprang ich in den Wagen,

ließ den Motor an und fuhr mit quietschenden Reifen los.

London bewegte sich nicht und hatte die Augen wieder geschlossen.

Meine Sinne waren vom Adrenalin geschärft, nie hatte ich meine Umgebung deutlicher wahrgenommen. Ich flog an Häusern vorbei und hielt an einem Stoppschild, dann trat ich wieder aufs Gas. Auf der Hauptstraße überholte ich links und rechts, und an einer roten Ampel hielt ich nur kurz an und rollte dann über die Kreuzung, ohne mich um das Hupkonzert zu kümmern.

Immer noch lag London stumm und schlaff auf dem Rücksitz.

Ich schaffte den fünfzehnminütigen

Weg in sieben Minuten und hielt direkt vor der Notaufnahme. Wieder nahm ich meine Tochter auf den Arm und trug sie in den halb vollen Wartebereich.

Die Schwester am Empfang erkannte sofort, dass es sich um einen Notfall handelte, zeigte auf eine Schwingtür und rief: »Hier entlang!«

Hastig lief ich in ein Untersuchungszimmer und legte London auf den Tisch. Kurz darauf folgten eine Schwester und ein Arzt.

Ich versuchte mühsam zu erklären, was passiert war, während der Arzt Londons Augenlider anhob und mit einer Lampe in die Pupillen leuchtete.

»Ich glaube, sie war bewusstlos«, sagte

ich hilflos, woraufhin der Arzt ein paar knappe medizinische Fachbegriffe von sich gab, die ich nicht verstand. Das Blut wurde von Londons Gesicht gewischt und ihr verletztes Handgelenk untersucht.

»Wird sie wieder gesund?«, fragte ich flehend.

»Wir müssen ein CT machen«, antwortete er. »Aber zuerst muss ich die Blutung stillen.« Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als ich der Schwester dabei zusah, wie sie Londons Gesicht mit einem sterilen Tupfer reinigte und dabei eine Platzwunde von einem Zentimeter direkt über der Augenbraue zum Vorschein kam. »Wir können das nähen,

aber ich empfehle, einen Schönheitschirurgen hinzuzuziehen, damit die Narbe möglichst unauffällig wird. Ich frage mal, wer gerade verfügbar ist, außer Sie kennen selbst jemanden.«

Mein neuer Kunde.

Ich nannte den Namen, und der Arzt nickte. »Der ist sehr gut.« Er wandte sich an die Schwester. »Fragen Sie mal an, ob er kommen kann. Sonst nehmen wir unseren.«

Als zwei Pfleger mit einer Trage ins Zimmer kamen, regte London sich und begann zu wimmern. Sofort stand ich neben ihr und beruhigte sie halblaut, doch sie wirkte verwirrt und schien nicht

zu wissen, wo sie war.

Sanft stellte der Arzt ihr einige Fragen. Und ich konnte immer nur daran denken, dass ich sie überredet hatte, den Hügel hinunterzufahren.

Was für ein Vater war ich?

Was für ein Vater drängte sein Kind in eine so riskante Situation?

Ich war mir sicher, dass der Arzt sich das auch fragte, als er mich ansah. »Wir bringen sie jetzt weg«, sagte er, und ohne auf meine Reaktion zu warten, wurde London aus dem Raum geschoben.

★

Ich erledigte die Formalitäten und rief Marge an. Sie erklärte sich sofort bereit,

mein Handy bei mir zu Hause zu holen und Liz und meine Eltern anzurufen, bevor sie ins Krankenhaus kam.

Im Wartezimmer saß ich mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen und betete zum ersten Mal seit Jahren, betete, dass mein kleines Mädchen wieder gesund würde. Und hasste mich für das, was ich getan hatte.

Mein Vater traf als Erster ein. Er hatte ganz in der Nähe zu tun gehabt und marschierte mit besorgter Miene in den Raum. Als ich ihm erzählt hatte, was passiert war, umarmte er mich nicht, sondern ließ sich schwer auf den Stuhl neben mir fallen. Er schloss die Augen, und als er sie endlich wieder aufschlug,

wich er meinem Blick aus.

Ich begriff, dass er genauso große Angst hatte wie ich.

Als Nächste kam Liz, dann meine Mutter und schließlich Marge, die blasser als üblich wirkte. Meine Mutter weinte. Liz verschränkte die Hände wie zum Gebet. Marge hustete und keuchte und benutzte ihren Inhalator.

Schließlich sprach mein Vater.

»Sie wird wieder gesund«, sagte er.

Aber ich wusste, dass er das sagte, weil er es glauben wollte, nicht, weil er davon überzeugt war.

★

Mein Kunde, der Schönheitschirurg,

erschien kurz darauf, und ich erhob mich.

»Vielen Dank, dass Sie gekommen sind«, sagte ich. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was mir das bedeutet.«

»Gern geschehen. Ich habe auch Kinder, ich kann Sie gut verstehen. Sehen wir mal, was ich tun kann.«

Er verschwand durch die Schwingtür.

★

Wir warteten.

Und warteten. Ein quälender Schwebezustand.

Irgendwann tauchten die Ärzte wieder auf. Vergeblich versuchte ich, ihre Mienen zu deuten, als sie uns in ein Besprechungszimmer baten. Sie

schlossen die Tür.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass alles so weit in Ordnung ist«, sagte der Arzt ohne Einleitung. »Das CT zeigt keinerlei Anzeichen eines Subduralhämatoms oder anderer Hirnverletzungen. London ist jetzt bei Bewusstsein und konnte meine Fragen beantworten. Sie weiß, wo sie ist und was passiert ist. Das ist auf jeden Fall ein gutes Zeichen.«

Es kam mir vor, als stieße ich einen Atemzug aus, den ich stundenlang angehalten hatte. »Allerdings war sie eine Weile lang bewusstlos, deshalb behalten wir sie über Nacht zur Beobachtung hier. Reine Vorsichtsmaßnahme. In seltenen Fällen kann noch später eine Schwellung

auftreten, damit rechne ich aber nicht. Wir wollen nur auf Nummer sicher gehen. Und natürlich muss sie morgen dann zu Hause bleiben. Wahrscheinlich kann sie am Mittwoch wieder in die Schule, körperliche Aktivitäten sollte sie aber mindestens eine Woche lang meiden.«

»Was ist mit der Verletzung am Kopf?«

Mein Kunde antwortete: »Es war eine unkomplizierte Wunde. Ich habe sie so unauffällig wie möglich genäht. Eine leichte Narbe wird bleiben, die müsste aber im Laufe der Jahre verblassen.«

Ich nickte. »Und das Handgelenk?«

»Auf dem Röntgenbild war kein Bruch zu erkennen«, antwortete der Arzt.

»Allerdings ist die Schwellung so stark, dass man nicht sicher sagen kann, ob alle Knochen wirklich unversehrt sind. Wir gehen davon aus, dass es nur eine schlimme Verstauchung ist. In ein oder zwei Wochen müssen Sie London noch einmal zum Röntgen bringen. Bis dahin reicht der Verband.«

Bewusstlosigkeit. Narbe. Verstauchung am Handgelenk oder Schlimmeres. Ich war völlig fertig.

»Darf ich sie sehen?«

»Selbstverständlich. Sie bekommt gerade den Verband und wird in ein Zimmer verlegt, aber das sollte nicht lange dauern. Alles in allem hatte sie Glück. Gut, dass sie einen Helm auf dem

Kopf hatte. Sonst hätte es viel schlimmer ausgehen können.«

Gott sei Dank hatte Vivian auf dem Helm bestanden, dachte ich.

Vivian.

Ich hatte völlig vergessen, sie anzurufen.

★

»Wie geht es dir, mein Schätzchen?«

Londons Stirn wurde von dickem weißem Mull verdeckt, und das Handgelenk zierte ein überdimensionaler Verband. Blass und zart, wie sie war, verschwand sie fast in ihrem Bett.

Meine Eltern, Liz und Marge hatten

sich ebenfalls in das Zimmer gedrängt, und nach Umarmungen und Küssen und besorgten Fragen hatte ich mich auf die Bettkante gesetzt. Ich griff nach Londons gesunder Hand und spürte, dass sie meine drückte.

»Mein Kopf tut weh«, sagte sie. »Und mein Handgelenk auch.«

»Es tut mir so leid, meine Kleine.«

»Ich mag keine Sonnenmilch«, erklärte sie mit schwacher Stimme. »Die hat den Lenker glitschig gemacht.«

»Daran hatte ich nicht gedacht. Wahrscheinlich brauchen wir sie jetzt sowieso nicht mehr, weil der Sommer vorbei ist.«

»Ist mein Fahrrad kaputt?«

Jetzt erst fiel mir ein, dass ich beide Räder einfach hatte liegen lassen. Hoffentlich hatte sie jemand von der Straße gezogen. In dieser Gegend war ich mir ziemlich sicher, dass sie noch da waren.

»Ich glaube nicht, aber wenn doch, reparieren wir es. Oder kaufen ein neues.«

»Kommt Mommy?«

Ich muss sie unbedingt endlich anrufen, dachte ich.

»Ich frage sie, okay? Auf jeden Fall will sie bestimmt mit dir reden.«

»Ist gut.«

Ich küsste London auf den Kopf. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich wollte nicht, dass irgendjemand – vor allem London nicht – bei dem Gespräch mithörte, deshalb trat ich auf den Flur. Beim Blick auf mein Handy stellte ich fest, dass Vivian bereits zweimal angerufen hatte, bestimmt hatte sie mit London sprechen wollen. Als ich wählte, zog sich mein Magen zusammen.

»London?«, fragte sie sofort.

»Nein, ich bin's, Russ. London geht es gut. Ich gebe sie dir gleich, aber das Wichtigste ist, dass es ihr gut geht.«

»Warum? Was ist passiert?« Vivians Angst kroch durch die Leitung wie elektrischer Strom.

»Sie ist mit dem Fahrrad hingefallen. Sie hat sich das Handgelenk verstaucht und

eine Platzwunde an der Stirn, und ich musste sie ins Krankenhaus bringen –«

»*Was*?«

»Lass mich bitte ausreden, okay?« Ich atmete tief durch und beschrieb, was geschehen war. Zu meiner Überraschung unterbrach Vivian mich nicht, und sie wurde auch nicht laut. Ihr Atem ging stoßweise, und am Ende hörte ich, dass sie weinte.

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist? Du sagst das nicht nur?«

»Versprochen. Ich gebe sie dir gleich. Ich stehe gerade auf dem Flur.«

»Warum hast du mich nicht früher angerufen?«

»Entschuldige bitte, das hätte ich tun

müssen. Ich war so in Panik, dass ich nicht klar denken konnte.«

»Das verstehe ich. Äh …« Sie zögerte. »Warte mal eine Sekunde.«

Es dauerte länger als eine Sekunde. Genauer gesagt brauchte sie fast eine Minute, bis sie wieder mit mir sprach. »Ich fahre jetzt zum Flughafen und bin heute Abend bei ihr.«

Schon wollte ich sagen, das sei nicht nötig, aber ich an ihrer Stelle hätte mit Sicherheit Berge versetzt, um zu London zu kommen.

»Kann ich jetzt mit ihr sprechen?«

»Sicher.« Ich ging zurück ins Zimmer und übergab das Telefon. London drückte es sich fest ans Ohr, trotzdem

hörte ich, was Vivian sagte.

Mich erwähnte sie nicht, sie war ausschließlich auf London konzentriert. Gegen Ende bat sie, noch einmal mit mir sprechen zu dürfen. Dieses Mal verspürte ich nicht den Drang, den Raum zu verlassen.

»Hallo«, sagte ich.

»Sie hört sich normal an.« Vivians Erleichterung war deutlich zu spüren. »Danke, dass du sie mir gegeben hast. Ich sitze jetzt im Auto und sollte in knapp zwei Stunden da sein.«

Dank Spannermans Privatjet. Was auch zweifellos der Grund war, warum sie mich vorhin hatte warten lassen. Um ihn fragen zu können.

»Ich bin hier. Sag Bescheid, wenn du landest.«

»Mach ich.«

★

Vivian simste, als sie angekommen war. Kurz überlegte ich, ob ich meine Familie bitten sollte zu gehen, doch dann schalt ich mich. London lag im Krankenhaus, deshalb blieben alle bis zum Ende der Besuchszeit. Denn so gehörte sich das bei nahestehenden Menschen. Basta.

Gleichzeitig ahnte ich, dass die anderen eine gewisse Neugier gegenüber Vivian hegten. Meine Eltern hatten sie seit über einem Monat nicht gesehen, bei Marge und Liz war es noch länger her.

Bestimmt fragten sie sich, ob die neue Vivian sich von der alten unterschied. Und natürlich, wie wir miteinander umgingen.

Eine Schwester kam, um Londons Vitalfunktionen zu überprüfen, gefolgt vom Arzt, der ihr erneut Fragen stellte. Leise, aber korrekt beantwortete meine Tochter sie. Der Arzt erklärte uns, dass er ihren Zustand die nächsten Stunden regelmäßig überwachen werde.

Als er gegangen war, fand ich einen Sender, der *Scooby-Doo* zeigte. London sah zu, obwohl sie den Eindruck machte, als würde sie darüber einschlafen.

Ein paar Minuten später traf Vivian ein. In einer ausgeblichenen Jeans, schwarzen

Sandalen und einem dünnen schwarzen Pulli war sie schick wie immer, wirkte aber gehetzt.

»Hallo zusammen.« Sie klang außer Atem. »Ich bin gekommen, so schnell ich konnte.«

»Mommy!«

Hastig lief sie zu London und überschüttete sie mit Küssen. »Ach, Schätzchen, du hattest einen Unfall!«

»Ich hab eine Platzwunde an der Stirn.«

Vivian setzte sich neben London, ihre Augen glänzten vor ungeweinten Tränen. »Ja, das hat dein Daddy mir erzählt. Ich bin froh, dass du einen Helm auf dem Kopf hattest.«

»Ich auch«, sagte London.

Erneut küsste Vivian sie. »Lass mich kurz alle begrüßen, okay? Und dann möchte ich ein Weilchen bei dir sitzen.«

»Ist gut, Mommy.«

Vivian stand auf, ging auf meine Eltern zu und umarmte sie, genau wie Marge und Liz. Später fiel mir ein, dass ich bisher erst wenige Male erlebt hatte, dass sie Marge oder Liz berührte. Zu meiner Verwunderung drückte sie auch mich kurz.

»Vielen Dank, dass ihr gekommen seid«, sagte sie. »London hat das bestimmt sehr geholfen.«

»Ist doch klar«, gab meine Mutter zurück.

»Sie ist ein tapferes kleines Mädchen«,

verkündete mein Vater.

»Die Besuchszeit ist gleich vorbei«, sagte Marge. »Liz und ich fahren jetzt.«

»Wir auch.« Mein Vater nickte. »Dann habt ihr ein bisschen Ruhe.«

Ich folgte ihnen in den Flur hinaus und bedankte mich für ihr Kommen. In ihren Augen las ich die Fragen, die sie gern gestellt hätten und die ich im Zweifelsfall ohnehin nicht beantworten konnte.

Als ich ins Krankenzimmer zurückkam, saß Vivian wieder neben London auf dem Bett. London erzählte ihr gerade von dem Auto, das rückwärts gefahren war, und der Sonnenmilch, durch die ihr Lenker rutschig gewesen war.

»Du hast bestimmt große Angst

gehabt.«

»Und wie. Aber ich erinnere mich nicht mehr, was dann war.«

»Du warst sehr tapfer.«

»Ja.« Ihre Sachlichkeit brachte mich zum Lächeln. Dann sagte sie: »Ich bin froh, dass du da bist, Mommy.«

»Das bin ich auch. Ich wollte unbedingt kommen, weil ich dich so lieb habe.«

»Ich dich auch.«

Vivian legte sich neben London und zog sie in ihren Arm, und sie sahen sich *Scooby-Doo* an. Ich setzte mich auf den Stuhl und betrachtete die beiden, irgendwie erleichtert, dass Vivian da war. Mir fiel ihre traurige Miene auf, und ich erkannte, wie hart es für sie sein

musste, von London getrennt zu leben. Wie sehr es sie quälte, so weit weg gewesen zu sein, als der Unfall passierte.

Allmählich sanken Londons Augenlider herab, also stand ich auf und schaltete das Licht aus. Vivian deutete ganz schwach ein Lächeln an, und mir schoss der melancholische Gedanke durch den Kopf, dass London, als wir uns das letzte Mal zu dritt in einem Krankenhauszimmer befunden hatten, gerade mal einen Tag alt gewesen war. Damals war ich mir so sicher gewesen, dass wir einander immer in Liebe verbunden bleiben würden … Wir waren eine Familie gewesen, wir drei. Doch jetzt war alles anders, und ich saß dort im Dunklen und fragte mich, ob

Vivian den Verlust ebenso tief empfand wie ich.

★

Am nächsten Vormittag wurde London entlassen. Ich hatte bereits die Schule und ihre Klavierlehrerin informiert und den Rücksitz meines Wagens geputzt, damit London das Blut nicht sah.

Als ich die Entlassungspapiere unterschrieb, schielte ich zu Vivian und stellte fest, dass sie müde aussah. Wir hatten beide nicht viel geschlafen, da im Laufe der Nacht immer wieder Schwestern und Ärzte nach London gesehen hatten, was uns jedes Mal alle drei aufweckte. London, nahm ich an,

würde den Rest des Tages schlafen.

»Ich wollte dich fragen«, begann Vivian für ihre Verhältnisse ungewöhnlich zaghaft, »ob ich mit euch kommen kann. Damit ich noch ein bisschen bei London sein kann. Hättest du was dagegen?«

»Überhaupt nicht. Und London freut sich sicher.«

»Ich würde auch gern duschen und eventuell ein Nickerchen halten.«

»Kein Problem. Wann musst du zurück?«

»Heute Abend. Walter und ich sind morgen in Washington. Lobbyarbeit.«

»Immer viel zu tun«, sagte ich.

»Manchmal zu viel.«

Auf der Heimfahrt dachte ich über ihre

Bemerkung und den Anflug von Mattigkeit in ihrer Stimme nach. War sie nur müde, oder fand sie den neuen Lebensstil schon gar nicht mehr so aufregend?

Es war ein Fehler, in jedes Wort von ihr, in jeden Tonfall etwas hineinzuinterpretieren, ermahnte ich mich. Was hatte Emily gesagt? Lass es zu und nimm es, wie es kommt.

Ich trug London ins Haus. Sie war bereits eingedöst, also brachte ich sie direkt in ihr Bett. Vivian ging ins Gästezimmer. Obwohl sie bestimmt bemerkte, dass ich die Möbel umgestellt hatte, sagte sie nichts dazu.

Jemand hatte die Räder an den

Briefkasten gelehnt. Mein Kofferraum war zu klein für mein Fahrrad, aber das von London passte hinein. Ich brachte es nach Hause und zog mir die Joggingsachen an. Erst als ich mein Fahrrad abholte, fiel mir das getrocknete Blut auf dem Asphalt auf, und mir drehte sich der Magen um. Später ging ich eine Runde laufen und stellte mich anschließend unter die kühle Dusche. Sowohl London als auch Vivian schliefen, daher legte auch ich mich kurz hin und war bald darauf tief eingeschlafen.

Als ich aufwachte, fand ich Vivian und London im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Vivian trug zwar dieselbe Kleidung, in der sie gekommen war,

hatte aber geduscht. London kuschelte sich auf dem Sofa an sie.

»Wie geht es dir, London?«

»Gut«, sagte sie ohne aufzublicken.

»Und wie hast du geschlafen?«, fragte Vivian mich. Ich war verblüfft, wie normal sie klang.

»Prima, das hat echt gutgetan.« Ich deutete auf die Küche. »Hast du dir schon was fürs Abendessen überlegt? Soll ich was kochen?«

»Ich dachte, es wäre einfacher, wenn wir was bestellen. Oder hast du große Lust zu kochen?«

Nein. »Chinesisch?«

Sie drückte London an sich. »Möchtest du chinesisch essen?«

»Okay«, sagte London, völlig in den Film vertieft.

Ich hätte gern mit London geredet und auch gern erfahren, ob sie wegen des Unfalls böse auf mich war, doch ich wollte den Frieden, der momentan zwischen Vivian und mir zu herrschen schien, nicht gefährden. Daher ging ich in die Küche, aß eine Banane, spazierte dann ins Arbeitszimmer und versuchte zu arbeiten. Später rief ich bei dem chinesischen Imbiss an und fuhr das Essen abholen.

Wir aßen auf der Terrasse, wie in alten Zeiten. Hinterher badete London und zog sich ihren Schlafanzug an. Vivian und ich schlüpften in unsere vertrauten

Rollen, sie las zuerst, dann ich. Aber als ich schließlich wieder nach unten kam, hatte Vivian schon die Handtasche über die Schulter gehängt und wartete an der Tür.

»Ich muss los.« Hörte ich da eine Andeutung von Bedauern in ihrer Stimme? Wieder verbot ich mir, zu viel hineinzudeuten.

»Dachte ich mir schon.«

Sie schob den Gurt der Tasche höher. »Mir ist aufgefallen, dass du die Möbel umgestellt und Fotos abgehängt hast. Die, auf denen ich zu sehen bin, meine ich. Vorhin wollte ich es nicht ansprechen.«

Aus unerfindlichen Gründen mochte ich

nicht zugeben, dass ich das in einem Wutanfall getan hatte.

»Wie du versuche ich nur, nach vorn zu sehen«, erklärte ich. »Aber ich habe einige von den Fotos in Londons Zimmer gehängt. Weil wir immer ihre Eltern sein werden.«

»Danke. Das war nett von dir.«

»Die anderen sind in einer Schachtel, wenn du sie mitnehmen willst. Es sind ein paar tolle von London und dir dabei.«

»Sehr gern.«

Ich holte die Schachtel. In dem Moment spürte ich schmerzlich und stärker als je zuvor, dass unsere Zeit als Paar wirklich und wahrhaftig vorbei war, und ich hatte das Gefühl, dass es ihr genauso ging.

»Ich hole schnell den Autoschlüssel«, sagte ich.

»Nicht nötig.« Vivian griff nach der Schachtel. »Du musst mich nicht fahren, draußen wartet ein Wagen.«

»Ein Wagen?«

»Wir können London ja schlecht hier allein lassen, oder?«

Stimmt, dachte ich. Wie hatte ich so etwas Grundsätzliches übersehen können? Vivian in meiner Nähe zu haben brachte mich offenbar aus dem Konzept.

»Gut, dann …« Ich steckte eine Hand in die Hosentasche. »Wegen dem kommenden Wochenende … Ich sollte ja bei Marge oder meinen Eltern –«

»Das ist nicht nötig«, fiel sie mir ins

Wort. »Mir ist heute klar geworden, dass es dafür keinen Anlass gibt. Es ist dir gegenüber nicht fair. Ich schlafe einfach im Gästezimmer, wenn das okay ist.«

»Aber sicher.«

»Trotzdem will ich natürlich so viel Zeit allein mit London verbringen wie möglich.«

»Natürlich«, sagte ich. »Das leuchtet ein.«

Sie schob die Schachtel unter den anderen Arm, und ich fragte mich, ob ich sie vielleicht umarmen oder ihr einen Kuss auf die Wange geben sollte. Als würde sie das ahnen, wandte sie sich zur Tür.

»Wir sehen uns in ein paar Tagen«,

sagte sie. »Und ich rufe London morgen an.«

»Alles klar.« Ich öffnete ihr die Tür. Auf der Straße wartete eine Limousine mit laufendem Motor. Rasch stieg der Fahrer aus und nahm Vivian die Schachtel ab. Sie wartete, bis er sie auf den Rücksitz gestellt und beiseitegetreten war, dann stieg sie ein. Es machte den Eindruck, als wäre es für sie so selbstverständlich wie das Atmen, als hätte sie schon immer einen Wagen mit Chauffeur gehabt, wäre schon immer die Geliebte eines Milliardärs gewesen.

Durch die getönten Scheiben konnte ich sie nicht sehen und wusste nicht, ob sie mich beobachtete, deshalb drehte ich

mich einfach um. Als ich die Tür hinter mir schloss, fühlte ich mich seltsam traurig.

Einen Moment lang zögerte ich. Dann griff ich nach dem Telefon.

Emily hob nach dem zweiten Tuten ab.

Wir unterhielten uns fast zwei Stunden lang. Obwohl meistens ich redete, mich durch mein Gefühl von Verlust arbeitete, gelang es ihr mehr als ein Mal, mich zum Lachen zu bringen. Als ich mich schließlich ins Bett legte und die Augen schloss, freute ich mich über mein Glück, Emily wiederentdeckt zu haben, genau die Freundin, die ich am dringendsten brauchte.

Kapitel 20

Herbst

»Ich liebe den Herbst«, sagte Emily. »Er ›besticht mit seinem stummen Aufruf zum Wohlwollen für seinen Verfall‹.«

»Wie bitte?«

»Ich habe vom Herbst gesprochen«, sagte Emily.

»So weit konnte ich folgen. Aber ich habe nicht kapiert, was du gesagt hast.«

»Nicht ich. Robert Browning. Na ja, so ungefähr, möglicherweise nicht ganz der Wortlaut. Er war ein englischer Dichter.«

»Ich wusste nicht, dass du Gedichte liest.«

Es war Oktober 2002, ein paar Monate, nachdem Emily und ich in dem Riesenrad festgesessen hatten. Außerdem war es nur wenige Wochen nach dem Riesenfehler, dem mit der Frau aus der Kneipe. Marge hatte mich bereits mehr als ein Mal gedrängt, Emily endlich reinen Wein einzuschenken, mich aber quälte weiterhin mein schreckliches Geheimnis.

Wir waren mit Marge und Liz unterwegs. Zuerst hatten wir einen Ausflug zum Biltmore House in Asheville gemacht, das lange Zeit das größte Privatanwesen der Welt gewesen war. Als Kind hatte ich es einmal besichtigt, aber dann nie wieder. Es war Emilys Idee gewesen, Marge und Liz einzuladen. Während Emily nun Browning zitierte,

tranken wir gerade einen guten Tropfen vom Weingut Biltmore.

»Mein Hauptfach war zwar Kunst, aber ich musste auch andere Kurse belegen«, erklärte Emily.

»Ja, ich auch. Allerdings war Lyrik nie dabei.«

»Weil dein Hauptfach BWL war.«

»Genau«, schaltete Marge sich ein. »Nur weil du deine Ausbildung vermurkst hast, musst du dich nicht über Emily lustig machen.«

»Ich mache mich doch gar nicht über sie lustig! Und ich hab auch nicht meine Ausbildung vermurkst. Wir unterhalten uns nur.«

»Lass dich nicht abschrecken, Emily«,

meinte Marge. »Er mag ja ein Banause sein, aber er hat auch gute Eigenschaften.«

»Das hoffe ich.« Emily lachte. »Sonst hätte ich mich die letzten zwei Jahre unter Wert verkauft.«

»Ich sitze neben euch«, sagte ich zu den beiden. »Ich kann euch hören.«

»Lass dich nicht ärgern, Russ«, sagte Liz gutmütig und legte mir eine Hand auf den Arm. »Wenn sie keine Ruhe geben, gehen wir beide im Gewächshaus spazieren und halten Händchen. Dann werden sie eifersüchtig.«

»Hast du das gehört, Marge?«, fragte ich. »Liz baggert mich an.«

»Viel Glück.« Marge zuckte die Achseln. »Ich kenne ihren Typ, und du bist es nicht. Ich sage nur Y-Chromosom.«

»Schade eigentlich. Denn ich kenne ungefähr hundert Kerle, die sich wahrscheinlich auf sie stürzen würden.«

Marge lächelte Liz an. »Daran habe ich keinen Zweifel.«

Liz errötete, und ich fing Emilys Blick auf, woraufhin sie sich vorbeugte und mir ins Ohr flüsterte: »Ich finde, die beiden passen perfekt zusammen.«

»Ich auch«, raunte ich zurück.

Im selben Moment setzte mir das schlechte Gewissen wieder heftig zu.

Eine knappe Woche später erzählte ich Emily von dem Riesenfehler.

Warum hatte ich nicht die Klappe gehalten?

★

»Keine blauen Flecke? Keine Platzwunden oder Blut oder hektische Notrufe?«

Nachdem ich London am nächsten Tag in die Schule gebracht hatte, wartete Marge in meiner Küche auf mich. Ich hatte sie am Morgen angerufen und ihr von dem Gespräch mit Vivian erzählt, woraufhin sie gesagt hatte, sie erwarte einen vollständigen Bericht, und zwar von Angesicht zu Angesicht.

»London geht es schon wieder besser.«

»Die meinte ich nicht. Sondern dich. Beziehungsweise dich und Vivian. Je nachdem, wie wütend sie dich gemacht hat.«

»Es lief gut«, versicherte ich.

»Überraschend angenehm, genauer gesagt.«

»Was heißt das denn?«

»Sie war nicht sauer, und sie hat mir nicht das Gefühl gegeben, dass der Unfall meine Schuld war. Sie war … nett.«

»Du weißt ja wohl, dass es nicht deine Schuld war«, sagte Marge. »Deshalb nennt man so was Unfall.«

»Ja«, sagte ich wenig überzeugt.

Marge wandte sich ab und hustete. Als sie nach ihrem Inhalator tastete, fiel mir auf, dass sie angegriffen wirkte.

»Geht's dir gut? Du hast neulich abends ziemlich viel gehustet.« Ich runzelte die Stirn.

»Wem sagst du das? Letzte Woche war

ich zwei Tage mit einem Mandanten eingesperrt, der todkrank war. Und hinterher hat er mich – cooler Typ, der er ist – angerufen mit der Info, dass er Bronchitis hat.«

»Warst du beim Arzt?«

»Ich war am Wochenende in der Bereitschaftspraxis. Der Arzt meinte, dass es vermutlich ein Virus sei, deshalb hat er nichts verschrieben. Ich hoffe nur, dass ich wieder ganz gesund bin, bevor Liz und ich nach Costa Rica fahren.«

»Wann ist das noch mal?«

»Vom zwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten.«

»Wäre das schön, Zeit für einen Urlaub zu haben«, sinnierte ich etwas

selbstmitleidig.

»O ja, großartig«, konterte Marge. »Rumheulen dagegen ist ziemlich unattraktiv. Wie läuft es mit Emily? Hast du ihr von Londons Unfall erzählt?«

»Wir haben gestern Abend telefoniert. Als Vivian weg war.«

»Aha.«

»Was heißt denn ›aha‹?«

»Na ja, Ablenkung ist die beste Medizin.«

»Emily und ich sind nur Freunde.«

Marge drückte meine Schulter. »Rede dir das nur ein, kleiner Bruder.«

★

Als Marge weg war, fuhr ich ins Büro,

konnte mich aber nicht recht konzentrieren. Auch wenn die letzten beiden Tage emotional nicht annähernd so anstrengend gewesen waren wie jene unmittelbar nach der Trennung von Vivian, waren meine Kraftreserven ziemlich erschöpft. Zu viel war in kurzer Zeit passiert.

Dennoch gab es einiges zu tun. Ganz oben auf der Liste stand der vierte Werbespot für Taglieri. Als ich schließlich sämtliche Termine bestätigt hatte, erhielt ich eine E-Mail von meinem Cutter, der zu meiner Überraschung den dritten Film bereits fertig geschnitten hatte.

Da dieser so gut geworden war,

entschied ich spontan, nicht nur den ersten, sondern auch den dritten Spot von Anfang an auszustrahlen. Ich fragte bei Taglieri nach und bekam grünes Licht. Als ich mich mit dem Fernsehsender in Verbindung setzte, spürte ich das vertraute Hochgefühl bei dem Gedanken, dass *meine* Arbeit schon bald Hunderttausende von Menschen erreichen würde.

Weniger begeisternd war, dass ich schon zwei Nachrichten in Ms. Hamshaws Tanzschule hinterlassen, sie sich aber noch nicht zurückgemeldet hatte.

London strahlte über beide Wangen, als sie zwischen ihren Klassenkameraden

aus der Schule kam, und obwohl sie langsamer als sonst zum Auto lief, merkte ich ihr an, dass sie einen schönen Tag gehabt hatte.

»Weißt du, was?«, sagte sie, sobald sie eingestiegen war. »Ich durfte heute meiner Lehrerin helfen. Das hat echt Spaß gemacht!«

»Was musstest du denn tun?«

»Ich durfte Arbeitsblätter austeilen und wieder einsammeln. Und die Tafel abwischen.«

»Und das ging alles mit deinem verletzten Handgelenk?«

»Ich hab einfach die andere Hand benutzt.« Sie demonstrierte es. »Und nach dem Unterricht habe ich einen Lolli

bekommen.«

»Wow! Brauchst du Hilfe beim Anschnallen?« Morgens hatte sie es nicht allein gekonnt.

»Nein, ich glaube, es geht jetzt. Ich hab heute gelernt, ganz viel mit nur einer Hand zu machen.«

Es dauerte zwar etwas länger als sonst, aber sie schaffte es. Als ich anfuhr und auf der Straße beschleunigte, hörte ich ihre Stimme wieder.

»Daddy?«

Mein Blick huschte zum Rückspiegel. »Ja, Spatz?«

»Muss ich heute zum Ballett?«

»Nein. Der Arzt hat gesagt, du sollst dich diese Woche schonen.«

»Hm.«

»Wie ging es deinem Kopf heute? Und dem Handgelenk?«

»Mein Kopf hat gar nicht wehgetan. Der Arm ein bisschen, aber ich habe versucht, stark zu sein, wie Bodhi.«

Ich lächelte. »Ist Bodhi stark?«

»Ja, total.« Sie nickte. »Er kann jeden in der ganzen Klasse hochheben. Sogar Jenny!«

Daraus schloss ich, dass Jenny groß für ihr Alter war. »Das wusste ich gar nicht.«

»Darf ich Bodhi besuchen? Ich möchte Nudel sehen.«

Vor meinem geistigen Auge blitzte Emily auf. »Ich muss seine Mama fragen, aber wenn sie nichts dagegen hat – von

mir aus gern. Nur nicht diese Woche, lieber nächste, ja? Weil du dich doch ruhig halten sollst.«

»Okay«, sagte sie. »Ich mag Emily. Sie ist nett.«

»Das freut mich.«

»Und es war schön mit ihr und Bodhi im Zoo. Kann ich mir die Bilder auf deinem Handy anschauen?«

Ich gab ihr das Telefon, und sie scrollte durch die Fotos und plauderte über die Tiere. Währenddessen fiel mir auf, dass sie ihre Mutter überhaupt nicht erwähnte, obwohl sie Vivian am Vortag gesehen hatte.

London, stellte ich fest, hatte sich daran gewöhnt, nur mit mir zusammen zu sein.

Wohl oder übel.

★

Da sie am Tag vorher viel ferngesehen hatte, wollte ich London nicht erneut vor dem elektronischen Babysitter parken. Gleichzeitig sollte sie jede Anstrengung vermeiden, daher war ich etwas ratlos. Einer Eingebung folgend, machte ich auf dem Heimweg von der Schule einen Abstecher zu einem Kaufhaus. Dort suchte ich ein Brettspiel namens *Flieg mit, kleine Eule!* aus. Auf der Schachtel stand, das Ziel des Spieles sei es, die jungen Eulen alle rechtzeitig vor Tagesanbruch nach Hause zu bringen.

Das könnten wir gemeinsam

bewerkstelligen, dachte ich mir.

London war begeistert von der Spielzeugabteilung und wanderte von einem Regal zum anderen. Immer wieder zog sie einen Gegenstand heraus und fragte, ob sie ihn haben dürfe, und ich war versucht nachzugeben, hielt aber stand. Fast alles, was sie mir zeigte, wäre nur wenige Minuten interessant gewesen, und ihr Kinderzimmer quoll bereits über vor vernachlässigten Stofftieren und Krimskrams.

Das Spiel jedoch erwies sich als Volltreffer. Da die Regeln einfach waren, hatte London den Bogen schnell heraus und war abwechselnd überglücklich oder verzagt, je nachdem, ob es aussah, als

schafften es die Eulen rechtzeitig nach Hause, oder nicht. Wir spielten viermal hintereinander, bis sie langsam die Lust verlor.

Danach erlaubte ich ihr, noch ein Weilchen fernzusehen, und sie lag gähnend auf dem Sofa. Vielleicht war es Vivians Stimme in meinem Hinterkopf, aber ich hatte das Gefühl, Ms. Hamshaw müsse endlich über den Unfall informiert werden, London käme heute ja schon zum zweiten Mal nicht zum Unterricht. Weil sie allerdings nicht zurückgerufen hatte, musste ich wohl oder übel hinfahren.

Also setzte ich London ins Auto und fuhr zum Studio. Meine Tochter zog es

vor, im Wagen zu warten. Ms. Hamshaw bemerkte mich sofort, trotzdem ließ sie sich Zeit, bis sie zu mir kam.

»London war am Montag nicht hier«, sagte sie mit hochgezogener Augenbraue, ehe ich auch nur den Mund aufmachen konnte.

»Sie hatte einen ziemlich schlimmen Fahrradunfall«, erklärte ich. »Ich habe Ihnen eine Nachricht aufs Band gesprochen. Sie musste sogar ins Krankenhaus. Es geht ihr besser, aber sie kann heute und auch am Freitag noch nicht kommen.«

Mit unveränderter Miene sagte Ms. Hamshaw: »Freut mich, dass es ihr gut geht, und sie hat bald eine Aufführung.

Sie muss kommen.«

»Das geht nicht. Der Arzt sagt, sie soll sich diese Woche schonen.«

»Dann kann sie leider nächsten Freitag nicht an der Aufführung teilnehmen.«

Ich blinzelte. »Wie bitte?«

»London hat bereits zweimal gefehlt. Noch einmal, und sie darf nicht auftreten. Das mag Ihnen ungerecht vorkommen, aber das ist eine der Grundregeln unserer Schule. Darüber wurde sie bei der Anmeldung informiert.«

»Beim ersten Mal war sie krank«, sagte ich etwas ungläubig. »Und am Montag war sie bewusstlos.«

»Das tut mir leid zu hören.« So hörte es sich wahrlich nicht an. »Wie gesagt,

schön, dass die Genesung voranschreitet. Aber Regeln sind Regeln.« Dabei verschränkte sie ihre dünnen Arme.

»Geht es darum, dass sie üben muss? Sie ist ein Baum und hat mir gezeigt, was sie machen muss. Wenn sie nächste Woche wieder gesund ist, bleibt mit Sicherheit genug Zeit, um das zu meistern.«

»Darum geht es aber nicht.« Ms. Hamshaws Mund war ein schmaler Strich. »Ich habe Regeln aufgesetzt, weil Eltern und Schüler immer einen Grund finden, nicht zum Unterricht zu erscheinen. Entweder ist jemand krank, oder ein Opa ist zu Besuch, oder es gibt zu viele Hausaufgaben. Im Laufe der Jahre habe ich jede nur denkbare

Ausrede gehört, aber ich kann keine Spitzenleistungen fördern, wenn nicht jeder Einzelne sich hundertprozentig darauf einlässt.«

»London nimmt ja an keinem Wettbewerb teil«, wandte ich ein. »Dazu wurde sie nicht ausgewählt.«

»Dann sollte sie vielleicht mehr üben statt weniger.«

Ich unterdrückte den Drang, Ms. Hamshaw zu sagen, was ich von ihrer albernen, quasi-militärischen Veranstaltung hielt, und blieb geduldig. »Was schlagen Sie also vor? Da sie sich auf ärztlichen Rat hin nicht anstrengen soll?«

»Sie kann sich in die Ecke setzen und

zusehen.«

»Im Moment hat sie Kopfweh und ist erschöpft. Und am Freitag wird sie sich nur langweilen, wenn sie nicht mitmachen darf.«

»Dann kann sie sich ja auf die Weihnachtsaufführung freuen.«

»In der sie wieder ein Baum ist? Oder vielleicht eine Christbaumkugel?«

Mit geblähten Nasenflügeln straffte Ms. Hamshaw den Rücken. »Andere Kinder in Londons Kurs zeigen deutlich mehr Einsatz.«

»Das ist lächerlich«, platzte ich heraus.

»Das sagen die Leute meistens, wenn ihnen die Regeln nicht gefallen.«

★

Wir fuhren nach Hause und aßen die Reste des chinesischen Essens. Vivian rief an, und hinterher konnte London kaum noch die Augen offen halten.

Also entschied ich, das Baden ausfallen zu lassen, und half ihr in ihren Schlafanzug. Ich las ihr noch eine kurze Geschichte vor, und wenige Sekunden, nachdem ich das Licht ausgeschaltet hatte, schlief sie bereits. Auf dem Weg nach unten ermahnte ich mich, dass ich noch arbeiten musste, hatte aber einfach keine Lust.

Stattdessen rief ich Emily an.

»Hallo«, begrüßte sie mich. »Wie geht's denn so?«

»Nicht schlecht.«

»Und was macht London? Bodhi hat erzählt, dass sie der Lehrerin helfen durfte.«

»Ja, sie fand das total spannend. Und es geht ihr eigentlich ganz gut, sie ist nur ein bisschen müde. Was hast du denn heute gemacht?«

»An einem der Bilder für die Ausstellung gearbeitet. Ich glaube, es wird langsam, aber wahrscheinlich könnte ich an diesem ewig malen.«

»Ich würde es mir gern ansehen.«

»Jederzeit«, sagte sie. »Zum Glück komme ich mit den neuen Bildern gut voran. Bisher jedenfalls. Und du, hast du dich ein bisschen erholt? Du musst ja eine

wahnsinnige Angst gehabt haben. Ich wäre bestimmt immer noch fix und fertig.«

»Es war wirklich schlimm«, gab ich zu. »Und heute war auch schon wieder ein blöder Tag.«

»Was war denn los?«

Ich berichtete von dem Gespräch mit Ms. Hamshaw.

»Sie darf also bei der Aufführung nicht mitmachen?«, fragte Emily.

»Eigentlich glaube ich, dass sie sowieso nicht besonders begeistert davon war. Ich wünschte nur, Vivian wäre nicht so versessen auf das Ballett. Offensichtlich macht es London keinen Spaß.«

»Dann melde sie ab.«

»Ich will Vivian keinen Anlass zum Streiten geben. Und vor allem will ich London nicht mit reinziehen.«

»Hast du dir schon mal überlegt, dass der Schuss für dich nach hinten losgeht, wenn du Vivian ständig zu besänftigen versuchst?«

»Wie meinst du das?«

»Dadurch, dass du jedes Mal nachgibst, wenn sie wütend wird, muss sie doch einfach nur wütend werden, um zu kriegen, was sie will. Was das Ballett angeht: Dann ist sie eben sauer, na und? Was soll sie schon tun?«

Emilys zutreffende Beobachtung erschreckte mich. War das der Grund für die ganze Misere? Dass ich Vivian nie die

Stirn geboten hatte? Weil ich Konflikte vermeiden wollte? Was hatte Marge einmal zu mir gesagt?

Das Problem ist, dass du zu nett bist.

Auf mein Schweigen hin fuhr Emily fort: »Ich kann mich natürlich täuschen, und ich sage das auch nicht, weil ich möchte, dass ihr beide euch streitet. Es geht mir nur darum, dass du Londons Vater und deshalb genauso berechtigt bist, Entscheidungen zu ihrem Besten zu treffen, wie Vivian. In letzter Zeit sogar mehr als sie, denn du kümmerst dich um London. Du bist momentan ihre Hauptbezugsperson, und trotzdem vertraust du offenbar Vivians Meinung mehr als deiner eigenen. Auf mich wirkt

London sehr glücklich, also machst du es eindeutig richtig.«

»Was soll ich also deiner Ansicht nach tun?«

»Sprich doch einfach mit London und frag sie, was sie möchte. Und dann verlass dich auf deinen Instinkt.«

»Bei dir klingt das so einfach.«

»Anderer Leute Probleme sind immer leicht zu lösen. Wusstest du das noch nicht?« Sie lachte, ein tröstliches und gleichzeitig erfrischendes Geräusch.

»Ich muss schon sagen, manchmal erinnerst du mich sehr an Marge.«

»Das nehme ich als Kompliment.«

»Solltest du auch.«

★

Emily und ich plauderten noch eine Stunde lang, und wie immer fühlte ich mich danach besser. Mehr wie ich selbst. Es reichte als Ansporn, um mich noch eine Weile an den Computer zu setzen und zu arbeiten.

Am nächsten Morgen erzählte ich London, was Ms. Hamshaw gesagt hatte.

»Ich darf bei der Aufführung nicht dabei sein?«

»Tut mir leid, Schätzchen. Bist du böse?«

Londons Reaktion kam sofort. »Nicht so schlimm. Ich hatte sowieso keine Lust, ein Baum zu sein.«

»Also, ich fand, du warst ein sehr guter

Baum.«

Sie sah mich an, als wüchsen mir Maiskolben aus den Ohren. »Es ist ein *Baum*, Daddy! Die Schmetterlinge dürfen sich bewegen. Bäume nicht.«

»Hm«, sagte ich nickend. »Da ist was dran.«

»Muss ich am Freitag zum Ballett?«

»Möchtest du denn?«

Als sie zur Antwort nur die Achseln zuckte, fiel es nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen.

»Wenn du nicht willst, dann lass es lieber. Du solltest nur zum Ballett gehen, wenn es dir gefällt und du es wirklich möchtest.«

Einen Moment lang betrachtete London

die bunten Getreidekringel in ihrer Müslischale, und ich war nicht sicher, ob sie mir zugehört hatte. Doch dann sagte sie: »Ich möchte lieber nicht mehr hin. Ms. Hamshaw mag mich nicht besonders.«

»Gut. Dann gehst du nicht mehr.«

London zögerte, und als sie mich ansah, glaubte ich in ihrem Blick eine Spur von Besorgnis zu entdecken. »Was wird Mommy sagen?«

Wahrscheinlich wird sie wütend, dachte ich.

»Sie wird es schon verstehen«, sagte ich zuversichtlicher, als ich mich fühlte.

★

Nachdem ich London zur Schule gebracht hatte, fuhr ich ins Filmstudio, wo ich den Tiertrainer und Gus traf, einen Bullmastiff.

Der Werbespot sollte *Beharrlichkeit* vermitteln, daher musste Gus unerbittlich an einem Hundespielzeug zerren. Dazwischen wurden fünf Textzeilen eingeblendet:

Wenn Sie einen Arbeitsunfall hatten,
brauchen Sie einen entschlossenen und unerbittlichen Anwalt.
Rufen Sie Joey Taglieri an,
er lässt nicht locker, bis Sie das Geld erhalten, das Ihnen zusteht.

Gus, der Bullmastiff, erwies sich als recht

talentierter Schauspieler, und die Dreharbeiten waren schon vor zwölf Uhr beendet.

★

London war nicht mehr ganz so aufgekratzt wie am Tag vorher, als ich sie von der Schule abholte. Da sie sich nicht anstrengen, aber auch nicht nur vor dem Fernseher sitzen sollte, fuhr ich mit ihr in die Zoohandlung. Wir brauchten ohnehin Hamsterstreu, und ich dachte, sie hätte vielleicht Spaß daran, sich die Fische anzusehen.

Es gab über fünfzig unterschiedliche Aquarien, auf denen jeweils ein Schild die Arten auflistete. Mehr als eine Stunde

lang spazierten wir von einem zum anderen.

Zugegeben, es war nicht ganz wie im Zoo, aber eine angenehme Art, den Nachmittag zu verbringen.

Am Schluss spielte sie ein Weilchen mit mehreren Cockerspaniel-Welpen, die durch ein Gehege purzelten. Sie waren sehr süß, weshalb ich erleichtert aufatmete, als sie nicht um einen bat.

»Das war schön, Daddy«, sagte sie auf dem Weg zum Auto. Ich hatte mir die Hamsterstreu und das Futter unter den Arm geklemmt.

»Das dachte ich mir.«

»Wir könnten doch ein paar Fische kaufen! Manche waren echt hübsch.«

»Aquarien sind um einiges schwieriger zu putzen als Hamsterkäfige.«

»Das kriegst du schon hin.«

»Kann sein. Aber wo sollen wir es hinstellen?«

»Vielleicht auf den Küchentisch!«

»Das wäre eine Idee. Und wo essen wir dann?«

»Auf dem Sofa.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Ich liebte es, mich mit meiner Tochter zu unterhalten. Ehrlich wahr.

★

Auf dem Heimweg fuhren wir am Supermarkt vorbei, und ich kaufte die Zutaten für eins der mexikanischen

Rezepte, die Liz mir gegeben hatte, Quesadillas mit Hähnchen.

London durfte beim Kochen helfen. Abgesehen vom Schneiden des Fleisches machte sie unter meiner Anleitung alles selbst. Sie briet das Hähnchen, füllte die Tortillas und erhitzte sie dann von beiden Seiten in einer Pfanne.

Als das Essen fertig war, servierte ich zwei volle Teller, Besteck und zwei Gläser Milch am Tisch.

»Das sieht köstlich aus und riecht auch so«, sagte ich.

»Ich will ein Foto für Tante Liz und Tante Marge machen.«

»Okay.« Ich gab ihr mein Handy, und sie knipste Bilder von beiden Tellern und

simste sie an ihre Tanten.

»Wo hast du denn das Simsen gelernt?«, fragte ich erstaunt.

»Bei Mommy. Und bei Bodhi. Er hat es mir auf Emilys Handy gezeigt. Ich glaube, ich bin alt genug für ein Handy.«

»Das kann sein, aber ich unterhalte mich lieber persönlich mit dir.«

Sie verdrehte die Augen, aber ich merkte, dass sie es lustig fand. »Du darfst jetzt essen«, sagte sie.

Ich schnitt ein Stück ab und probierte. »Wow, das schmeckt aber gut! Du hast toll gekocht.«

»Danke. Vergiss nicht, deine Milch zu trinken.«

»Nein, nein.« Ich konnte mich gar nicht

erinnern, wann ich zuletzt Milch getrunken hatte. Sie schmeckte besser, als ich gedacht hatte.

»Es ist wirklich nicht zu glauben, wie groß du langsam wirst.«

»Ich bin fast sechs.«

»Ja. Weißt du schon, was du dir zum Geburtstag wünschst?«

Sie dachte nach. »Vielleicht ein Aquarium. Und viele hübsche Fische. Oder einen Pudel wie Nudel.«

Vielleicht, dachte ich, war es doch keine so gute Idee gewesen, den Nachmittag in der Zoohandlung zu verbringen.

★

Als London schlief, rief ich Emily an.

Sie lag schon im Bett, und wie üblich wanderten unsere Gespräche ungezwungen zwischen Erinnerungen an früher und unserem jetzigen Leben hin und her. Wir unterhielten uns fast vierzig Minuten, und als ich auflegte, stellte ich fest, dass mit Emily zu telefonieren nicht nur mittlerweile zu meinem Alltag gehörte, sondern auch einen der Höhepunkte des Tages darstellte.

⋆

Am Freitagnachmittag simste Vivian, sie komme zwischen neun und zehn, was weit nach Londons üblicher Zubettgehzeit war.

Ich überlegte kurz, was wohl von mir

erwartet wurde, wenn London nicht mehr wach war. Wollte Vivian endlich reden? Mit mir im Wohnzimmer fernsehen oder ohne mich? Oder ging sie direkt ins Gästezimmer? Und was sollte ich das ganze Wochenende machen?

Ich probierte es mit Emilys Mantra, aber es half nichts. Irgendwie, das wusste ich, versuchte ich immer noch, es Vivian recht zu machen.

★

Da der Ballettunterricht gestrichen war, plante ich noch ein »Date« mit London, um sie vielleicht sogar wach zu halten, bis Vivian eintraf. Ich wollte mit ihr essen gehen und danach ins Kino. Im Anschluss

konnte sie noch in die Wanne, und mit ein bisschen Glück wäre Vivian dann auch da.

Ich eröffnete London mein Vorhaben auf dem Rückweg von der Schule, und sobald wir zu Hause waren, rannte sie die Treppe hoch, um sich umzuziehen.

»Du hast noch reichlich Zeit!«, rief ich ihr nach. »Wir müssen erst um halb sechs los.«

»Ich will aber jetzt anfangen!«, antwortete sie.

Um vier Uhr war sie bereits aufbruchbereit und kam zu mir ins Arbeitszimmer.

Sie hatte sich eine weiße Bluse, einen weißen Rock, weiße Strümpfe und

Schuhe ausgesucht und dazu ein weißes Haarband.

»Du siehst aber schön aus.« Im Geiste strich ich sämtliche italienischen Lokale von der Liste. Das kleinste Missgeschick, und ihr Outfit war ruiniert.

»Danke«, sagte sie. »Aber das Pflaster auf der Stirn und den Verband am Arm mag ich nicht.«

»Die habe ich gar nicht bemerkt. Du wirst bestimmt das hübscheste Mädchen in dem Restaurant sein.«

Sie strahlte. »Wann fahren wir?«

»Wir haben noch eineinhalb Stunden Zeit.«

»Okay. Dann setze ich mich so lange ins Wohnzimmer.«

»Du könntest Barbie spielen«, schlug ich vor.

»Ich will meine Sachen nicht verknittern.«

Natürlich.

»Was möchtest du denn tun?«

»Weiß nicht. Aber sie sollen nicht schmutzig werden.«

Ich überlegte. »Sollen wir vielleicht noch mal *Flieg mit, kleine Eule!* spielen?«

Sie klatschte in die Hände. »Ja!«

Eine Stunde später ging ich mich umziehen. Wie beim letzten Mal entschied ich mich für eine Stoffhose und ein Jackett zu schicken neuen Lederschuhen. London wartete im Flur auf mich, und um den Anlass ein wenig

feierlicher zu gestalten, verbeugte ich mich vor ihr, bevor ich die Tür öffnete.

Wir aßen in einem edlen Steakhaus, und nach ein paar Minuten Erwachsenenunterhaltung rutschte London wieder in den Kleinmädchen-Modus. Wir sprachen von Bodhi und ihrer Lehrerin und den Fischen, die sie im Aquarium haben wollte.

Der Film hinterher verlieh London neue Energie – oder es lag an den Schokorosinen. Sie freute sich auf ihre Mutter, badete schnell und zog sich ihren Schlafanzug an.

Vivian kam, kurz nachdem ich zu lesen angefangen hatte. London sprang sofort aus dem Bett, rannte nach unten und

warf sich ihrer Mutter in die Arme. Vor Freude schloss Vivian die Augen.

»Ich bin so froh, dass du noch wach bist«, sagte Vivian.

»Ich auch. Daddy und ich hatten ein Date. Wir waren im Restaurant und dann im Kino, und wir haben über mein Aquarium gesprochen!«

»Dein Aquarium?«

»Zum Geburtstag«, erklärte ich. »Wie geht's dir?«

»Gut. Es ist eine lange Fahrt, vor allem, wenn man im Berufsverkehr losmuss.«

Ich nickte und fühlte mich plötzlich seltsam überflüssig. Ich zeigte nach oben. »Wenn du willst, kannst du weiterlesen.«

Sie wandte sich an London. »Soll

Mommy dir vorlesen?«

»Ja!«, rief London. Ich sah den beiden nach. Und obwohl ich mit meiner Frau und meiner Tochter im Haus war, fühlte ich mich auf einmal sehr allein.

★

Ich zog mich ins Schlafzimmer zurück. Ich wollte nicht mit Vivian reden, und sie vermutlich nicht mit mir. Also las ich im Bett und versuchte, nicht daran zu denken, dass Vivian die Nacht unter demselben Dach verbrachte.

Kurz malte ich mir aus, dass sie sich zu mir schlich, und überlegte, was ich dann täte. Würde ich still einwilligen, da wir ja noch verheiratet waren? Oder es als ein

letztes Mal feiern? Oder wäre ich so eisern wie Emily, als David den Versuch bei ihr startete?

Eigentlich hoffte ich, eher wie Emily zu sein, war aber nicht sicher, ob ich über die Kraft verfügte. Dennoch ahnte ich, dass keiner von uns beiden hinterher froh wäre. Ich gehörte nicht mehr zu Vivians Zukunft, und es würde mir durch solch eine Episode nur noch schwerer fallen, mich von ihr zu lösen. Außerdem hätte ich wahrscheinlich ein schlechtes Gewissen. Denn als ich mir vorstellte, mit Vivian zu schlafen, erkannte ich plötzlich ganz klar, dass ich es mir noch mehr mit Emily wünschte.

★

Am nächsten Morgen stand ich früh auf und lief eine große Runde. Nach dem Duschen frühstückte ich und war bei der zweiten Tasse Kaffee, als Vivian in die Küche kam. Sie trug einen Pyjama, den ich ihr ein paar Jahre zuvor zum Geburtstag geschenkt hatte. Wortlos holte sie einen Teebeutel aus dem Schrank und füllte den Kessel auf dem Herd.

»Gut geschlafen?«, fragte ich.

»Ja, danke. Die Matratze im Gästezimmer ist besser, als ich sie in Erinnerung hatte. Oder ich war einfach nur müde.«

»Weißt du schon, was du heute mit

London unternehmen willst? Nach dem Kunstkurs, meine ich?«

»Nichts zu Anstrengendes. Vielleicht ins Kindermuseum. Ich werde sie mal fragen, was sie möchte.«

»Ich gehe ins Büro«, teilte ich ihr mit. »Ich muss an der Kampagne für den Schönheitschirurgen arbeiten. Ich fühle mich ihm besonders verpflichtet, da er nach Londons Unfall sofort gekommen ist.«

»Richte ihm bitte meinen herzlichen Dank aus. Er hat das sehr gut gemacht, ich habe gestern noch einen kurzen Blick unter das Pflaster geworfen.«

Der Teekessel pfiff, und Vivian goss Wasser in ihren Becher. Offenbar war sie

unschlüssig, ob sie sich zu mir setzen sollte, kam aber dann doch an den Tisch.

»Ich muss dir was sagen. Wegen dem Ballett.«

»Was denn?« Vivian nippte vorsichtig an ihrem dampfenden Tee.

Ich berichtete ihr möglichst knapp, warum London nicht an der Aufführung teilnehmen durfte.

»Hm«, machte sie. »Und du hast ihr erzählt, dass London im Krankenhaus war?«

»Ja, aber das war ihr egal. Und dann hat London mir ganz klar gesagt, dass sie nicht mehr hingehen will. Sie glaubt, Ms. Hamshaw mag sie nicht.«

»Wenn sie nicht gehen will, zwing sie

nicht. Ist doch nur Ballett.«

Vivian zuckte mit den Achseln. Ihre Reaktion war ganz anders als früher, als sie so eindringlich auf dem Unterricht bestanden hatte. Es gab keinen Grund, sie darauf anzusprechen, aber es brachte mich ins Grübeln, ob ich Vivian jemals verstehen würde.

★

London stand auf, als wir noch in der Küche saßen. Verschlafen kam sie an den Tisch.

»Hallo, Mommy und Daddy.« Sie umarmte uns beide.

»Was möchtest du zum Frühstück?«, fragte Vivian.

»Froot Loops.«

»Ist gut, Schätzchen. Ich bring dir welche.«

Ich faltete meine Zeitung und stand auf, bemüht, mir meine Verwunderung über Vivians Worte nicht anmerken zu lassen.

»Schönen Tag, die Damen«, sagte ich.

★

Ich saß fast den ganzen Tag am Computer. Als ich endlich vom Bildschirm aufsah, war es schon kurz vor sechs. Ich fragte Vivian per SMS, wann London ins Bett ginge, weil ich ihr vorlesen wolle. Die Antwort kam sofort. Da ich keine Mittagspause gemacht hatte, kaufte ich mir ein Sandwich, und

nachdem ich es gegessen hatte, rief ich Emily an.

»Störe ich gerade?«, fragte ich und räumte dabei gemächlich meinen Schreibtisch auf.

»Überhaupt nicht. Bodhi spielt in seinem Zimmer, und ich putze gerade die Küche. Wie läuft dein Wochenende?«

»Ganz gut bisher. Ich bin im Büro und habe viel geschafft. Jetzt fahre ich nach Hause und lese London ein bisschen vor.«

»Ich habe sie und Vivian heute gesehen, als ich Bodhi zum Kunstkurs gebracht habe.«

»Wie war es?«

»Ich bin gleich wieder gefahren«, sagte

sie.

»Gute Idee. Wahrscheinlich werde ich mich vor Vivian verstecken, wenn London schläft. Und was hast du heute Abend vor?«

»Nichts. Die Küche fertig putzen, fernsehen. Vielleicht ein Glas Wein trinken, wenn Bodhi im Bett ist.«

Ungebeten schlich sich die Vorstellung, mit Emily zu schlafen, wieder in meinen Kopf. Ich schob sie entschlossen beiseite.

»Möchtest du Gesellschaft haben? Ich könnte auf ein Stündchen vorbeikommen. Mir das Bild ansehen, an dem du arbeitest.«

Sie zögerte, und ich war mir sicher, dass sie ablehnen würde.

»Ja, gern«, gab sie stattdessen zurück.

★

Ich schaffte es gerade rechtzeitig nach Hause, und wie früher nahmen Vivian und ich unsere vertrauten Rollen ein. Sie las zuerst, dann kam ich an die Reihe. Munter erzählte London mir von ihrem Tag im Museum und im Einkaufszentrum, und als ich schließlich das Licht ausschaltete, war Vivian bereits im Gästezimmer verschwunden.

Ich klopfte, und sie fragte durch die Tür: »Ja?«

»Ich bin noch mal weg. Nur, falls London aufwacht. Ich müsste vor elf zurück sein.«

In der folgenden Stille konnte ich sie beinahe fragen hören, *wo fährst du hin?*

»Ist gut«, sagte sie dann. »Danke, dass du Bescheid gesagt hast.«

★

Emily hatte einen Zettel an die Tür geklebt, dass sie auf der Terrasse sitze.

Ich ging um das Haus. Emily war barfuß, in Jeans und einer roten Bluse und hatte die langen Beine auf eine niedrige Bank gelegt. Neben ihr stand ein Sessel bereit, auf dem Tisch warteten eine offene Weinflasche und ein Glas. Sie selbst hielt ein halb volles in der Hand.

»Perfektes Timing«, sagte sie. »Ich habe gerade nach Bodhi gesehen, er schläft tief

und fest.«

»London auch.«

»Ich hab schon mal ohne dich angefangen. Bedien dich bitte.«

Ich goss mir ein Glas ein und setzte mich neben sie. »Danke, dass ich kommen durfte.«

»Wenn ein Freund sich verstecken muss, steht meine Tür immer offen. Aber wie ist es wirklich?«

Über die Frage dachte ich erst nach. »Wir haben uns nicht gestritten, aber auch nicht viel gesehen. Es ist komisch. Die Atmosphäre im Haus ist unbehaglich.«

»Glaubst du, London weiß schon, was los ist?«

»Dass irgendwas anders ist, merkt sie vermutlich, mehr aber auch nicht.«

»Das ist doch gut fürs Erste.«

Da hatte sie recht.

»Sitzt du oft hier draußen?«

»Seltener, als ich sollte; manchmal vergesse ich, wie schön es ist. Ich liebe es, die Sterne zwischen den Bäumen zu sehen und die Grillen zu hören.« Sie schüttelte den Kopf. »Ach, ich hänge einfach in meinem Alltag fest. Weshalb ich auch das Haus immer noch nicht zum Verkauf angeboten habe. Ich bin zu träge.«

»Das glaube ich nicht. Wir sind einfach Gewohnheitstiere.« Ich trank einen Schluck Wein. Nach einer Weile sagte

ich: »Ich habe das Gefühl, mich bei dir bedanken zu müssen.«

»Warum denn?« Ich spürte, dass sie sich zu mir umdrehte und mich im Halbdunkel betrachtete.

»Weil ich kommen durfte. Weil du mit mir telefonierst. Weil du mir Ratschläge gibst. Weil du dir mein Gejammer anhörst. Für alles.«

»Dazu hat man doch Freunde.«

»Ja, stimmt schon«, sagte ich. »Aber es ist lange her, über zehn Jahre lang hatten wir kaum Kontakt. Trotzdem bist du in dieser kurzen Zeit irgendwie wieder eine meiner besten Freundinnen geworden.«

In ihren Augen flackerte das Sternenlicht. »Ich hab mal was über

Freundschaft gelesen, was sich mir eingeprägt hat: Es geht nicht darum, wie lange du jemanden kennst, sondern darum, wer in dein Leben tritt, sagt ›Ich bin für dich da‹ und auch dazu steht.«

Ich lächelte. »Das gefällt mir.«

»Russ, ob du es glaubst oder nicht, ich unterhalte mich gern mit dir. Und ich finde es schön, dass wir wieder befreundet sind. Abgesehen von Grace und Marguerite gibt es nur Bodhi und mich. Und … es hat so was Wohliges, dass wir einander nicht erklären müssen, wer wir sind und woher wir kommen. Das wissen wir alles schon.«

»Dann bin ich wohl ein alter Hut, was?«

Sie lachte. »Vielleicht ein Lieblingshut.

Einer, der besonders gut passt und den man nie wegwerfen wollte.«

Sie strahlte eine aufrichtige Wärme aus, die tröstlich war und die ich, stellte ich fest, in all den ungewissen Jahren mit Vivian vermisst hatte.

»Mir geht es genauso.« Ich sah ihr in die Augen. »Ganz ehrlich.«

Sie schwieg für einen Moment und drehte dabei das Weinglas in den Händen. »Weißt du noch, wie wir in dem Riesenrad festsaßen?«

»O ja.«

»An dem Abend habe ich fest damit gerechnet, dass du mir einen Antrag machst«, sagte sie leise. »Und dann war ich so … enttäuscht.«

»Es tut mir leid.«

»Nicht doch, das ist albern.« Sie winkte ab. »Worum es mir geht, ist, dass ich Ja gesagt und dich wahrscheinlich geheiratet hätte. Aber dann gäbe es Bodhi und London nicht. Vielleicht hätten wir uns scheiden lassen. Oder würden einander heute hassen.«

»Ich glaube, es hätte klappen können.«

In ihrem Lächeln lag ein Hauch von Melancholie. »Kann sein. Schwer zu sagen. Wir sind beide alt genug, um zu wissen, wie unberechenbar das Leben ist.«

»Du weißt aber, dass du dauernd Sachen sagst, die mich erstaunen und zum Nachdenken bewegen?«

»Das liegt daran, dass ich Geisteswissenschaften studiert habe und nicht BWL.«

Plötzlich durchströmte mich Dankbarkeit, dass sie in mein Leben zurückgekehrt war, und zwar genau in dem Moment, als ich sie am meisten brauchte.

Es war schon weit nach Mitternacht, als ich nach Hause kam.

★

»Es war gestern spät bei dir«, bemerkte Vivian, als sich unsere Pfade am nächsten Morgen in der Küche kreuzten. »Wolltest du nicht um elf wieder da sein?«

»Ich hab die Zeit vergessen.« Ich

merkte, dass sie neugierig war, aber es ging sie nichts an. Nicht mehr. Um das Thema zu wechseln, sagte ich: »Wann musst du ungefähr los?«

»So gegen sechs, halb sieben.«

»Sollen wir vorher noch zusammen essen?«

»Ich will mit London in ein Restaurant gehen.«

»Also gut. Dann bin ich um sechs wieder hier.«

Sie schien darauf zu warten, dass ich ihr meine Pläne für den Tag mitteilte, doch ich widmete mich wieder meinem Kaffee und der Zeitung.

Kapitel 21

Es läuft rund

Emily und ich trafen uns sechsmal, bevor wir miteinander schliefen. Unsere erste Verabredung nach der Hochzeit war die Wanderung, die sie vorgeschlagen hatte. Außerdem gingen wir zu einem Konzert und mehrmals mittags und abends zusammen essen. Mittlerweile war ich ziemlich verliebt in sie, wusste aber nicht, wie sie empfand.

An jenem Morgen holte ich sie früh ab, und wir fuhren zum Wrightsville Beach. Mittags aßen wir in einem kleinen Restaurant am Meer und gingen am Strand spazieren. Wir

sammelten Muscheln in meiner Baseballkappe, und ich sehe noch vor mir, wie die Brise einzelne Strähnen ihres glänzenden Haars anhob, wenn sie sich nach einem besonders schönen Exemplar bückte.

Wir wussten beide, was kam. Ich hatte für die Nacht ein Hotelzimmer reserviert. Statt aber im Laufe des Tages immer nervöser zu werden, schien sie in einen Zustand entspannter Gelassenheit zu verfallen. Am späten Nachmittag duschte sie ausgiebig, während ich auf dem Bett lag und durch die Sender zappte. Hinterher kam sie in ein Handtuch gehüllt aus dem Bad, um sich frische Kleidung zu holen.

»Was siehst du dir an?«

Dich, hätte ich sagen können. »Nichts

Besonderes. Ich warte nur, bis das Badezimmer frei ist.«

»Dauert nicht mehr lange.«

Mir kam der Gedanke, dass ich mich bei Emily wohler fühlte als bei jeder anderen Frau, weil sie sich bei mir immer wohlzufühlen schien. Ein paar Minuten später stand ich auf. Sie war inzwischen angezogen und schminkte sich.

»Was machst du?«, fragte sie.

»Dich beobachten.« Unsere Blicke trafen sich im Spiegel.

»Warum?«

»Weil ich es sexy finde, wenn du dich schminkst.«

Sie drehte sich um und schob die Lippen vor. Wir küssten uns, dann wandte sie sich wieder

dem Spiegel zu.

»Wofür war der?«

»Wenn ich mir die Lippen angemalt habe, können wir uns eine Weile nicht küssen. Es sei denn, du willst auch Lippenstift.«

Wir aßen in einem Bistro mit Blick aufs Wasser und blieben bis lange nach Sonnenuntergang dort sitzen. Auf dem Weg nach draußen vernahmen wir von irgendwoher Musik und folgten ihr in eine Bar ein paar Häuser weiter, wo eine Band spielte. Wir tanzten, bis die Bar schloss, und spazierten dann angenehm müde zum Hotel zurück.

Es knisterte heftig zwischen uns, als ich die Tür aufschloss. Das Zimmermädchen hatte das Bett aufgedeckt und das Licht gedimmt.

Ich legte die Arme um Emily und zog sie an mich, spürte die Wärme ihres Körpers.

Dann küsste ich sie, und unsere Zungen begegneten sich, während meine Hände langsam auf Entdeckungsreise gingen. Sie stöhnte leise auf, und unsere Leidenschaft steigerte sich immer weiter, als ich ihre Brüste durch den dünnen Stoff spürte. Ihre Finger tasteten nach meinen Hemdknöpfen.

Ohne ihre Lippen von meinen zu lösen, knöpfte sie einen nach dem anderen auf. Ich streifte ihr Kleid hoch, und sie hob die Arme, sodass ich es ihr über den Kopf ziehen konnte. Mein Hemd fiel zu Boden, ihre Haut brannte auf meiner. Dann folgte ihr BH, und bald lagen wir nackt auf dem Bett und bewegten uns gemeinsam, versunken in unsere eigenen

Gefühle und die Geheimnisse des anderen.

★

Es passierte am Mittwoch, und ich gebe zu, dass ich genauso überrascht war wie die Sekretärin. Aber der Reihe nach.

Am Sonntag waren Marge und Liz nicht bei meinen Eltern, und als ich sie anrief, klang Marge elend. Husten, Gliederschmerzen, Fieber, das volle Programm. Meine Mutter kochte sofort eine Hühnersuppe, mit deren Auslieferung ich beauftragt wurde. Falls das überhaupt möglich war, sah Marge noch schlimmer aus, als sie klang, und scherzte, dass sogar Liz Abstand zu ihr halte, da sie sich eindeutig mit der Pest

angesteckt habe.

Ich ging das Risiko ein und umarmte sie trotzdem, bevor ich nach Hause fuhr.

Vivian verließ Charlotte gegen halb sieben. Ihre Verabschiedung war so freundlich, wie der Rest des Wochenendes verlaufen war. Sie stellte mir keine Fragen und ich ihr nicht, sondern wir wünschten einander nur alles Gute. Nachdem ich London ins Bett gebracht hatte, rief ich Emily an, um sie zu bitten, London am Dienstag von der Schule abzuholen, da ich den ganzen Tag mit Dreharbeiten beschäftigt wäre. Sie versicherte mir, dass das kein Problem sei.

Am Montag wurde Taglieris neue

Website freigeschaltet, und die ersten beiden Spots wurden gesendet. Ich stellte die Filme sowohl auf seine Website als auch auf YouTube und arbeitete von zu Hause aus, um sie mir im Fernsehen anschauen zu können. Es war sehr aufregend. Gleichzeitig feilte ich an den Texten und Slogans für den Schönheitschirurgen. Am Dienstag filmte ich die Empfehlungen seiner ehemaligen Patienten und holte dann London bei Emily ab, wo wir, zu Londons großer Freude, zum Abendessen eingeladen wurden.

Mittwoch erhielt ich auf der Fahrt zum Büro eine SMS von Taglieri, ich solle ihn bitte anrufen. Mir wurde flau. Ich war

mir sicher, dass er nur schlechte Nachrichten in Sachen Scheidung für mich haben konnte.

Noch bevor ich mein Büro betrat, rief ich zurück. Ich hatte das Gefühl, stehen zu müssen, wenn ich mit ihm sprach.

»Hallo, Joey«, sagte ich bemüht ruhig. »Was gibt's denn?«

»Meine Kanzlei«, sagte er. »Mein künftiges Bankkonto …«

»Wie bitte?«

»Diese gebührenfreie Nummer, die du überall auf die beiden Spots gekleistert hast … Das Telefon klingelt wie wahnsinnig! Es ist irre. Die Leute lieben den Spot mit dem Mädchen, sie finden ihn zum Brüllen komisch. Und jetzt

können wir sie für die grundlegenden Infos auf die Website verweisen. Es ist unfassbar. Ich hätte das nie geglaubt. Meine Angestellten kommen überhaupt nicht mehr hinterher.«

»Du freust dich«, sagte ich verblüfft.

»Und wie ich mich freue! Wann startet der Hundespot? Und du musst dir noch mehr ausdenken. Also streng deinen Kopf an.«

»Das kann ich machen«, sagte ich.

»Und – Russ?«

»Ja?«

»Danke.«

Ich legte auf und fühlte mich schlagartig zwanzig Zentimeter größer. Als ich im Vorbeigehen der Sekretärin zuwinkte,

hob sie die Hand.

»Mr. Green? Wollen Sie Ihre Nachrichten nicht mitnehmen?«

»Ich habe Nachrichten?«

»Zwei, um genau zu sein. Beide von Anwaltskanzleien.«

Wieder dachte ich sofort an Vivian, vielleicht hatte sie ihre Anwältin beauftragt, mich direkt zu kontaktieren. Falls ja, wunderte mich allerdings, dass Vivian ihr nicht meine Handynummer gegeben hatte. Soweit ich wusste, kannte Vivian meine Büronummer gar nicht.

Doch die Nachrichten waren gar nicht von Vivians Anwältin. Ein Anruf stammte von einer auf Sammelklagen spezialisierten Kanzlei in Greenville,

South Carolina, der andere von einer in Hickory, die hauptsächlich Personenschäden bearbeitete. In beiden wurde ich sofort mit dem Seniorpartner verbunden.

»Mir gefallen die Spots, die Sie für Joey Taglieri gedreht haben, und ich wollte fragen, ob Sie vielleicht eine Präsentation bei uns abhalten könnten.«

Als ich aufgelegt hatte, stieß ich einen Freudenschrei aus. Ich musste unbedingt jemandem davon erzählen.

Schon wollte ich Marges Nummer wählen, entschied mich dann aber in letzter Sekunde um und rief Emily an.

★

Wie auf Wolken.

So fühlte ich mich die restliche Woche. Als wären alle Sorgen von mir abgefallen, die mich monatelang beschwert hatten.

Auch wenn es nur ein vorübergehendes Hoch sein mochte, beschloss ich, jeden Augenblick zu genießen. Selbst wenn es mir nicht gelingen sollte, die beiden Kanzleien als Kunden zu gewinnen. Natürlich wäre das großartig, aber bis Freitag riefen noch drei weitere Anwälte bei mir an. Ich erstellte für alle fünf Kanzleien Präsentationen, und wenn alles gut lief, musste ich möglicherweise sogar jemanden einstellen.

Die Phoenix Agency war endlich im

Geschäft.

★

»Was willst du mit dem ganzen Geld anstellen, das du bald verdienst?«, fragte Marge mich beim Essen. Es war Freitagnachmittag, und ich nahm mir zur Belohnung den halben Tag frei. »Ich frage nur, weil deine Schwester zufällig Lust auf ein neues Auto hätte.«

»Das wäre schön, was?«

»Ich wusste immer, dass du es schaffst.«

»Noch habe ich es nicht geschafft. Erst muss ich die Präsentationen überstehen.«

»Den Teil kannst du ja. Nur das Telefon hast du nicht so gut zum Klingeln gebracht.«

Immer noch bester Laune, grinste ich. »Ich bin so aufgeregt! Und erleichtert.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und wie geht es dir?«

Sie zog eine Grimasse. »Ein bisschen besser. Tagsüber huste ich nicht mehr so viel, aber die Nächte sind immer noch ziemlich hart. Ich habe endlich meinen bescheuerten Arzt überredet, mir Antibiotika zu verschreiben. Er meinte, es könnte noch bis Montag dauern, ehe ich mich besser fühle.«

»So ein Mist.«

»Für Liz ist es auch blöd. Andauernd wecke ich sie auf, deshalb schlafe ich schon im Gästezimmer.«

»Dann hat Moms Hühnersuppe nicht

gewirkt?«

»Nein. Aber geschmeckt hat sie.« Marge schob ihr Sandwich von sich fort. »Was hast du am Wochenende vor? Vivian kommt nicht, oder?«

»Nächste Woche erst wieder. An Londons Geburtstag. Und da ich mir nicht vorstellen kann, dass London auf Bodhi verzichten will, wird Emily wahrscheinlich auch erscheinen.«

»Und ich«, sagte Marge fröhlich. »Das lasse ich mir auf keinen Fall entgehen.«

»Es wird nichts passieren. In letzter Zeit hat sie sich gut benommen.«

»Hm, mal abwarten, wie lange das hält.« Marge wirkte skeptisch. »Übrigens, fährst du morgen zu unseren Eltern? Liz

und ich hatten es schon geplant. Zumal wir letztes Wochenende nicht da waren, weil ich ja die Pest hatte.«

»Zum Glück hast du Liz nicht angesteckt.«

»Ja, vor allem, weil sie momentan in Arbeit erstickt. Eine Kollegin ist seit Ende Juli im Mutterschutz.«

»Apropos: Wann ist euer Termin bei dem Spezialisten? Sagtest du nicht was von November?«

Sie nickte. »Am zwanzigsten. Freitag vor Thanksgiving.«

»Was, wenn ihr beide Kinder bekommen könnt? Werdet ihr dann beide schwanger?«

»Nein, in dem Fall nur ich. Ich habe mir

eine Schwangerschaft schon immer spannend vorgestellt.«

»Ein Kind wird euer Leben verändern. Bei mir war das auf jeden Fall so.«

Ihre Augen blickten sehnsüchtig. »Ich kann es kaum erwarten.«

★

Als London ins Auto stieg, war ihre allererste Frage, ob wir wieder zusammen ausgehen könnten.

»Weil doch Freitag ist und Mommy nicht da ist?«

Warum nicht? »Das ist eine tolle Idee.«

»Und was machen wir?« London war gleich ganz aufgeregt.

»Also«, sagte ich, »wir könnten in ein

Restaurant gehen. Oder ins große Aquarium.«

»Ins Aquarium! Geht das echt?«

»Aber klar. Ich bin ziemlich sicher, dass es bis acht geöffnet hat.«

»Darf Bodhi mitkommen?«

»Du willst Bodhi mit zu unserem Date nehmen?«

»Ja. Und ich will auch meine Schmetterlingsflügel anziehen. Die aus dem Zoo. Und Bodhi seine.«

»Ins Aquarium?«

»Für die Fische«, sagte sie.

Der Zusammenhang erschloss sich mir nicht hundertprozentig, aber wenn es sie glücklich machte, sollte es mir recht sein.

»Ich kann ja mal anrufen, aber Bodhi hat

vielleicht keine Zeit. Es ist ein bisschen kurzfristig.«

»Versuch es trotzdem. Und Emily darf auch mit.«

Ich rief sie erst von zu Hause aus an. Als ich ihr unseren Vorschlag unterbreitete, bat sie mich, kurz zu warten, und rief Bodhi. »Möchtest du heute Abend mit London ins Aquarium?«

»Ja!«, schrie Bodhi im Hintergrund.

Als Emily wieder in der Leitung war, sagte sie: »Ich gehe mal davon aus, dass du ihn gehört hast.«

»Allerdings.«

»Wann wollt ihr los?«

»Wie wäre es, wenn ich euch in einer Stunde abhole?«

Sie zögerte. »Vielleicht hole lieber ich euch ab? DVDs für die Kinder und so. Ich weiß, dass es nicht so weit ist, aber es könnte viel Verkehr sein. Hast du was dagegen, wieder zu fahren?«

»Nein, gar nicht.«

»Sims mir doch einfach die Adresse. Wir ziehen uns rasch um. Bis gleich.«

»Ach«, sagte ich, »London möchte, dass Bodhi die Flügel anzieht, die er im Zoo bekommen hat.«

Emily lachte. »Von mir aus. Ist auf jeden Fall viel besser, als wenn er mit einem Laserschwert rumrennt.«

★

Wie gewohnt brauchte London ein

Weilchen, um sich umzuziehen. Letzten Endes entschied sie sich für einen weißen Rock mit Spitze, ein langärmeliges rosa Oberteil, rosa Sneakers und natürlich die Schmetterlingsflügel.

Ich blieb etwas legerer: dunkle Hose, dunkles Hemd und bequeme Schuhe.

»Das ist aber eine auffällige Kombi«, stellte ich fest. »Genau das Richtige für die Fische.«

»Ich will ein paar Ideen für mein Aquarium sammeln«, erklärte sie.

»Willst du dir einen Film aussuchen? Wir fahren wieder mit Emilys Auto.«

»Ich finde, wir sollten uns *Findet Nemo* ansehen.«

»Das passt wirklich gut.«

Sie fand die DVD und brachte sie mir. Genau in dem Moment erhielt ich eine weitere SMS von Taglieri. *Telefon klingelt immer noch wie verrückt. Du bist der Hammer!*

Was für eine großartige Woche, dachte ich. Und das ohne zu wissen, dass sie noch viel, viel besser enden sollte.

★

Das Sea Life lag in Concord, ungefähr fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Charlotte. Wegen des Verkehrs brauchten wir allerdings fast vierzig Minuten.

Nicht, dass es einen von uns störte. Ich berichtete Emily von meinen

Arbeitserfolgen, machte Andeutungen in Bezug auf Liz' und Marges Familiengründung und erzählte von meinen Eltern. Sie teilte mir das Neueste über ihre Familie und ihre Gemälde für die Ausstellung mit.

Im Aquarium liefen die Kinder von einem Becken zum anderen. Emily und ich schlenderten hinterher und behielten sie im Auge. Dabei entgingen mir nicht die Blicke, die Emily von anderen Männern erntete.

Am besten kamen bei den Kindern die Haie, die Meeresschildkröten, Seepferdchen und Kraken an. Als wir durch den Ausgang auf die Promenade traten, hörte ich Musik durch eine offene

Tür mit der Aufschrift *Personaleingang*.

Ich wandte mich an Emily. »Eigentlich hätte London heute ihre Ballettaufführung gehabt. Sie wollte gern der Schmetterling sein.«

»Jetzt bin ich ja ein Schmetterling«, verkündete London und wackelte mit ihren Flügeln.

»Wenn das so ist: Darf ich um den nächsten Tanz bitten?«, fragte ich.

»Au ja!«

Das nächste Lied fing an, und ich nahm Londons Hände. Mittlerweile stand die Sonne tief am Himmel, das Zwielicht färbte die Welt sepia. Abgesehen von Emily und Bodhi hatten wir die Promenade für uns.

Es bewegte mich, mit meiner Tochter zu tanzen. Sie hüpfte und wiegte sich und hielt meine Hände fest, Bilder der jungen Frau, die sie einst sein würde, blitzten vor meinem geistigen Auge auf und wechselten sich mit denen des unschuldigen Mädchens ab, das sie noch war.

Mir wurde bewusst, dass dies der erste Tanz mit meiner Tochter war. Ob und wann es weitere gäbe, war schwer zu sagen. In ein paar Jahren fand sie das vermutlich peinlich, also genoss ich den Augenblick, dankbar für ein weiteres Wunder am Ende einer bereits unvergesslichen Woche.

★

»Das war seit Langem das Anrührendste, was ich erlebt habe«, sagte Emily auf dem Weg zum Auto zu mir. »Ich habe Fotos gemacht, die schicke ich dir später.«

»Ach, es war toll! Ich bin nur froh, dass Bodhi mich nicht abklatschen wollte.«

»Keine Sorge, das wäre nicht passiert. Ich habe ihn gebeten, mit mir zu tanzen, aber er hat abgelehnt. Danach hat er mir eine Schnecke gezeigt und wollte, dass ich sie aufhebe.«

»Kleine Mädchen und kleine Jungs sind doch ziemlich unterschiedlich, oder?«

»Tja, du darfst mit einem Schmetterling tanzen, und ich kriege Schnecken.«

»Wenigstens keinen Regenwurm.«

»Nur, weil er auf die Schnelle keinen gefunden hat.«

Ich lachte. »Die Kinder verhungern bald.«

»Ich auch.«

»Die Frage ist, lassen wir sie das Lokal aussuchen oder suchen wir aus?«

»Nur als kleine Warnung: Wenn wir nicht schnell was finden, wird Bodhi möglicherweise unleidlich. Und das willst du nicht aus der Nähe erleben.«

»Dann also … Chick-fil-A?«

»Bingo«, sagte sie.

Selbstverständlich waren die Kinder begeistert.

★

London war immer noch aufgedreht, als wir nach Hause kamen, aber ihre Kräfte ließen nach, sobald sie im Schlafanzug war. Ich rief Vivian an und ließ London ein paar Minuten mit ihr sprechen. Im Anschluss las ich noch eine Geschichte vor. Da fiel mir ein, dass Emily die Fotos von unserem Tanz schicken wollte. Als ich mein Handy zückte, sah ich, dass sie es schon getan hatte, und zeigte London die Bilder.

»Sehen wir nicht gut aus?«

London nahm mir das Telefon aus der Hand und betrachtete die Fotos eingehend. »Mein Gesicht ist hinter den Haaren versteckt.«

»Das liegt daran, dass du auf meine

Füße gesehen hast«, sagte ich. »Macht aber nichts, ich auch.«

Immer noch inspizierte sie die Bilder. Ich nahm mir vor, eines davon auszudrucken und es rahmen zu lassen.

Jetzt gab sie mir das Handy zurück. »Was machen wir morgen?«

»Erst mal hast du natürlich Kunstkurs. Und danach fahren wir zu Nana und Papa. Fällt dir sonst noch was ein?«

»Weiß nicht.«

»Du könntest mir beim Hamsterkäfig helfen.«

»Nein danke. Das ist irgendwie eklig.«

Stimmt. Und es stinkt auch, dachte ich.

Ich steckte die Decke um sie fest, gab ihr einen Kuss und ging nach unten, um

fernzusehen. Doch Emilys Fotos schienen mich zu rufen. Wieder nahm ich das Handy aus der Tasche und betrachtete versonnen die Bilder, dankbarer als je zuvor, der Vater eines so wunderbaren kleinen Mädchens zu sein.

★

Emily winkte, als London und ich am nächsten Tag das Studio betraten. London umarmte sie und zog dann los, um Bodhi zu suchen.

»Das war schön gestern«, sagte Emily. »Was Kinderbespaßung betrifft, sind wir ein gutes Team, finde ich.«

»Ja, ich auch.« Abgesehen davon hatte ich mich ebenfalls gut unterhalten

gefühlt. »Und danke für die Fotos, wahrscheinlich lasse ich ein oder zwei davon rahmen. Selbst nur mit einer Handykamera merkt man sofort, dass du das Auge einer Künstlerin hast.«

»Kann sein. Oder vielleicht habe ich dir auch nur die besten der ungefähr hundert geschickt, die ich geknipst habe«, sagte sie mit einem kecken Grinsen.

Sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter. »Hast du Lust auf einen Kaffee?«

»Nichts lieber als das.« Und das war die Wahrheit.

★

»Es ist der Krebs«, beharrte meine Mutter. »Ich weiß es einfach.«

Wir standen in der Küche, und sie wiederholte in besonders eindringlichem Tonfall ihre übliche Angst. Sobald ich durch die Tür getreten war, hatte sie mich beiseitegezogen.

»Hatte er wieder Atemnot?«

»Nein. Aber ich hatte gestern Nacht wieder den Traum vom Krankenhaus. Nur ohne lila Schwein. Und dieses Mal war es eine Ärztin. Sie hat was vom Krebs gesagt.«

»Glaubst du nicht, dass es eben nur ein Traum ist?«

»Zweimal derselbe?«

»Hm … An die meisten meiner Träume erinnere ich mich nicht. Aber ich würde nicht zu viel reindeuten, wenn dir sonst

nichts Konkretes an Dad aufgefallen ist.«

Sie sah mich traurig an. »Der Krebs zeigt manchmal erst Symptome, wenn es zu spät ist.«

Ich seufzte. »Soll ich noch mal mit Dad reden?«

»Nein. Aber behalte ihn bitte im Auge. Und wenn dir was auffällt, musst du mir helfen, ihn zum Arzt zu schaffen.«

»Ich weiß ja gar nicht, worauf ich achten soll«, wehrte ich ab.

»Das merkst du dann schon.«

★

»Hat Mom dir aufgelauert?«, fragte Marge und goss sich Eistee aus einem Krug auf dem Tisch ein.

Ich hatte mich zu ihr und Liz auf die Terrasse gesetzt, nachdem London zum Helfen in der Küche verschwunden war. Wie üblich hielt sich mein Vater in der Garage auf, wahrscheinlich wuchtete er gerade mit bloßen Händen einen Motor aus einem Auto.

»O ja.« Ich hielt Marge mein Glas hin, damit sie es ebenfalls füllte. »Eigentlich sollte es mich nicht überraschen, das letzte Mal ist schon etliche Wochen her.« Ich rieb mir über das Gesicht. »Hoffentlich werde ich nie so.«

»Wie denn?«

»Dass ich ständig in Angst lebe.«

»Sie hat gute Gründe«, sagte Marge. »*Der Krebs* hat ihre gesamte Familie

ausradiert. Machst du dir nie Gedanken darüber?«

»Ich hatte bisher nicht richtig Zeit dazu.«

»Also, ich schon«, stellte Marge fest. »Ich hab keine Angst, aber ab und zu geht es mir durch den Kopf. Falls Dad allerdings jemals Krebs bekommt, marschieren sehr wahrscheinlich die gesunden Zellen zu den kranken, tippen ihnen auf die Schulter und prügeln sie dann windelweich.« Die Nachmittagssonne huschte über Marges belustigte Miene und hob dadurch ihre Wangenknochen deutlich hervor.

»Übrigens, du siehst gut aus«, stellte ich fest. »Du hast abgenommen.«

»Schön, dass es dir auch endlich auffällt«, sagte sie mit leichtem Stolz.

»Bist du auf Diät?«

»Natürlich. Der Urlaub steht vor der Tür, soll heißen, ich will an den Strand.«

Ich verdrehte die Augen und sah Liz an. »Und wie geht's dir? Marge hat erzählt, du hast so viel zu tun.«

»Ja, ich muss eine Kollegin vertreten. Und den Großteil meiner wenigen freien Zeit verbringe ich momentan mit Tagträumen über Costa Rica. Ich hab sogar schon lateinamerikanische Gerichte gekocht, aber Marge will sie nicht essen, wegen der Kohlehydrate. Ich sage ihr dauernd, dass die Menschen in Costa Rica nicht so übergewichtig sind

wie hier in den Staaten, aber sie glaubt mir nicht.«

»Ich kenne meinen Körper«, gab Marge zurück. »Und es hat auch geholfen, dass ich krank war und null Appetit hatte. Aber mal was Interessanteres, hast du die zauberhafte Emily heute gesehen? Im Kunstkurs?«

Demonstrativ wandte ich mich an Liz. »Weißt du, was ich an dir mag?«

»Nein, was?«

»Dass du nicht ständig das Bedürfnis verspürst, deine Nase in meine Privatangelegenheiten zu stecken.«

»Das braucht sie gar nicht. Im Normalfall posaunst du alles unaufgefordert aus.«

Wahrscheinlich hatte Marge damit nicht ganz unrecht. Ich seufzte. »Ich habe sie nicht nur heute getroffen, sondern wir waren gestern im Sea Life. Mit den Kindern. Wir sind eben befreundet.«

Liz lachte. »Ich freue mich für dich, Russ. Es scheint dir deutlich besser zu gehen.«

»Das stimmt«, sagte ich zu meiner eigenen Überraschung. »Viel besser.«

★

Nachdem Vivian mit London telefoniert hatte, bat ich sie, mich später zurückzurufen, um die Geburtstagsparty zu besprechen.

Sie klang deutlich eisiger als am

vergangenen Wochenende. »Ich habe schon alles organisiert. Für den Garten hab ich so eine Hüpfburg gemietet, und ich habe Essen und eine Barbie-Geburtstagstorte bestellt. Einladungen habe ich auch gemailt.«

»Äh, gut«, sagte ich, etwas überrumpelt von ihrer abweisenden Art. »Und wann soll es losgehen?«

»Um zwei.«

Sonst nichts. Offenbar wollte sie, dass ich mich unwohl fühlte.

»Alles klar«, meinte ich langsam. »Meinen Eltern, Marge und Liz hast du wahrscheinlich schon Bescheid gegeben, aber ich frage sie zur Sicherheit noch mal, ob die Nachricht angekommen ist.« Als

keine Reaktion von Vivian kam, fuhr ich fort: »Und du hast weiterhin vor, im Gästezimmer zu schlafen, oder?«

»Ja, Russ. Ich schlafe im Gästezimmer. Das haben wir doch schon besprochen.«

»Ich wollte mich nur vergewissern.«

Daraufhin legte sie abrupt auf.

Ich stieß einen langen Atemzug aus. Nach dem Waffenstillstand bei unserer letzten Begegnung hatte es nun wohl wieder einen Rückschritt gegeben.

Kapitel 22

Das Auge des Hurrikans

Als Kind habe ich Gewitter geliebt.

Marge hielt mich für einen Spinner, aber wenn ein Gewitter im Anzug war, empfand ich eine gespannte Vorfreude, ähnlich der meines Vaters vor einem großen Baseballspiel. Ich schaltete überall das Licht aus und schob die Sessel näher an das große Panoramafenster im Wohnzimmer. Manchmal machte ich mir sogar eine Schüssel Popcorn.

Völlig gefesselt saßen Marge und ich dann im Dunklen und sahen zu, wie Blitze den

Himmel zerteilten oder in den Wolken flackerten wie Stroboskoplicht. Am tollsten fanden wir es, wenn man die elektrische Ladung zu spüren glaubte. Dann umklammerte Marge die Sessellehnen. Und immer zählten wir die Sekunden zwischen einem Blitz und dem Donner, um die Entfernung einzuschätzen.

In den Südstaaten dauern Gewitter normalerweise nicht sehr lange. Nach dreißig bis vierzig Minuten waren sie in der Regel vorbeigezogen, und wenn das letzte Donnergrollen verhallte, standen wir widerstrebend auf und knipsten das Licht wieder an.

Hurrikane waren allerdings eine ganz andere Geschichte. Mein stets vorsichtiger

Vater vernagelte das Panoramafenster immer mit Brettern, sodass wir das Spektakel nicht im vollen Ausmaß beobachten konnten. Doch der apokalyptische Wind und der sintflutartige Regen faszinierten mich, besonders wenn sich das Auge des Wirbelsturms näherte, dieser surreale Moment, in dem es auf einmal ganz still wurde und man manchmal sogar den blauen Himmel oben erkennen konnte. Diese Ruhe war natürlich nur vorübergehend, die zweite Hälfte des Hurrikans lauerte noch und brachte manchmal sogar schlimmere Zerstörung mit sich.

Was passt wohl besser als Metapher für das Leben? Beziehungsweise mein Leben in diesem schrecklichen Jahr? Eine Vielzahl von

schweren Gewittern in rascher Abfolge? Oder eher ein einzelner, gewaltiger Hurrikan mit einem Auge, das mir damals vorgaukelte, alles unversehrt überstanden zu haben, wo doch das Schlimmste noch vor mir lag?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, dass ich hoffe, niemals wieder ein solches Jahr erleben zu müssen.

★

London war begeistert von ihrer Geburtstagsparty. Die Hüpfburg war der Renner, beim Anblick der Torte klatschte sie entzückt in die Hände, und das Spielen mit ihren Freunden, besonders Bodhi, machte ihr viel Spaß. Emily brachte ihn, blieb aber nicht, da sie

angeblich einen Termin mit dem Galeristen hatte. Die Eltern eines anderen Kindes hatten bereits versprochen, Bodhi mit nach Hause zu nehmen.

Morgens, während Vivian London herumkutschierte, war ich in die Zoohandlung gefahren und hatte das Aquarium dann in ihrem Zimmer aufgebaut. Ich hatte mehrere bunte Fische gekauft und knotete eine Schleife um den Glaskasten. Als die beiden vom Kunstkurs kamen, ließ ich London die Augen schließen und führte sie nach oben. Mit einem Quietschen schoss sie quer durchs Zimmer zu dem Aquarium.

»Kann ich sie füttern?«

»Aber klar«, sagte ich. »Sie haben sicher Hunger. Hier, ich zeige dir, wie viel sie bekommen dürfen, ja?«

Ich klopfte etwas Futter in den Deckel der Plastikdose und gab ihn ihr. Fasziniert starrte sie durch die Scheibe, als die Fische an die Oberfläche flitzten und die Krümel verschlangen.

Über die Schulter warf ich einen Blick zu Vivian. Sie hatte die Arme verschränkt, ihr Mund war zu einem harten Strich verzogen.

Auf der Party jedoch war sie zu jedem freundlich, einschließlich meiner Familie. Sie bat meine Mutter, den Kuchen anzuschneiden, und als London eine Kiste voller Barbie-Zubehör von Marge

und Liz auspackte, forderte sie London auf, sich bei den beiden zu bedanken, was sie auch innig tat.

Danach beugte Marge sich vor und murmelte halblaut: »Sie benimmt sich, als hätte sich zwischen euch überhaupt nichts verändert.« Was mich, bei näherer Überlegung, noch nervöser machte als Vivians frostiges Verhalten zuvor.

Nach der Party fuhr Vivian mit London ins Einkaufszentrum. Da Halloween vor der Tür stand, wollten sie ein Kostüm aussuchen. Ich nutzte die Zeit, um das Haus aufzuräumen. Danach hielt ich es für das Beste, mich aus dem Staub zu machen, und fuhr ins Büro.

Um Londons Schlafenszeit herum

simste ich Vivian, ob ich komme solle, um London vorzulesen, erhielt etwas später aber nur die knappe Antwort, London schlafe bereits.

Erst spät fuhr ich nach Hause, stand am Sonntag früh auf und ging joggen. Als ich Vivian aufstehen hörte, saß ich schon beim Frühstück. Obwohl ich extra sitzen blieb, weil sie vielleicht mit mir über die Party sprechen wollte, ließ sie sich nicht blicken.

Ich fuhr wieder ins Büro, in dem Bewusstsein, dass die Waffenruhe zwischen Vivian und mir beendet war, aber ratlos, was die Gründe betraf. War sie eifersüchtig, dass London ihr Aquarium so toll fand, das ich ihr allein

geschenkt hatte? Andererseits war Vivian schon seit einer Woche kühl zu mir.

Sobald ich im Büro ankam, simste ich ihr, wann sie abends aufbrechen wolle. Sie antwortete erst um kurz vor fünf und teilte mir mit, sie fahre in einer halben Stunde, woraufhin ich mich beeilen musste, rechtzeitig zu Hause zu sein.

London kam mir entgegengelaufen und sprang mir auf den Arm. »Ich hab meine Fische gefüttert! Sie hatten solchen Hunger! Und ich hab sie auch Mr. und Mrs. Sprinkles gezeigt. Ich hab die beiden direkt an die Scheibe gehalten.«

»Hast du ihnen schon Namen gegeben?«

Sie nickte. »Sie sind alle so hübsch, deswegen wusste ich gleich, wie sie

heißen müssen. Komm, ich zeig's dir.«

Sie zog mich in ihr Zimmer, wies auf die einzelnen Fische und sagte der Reihe nach die Namen auf: Cinderella, Jasmin, Arielle, Belle, Mulan und Dory, »weil sie mich an die erinnern«.

Vivian wartete bereits an der Tür. Sie umarmte und küsste London zum Abschied. Dann drehte sie sich halb in meine Richtung und stieß ein dürres »Bis dann« aus, ohne Augenkontakt herzustellen, und ging.

Ich hätte es lassen sollen. Aber nach einer Sekunde des Zögerns folgte ich ihr nach draußen. Sie stand schon an ihrem Auto.

»Vivian? Warte bitte noch kurz.«

Mit steinerner Miene drehte sie sich um.

»Alles okay?«

»Wunderbar, Russ.« Ihre Stimme klang allerdings nicht danach.

»Du wirkst sauer.«

»Ach was.« Vivian riss sich die Sonnenbrille herunter. »Natürlich bin ich sauer. Und enttäuscht.«

»Warum? Was hab ich denn angestellt?«

»Willst du das Fass jetzt wirklich aufmachen?«

»Ich will nur wissen, was los ist.«

Daraufhin schloss sie die Augen, als müsse sie sich zusammennehmen, und als sie sie wieder aufschlug, loderte darin die Wut.

»Warum schleppst du London mit, wenn du dich mit deiner Freundin triffst?«

Auf diese Frage war ich so wenig gefasst, dass ich nicht sofort begriff, wovon sie redete. »Du meinst Emily?«

»Natürlich meine ich Emily!«

»Sie ist nicht meine Freundin. London und Bodhi sind befreundet.«

»Aber fahrt ihr beide mit ihnen in den Zoo? Und ins Aquarium? So eine Art Doppel-Date?«, fauchte sie. »Hast du eine Ahnung, wie verwirrend das für London ist? Warum machst du so was?«

»Ich wollte sie doch nicht verwirren –«

»Weißt du, was London gestern gemacht hat? Im Kunstkurs? Sie ist zu Emily gerannt und hat sie *umarmt!* Vor

allen anderen!«

»London umarmt jeden.«

»*Sie hat sie umarmt!*«, schrie Vivian. Ihre Wangen röteten sich. »Ich hatte dich für klüger gehalten! Für anständiger! Ich bestehe ja auch nicht darauf, dass London mit Walter und mir unterwegs ist, oder? Sie weiß noch nicht mal, dass es ihn gibt! Und auch nicht, dass wir uns scheiden lassen!«

»Vivian –«

»Halt den Mund!«, blaffte sie. »Ich will keine Rechtfertigung dafür hören, dass ihr durch die Gegend scharwenzelt, als wärt ihr jetzt eine Familie. Lange hast du ja nicht gerade gewartet, was?«

»Emily ist nur eine Freundin«, wehrte

ich erneut ab.

»Willst du mir allen Ernstes erzählen, dass du dich nur mit Emily triffst, weil London und Bodhi befreundet sind?«, fragte sie höhnisch. »Dann sag mal: Machst du das mit den Eltern von Londons anderen Freunden auch so?«

»Nein, aber –«

»Und du denkst nicht weiter an sie? Du rufst sie nicht an? Du wendest dich nicht an sie, wenn du Unterstützung brauchst?«

Das konnte ich nicht leugnen, und meine Miene musste mich verraten haben.

»Ich tue mein Bestes, um London aus allem herauszuhalten«, fuhr sie fort. »Während du … du scheinst dir

überhaupt keine Gedanken zu machen, was gut für London sein könnte. Oder was sie glaubt oder fühlt. Du denkst nur an dich selbst und daran, was du willst – immer die alte Geschichte. Du hast dich überhaupt nicht verändert.«

Damit stieg Vivian in den Wagen und knallte die Tür zu. Sie setzte zurück und dröhnte davon, während ich erstarrt und verstört dastand.

★

In der Nacht konnte ich nicht schlafen.

Hatte Vivian recht? Dachte ich nur an mich? Ich spielte die Ausflüge im Kopf noch einmal durch, vollzog die Schritte nach, die uns in den Zoo und das

Aquarium geführt hatten. Und ich fragte mich, ob ich, wenn London einen anderen besten Freund hätte, dasselbe mit dessen Eltern unternommen hätte.

Tief im Herzen wusste ich, dass die Antwort Nein lautete, was mich ins Grübeln brachte, wie sehr ich mich selbst belogen hatte.

★

Die Auswirkungen von Vivians Zorn spürte ich ein paar Tage später in Taglieris Kanzlei. Er hatte mich angerufen, weil es Neuigkeiten in den Scheidungsverhandlungen gab.

»Endlich konnte ich mal länger mit Vivians Anwältin telefonieren und

Abschnitt für Abschnitt den Vereinbarungsvorschlag durchsprechen.« Er seufzte. »Ich weiß nicht, was bei dir und Vivian los ist, aber ich hatte mit ein bisschen Entgegenkommen gerechnet, wie es in solchen Fällen die Norm ist. Stattdessen hat sie ihre Forderungen noch erweitert.«

»Sie will noch mehr?« Bei seinen Worten breitete sich eine Taubheit in mir aus.

»Yep.«

»Wovon?«

»Von allem. Mehr Unterhalt. Mehr Geld aus eurem gemeinsamen Eigentum.«

»Wie viel genau?«

Als er mir die Summe nannte, erbleichte ich. »Was, wenn ich das nicht habe?«

»Tja, als Erstes würde ich mal das Haus verkaufen.«

Das war wie ein Schlag in die Magengrube.

»Außerdem hat die Anwältin noch gesagt, dass Vivian zu Halloween kommt und sie es vorziehen würde, wenn du an dem Wochenende nicht zu Hause bist.«

»Warum sagt sie mir das nicht einfach selbst?«

»Weil Vivian beschlossen hat, künftig nur noch über die Anwälte zu kommunizieren. Sie will nicht mit dir direkt sprechen.«

»Noch was?«, fragte ich benommen.

»Am Wochenende ab dem dreizehnten November will sie London nach Atlanta holen.«

»Und wenn ich Nein sage?«

»Zieht sie wahrscheinlich sofort vor Gericht. Und Russ …« Taglieri sah mich ernst an. »Sich dagegen zu wehren bringt nichts, weil du nicht gewinnen wirst. Wenn sie nicht gerade als Mutter ungeeignet ist, hat sie das Recht, ihre Tochter zu sehen.«

»Ich hätte mich nicht dagegen gewehrt. Ich bin nur … völlig platt.«

»Willst du mir erzählen, was sie so in Rage gebracht hat?«

»Eigentlich nicht«, sagte ich. Was sollte

das helfen? »Und was sagt sie in Bezug auf London?«

»Momentan will sie sie jedes zweite Wochenende. Langfristig allerdings beantragt sie alleiniges Sorgerecht.«

»Das kommt nicht infrage.«

»Noch ein Grund, das Haus zu verkaufen. Auch wenn ich mein Honorar für dich gekürzt habe, wird das teuer.«

★

Wenigstens in Bezug auf meine Arbeit besserte sich die Lage. In den Tagen nach Londons Geburtstag ergatterte ich vier der fünf Kanzleien als neue Kunden. Das bedeutete zwar, dass ich schlagartig alle Hände voll zu tun hatte; gleichzeitig

hatte ich bei der Arbeit mit Taglieri jedoch viel gelernt. Auch die Kampagne des Schönheitschirurgen lief erfolgreich an, und er war begeistert.

Was London und mich betraf, hatten wir zu einem gleichmäßigen Rhythmus gefunden. Die Fäden an ihrer Stirn wurden gezogen, das erneute Röntgenbild vom Handgelenk zeigte, dass keine Knochen gebrochen waren, und der Verband wurde auch endlich abgenommen. Noch konnte sie nicht wieder zum Klavierunterricht, aber im Kunstkurs kam sie gut zurecht. An einem Freitagabend führte ich sie in ein schickes Restaurant namens Fahrenheit aus, von dem aus man einen wunderbaren Blick

auf das funkelnde Charlotte hatte und dessen Speisekarte handgeschrieben war – genau die Art von Lokal, die Vivian liebte.

★

Emily sah ich nicht oft.

Ob nun etwas daran war oder nicht, Vivians Bemerkung hatte mich verunsichert. Ich versuchte mir zwar einzureden, dass unsere Beziehung rein platonisch war, wusste aber, dass es mehr als eine Freundschaft war. Ich fühlte mich definitiv zu ihr hingezogen, und abends starrte ich oft das Telefon an und fragte mich, ob ich London durch meinen Wunsch nach Kontakt zu Emily

irgendwie schadete.

Das soll nicht heißen, dass ich sie nicht trotzdem fast jeden Abend anrief. Ich war nicht willens und nicht in der Lage, dieses tröstliche Ritual aufzugeben. Doch im Hinterkopf hörte ich immer Vivian, und manchmal hatte ich nach dem Auflegen ein schlechtes Gewissen. Ich wusste, dass ich nicht bereit für eine Beziehung war – aber benahm ich mich so, als wäre ich es, indem ich so oft mit Emily telefonierte? Und was wollte ich eigentlich von ihr? Konnte ich mich damit zufriedengeben, mit ihr befreundet zu bleiben? Würde ich mich für sie freuen, wenn sie einen anderen Mann kennenlernte? Oder würde es mir einen

Stich versetzen, vielleicht sogar Eifersucht erwecken?

Tief drinnen kannte ich die Antwort.

Abgesehen von Marge betrachtete ich Emily als meine engste Freundin, dennoch hatte ich ihr noch nicht erzählt, was Vivian gesagt hatte. Warum konnte ich ihr nicht ehrlich von dem in mir brodelnden Konflikt erzählen? Vielleicht weil ich ahnte, dass ich sie von Anfang an über meine Absichten belogen hatte. Ich wollte mehr als Freundschaft. Nicht unbedingt jetzt, aber später einmal.

Und so selbstsüchtig das scheinen mag, ich wollte nicht riskieren, sie vorher zu verlieren, wodurch ich noch stärker hin- und hergerissen war, was ich tun sollte.

★

Für das Halloween-Wochenende buchte ich mir ein Hotelzimmer.

Marge und Liz waren erst spät am Mittwochabend aus Costa Rica zurückgekehrt, daher wollte ich sie nicht gleich überfallen. Zu meinen Eltern wollte ich auch nicht, denn sie sollten möglichst nichts von der Verschlechterung meines Verhältnisses zu Vivian erfahren. Bei Londons Geburtstagsparty hatte Vivians aufgesetzte Fröhlichkeit meine Mutter dazu veranlasst, dass sie mich beiseitenahm und mir einzureden versuchte, dass Vivian noch Gefühle für mich hegte. Das Gespräch wollte ich

nicht gern noch einmal führen.

Taglieri simste, dass Vivian am Freitagabend wahrscheinlich gegen sieben einträfe. Deshalb konnten London und ich nicht ausgehen, sondern aßen zu Hause. Hinterher rannte sie nach oben, um nach den Hamstern und den Fischen zu sehen, während ich die Küche aufräumte.

Zwanzig Minuten später hörte ich Vivian die Tür aufschließen. »Hallo!«, rief sie. »Ich bin da!«

Mein Herz begann zu rasen, als sei ich bei etwas Verbotenem erwischt worden, einfach nur, weil ich mich in meinem eigenen Haus aufhielt. Vivian hingegen spazierte herein, als sei sie diejenige, die

immer noch hier wohnte.

»London ist oben bei ihren Tieren«, sagte ich.

»Okay. Hat sie schon gegessen?«

Du hattest doch deiner Anwältin mitgeteilt, dass wir nicht mehr direkt kommunizieren werden. Aber von mir aus, ich spiele mit. »Ja. Aber noch nicht gebadet. Ich wusste nicht, ob du mit ihr ins Kino willst oder –«

»Das frage ich sie jetzt.« Sie machte eine Pause. »Alles klar bei dir?«

»Ja.« Ihr lockeres Auftreten brachte mich aus dem Konzept. »Freust du dich auf Halloween?«

»Das wird bestimmt lustig. Ich habe ein tolles Kostüm für London gekauft. Belle aus *Die Schöne und das Biest*, aber mit

extra Glitzer.«

»London findet das bestimmt super. Sie hat einen ihrer Fische Belle genannt.«

»Komm auf jeden Fall vorbei, um sie dir anzusehen.«

»Du willst, dass ich komme?«

Vivian verdrehte die Augen, aber ich entdeckte darin nur Ungläubigkeit, keine Wut, als sei ich lediglich verpeilt, aber nicht unausstehlich. »Natürlich, Russ. Sie ist deine Tochter. Und es ist Halloween. Außerdem musst du hier sein und Süßigkeiten an die Kinder verteilen, die bei uns klingeln. Was hattest du denn gedacht, wie das ablaufen soll?«

Wie üblich war Vivian unberechenbar.

★

Ich hatte Marge und Liz seit Londons Geburtstag nicht mehr gesehen, also fuhr ich am nächsten Nachmittag bei meinen Eltern vorbei. Mir fiel sofort auf, dass Marge noch schlanker geworden war. Sie sah toll aus, aber ich hätte beinahe gesagt, sie solle es mit dem Abnehmen nicht übertreiben, damit sie im Gesicht nicht zu streng wirkte. Liz machte ebenfalls den Eindruck, als sei sie ein paar Pfund leichter.

Sobald ich durch die Tür trat, umarmten mich beide.

»So siehst du also nach einem Urlaub aus, Marge?« Ich pfiff leise.

»Ja, super, oder? Jetzt wiege ich so viel

wie auf dem College.«

»Du siehst auch toll aus, Liz.«

»Vielen Dank«, sagte sie. »Wir sind viel gewandert, da purzeln die Pfunde. Und wie Marge habe ich mich bei Reis und Bohnen zurückgehalten.«

»Wie geht's dir denn?«, fragte Marge. »Mom hat mir gestern Abend erzählt, dass du neue Kunden hast? Setzen wir uns doch nach draußen.«

»Gern. Ich sag nur schnell Mom und Dad Hallo und komme dann nach.«

Die Begrüßung meiner Eltern dauerte nicht lange – zum Glück schnitt meine Mutter das Thema »der Krebs« nicht an –, und danach ging ich auf die Terrasse.

Während der nächsten Stunde

unterhielten wir uns über ihre Reise und das, was in meiner Welt so alles passiert war. Gerade als wir damit fertig waren, steckte meine Mom den Kopf zur Tür heraus und fragte Liz, ob sie ihr kurz in der Küche helfen könne.

»Du wurdest also aufgefordert, nur noch über Anwälte zu kommunizieren, und dann taucht sie einfach auf und tut, als sei alles normal?«

Ich nickte. »Keine Ahnung, warum. Aber ich bin ja schon für Kleinigkeiten dankbar.«

»Was ich immer noch nicht verstehe, ist, warum Vivian London sowohl an ihrem Geburtstag als auch an Halloween bei sich hat. Du solltest auch ein paar

schöne Termine mit ihr abbekommen.«

»So fallen die Wochenenden eben.«

Obwohl Marge mit dieser Erklärung nicht zufrieden schien, hakte sie nicht weiter nach. »Wie geht es dir bei dem Gedanken, das Haus verkaufen zu müssen?«

»Ich schwanke. Wir brauchen eigentlich nicht so viel Platz, ehrlich gesagt brauchten wir den nie. Gleichzeitig hängen natürlich viele Erinnerungen daran. Egal, es bleibt mir nichts anderes übrig. Selbst wenn es beruflich besser läuft, habe ich nicht genug Geld, um Vivian auszuzahlen.« Ich schwieg kurz. »Schwer zu glauben, dass sie jetzt schon fast zwei Monate weg ist.«

»Ich kann mir das auch gar nicht vorstellen.« Marge wandte den Kopf ab und hustete angestrengt.

»Bist du immer noch krank?«

»Nein, das ist nur noch der Rest der Bronchitis. Das kann dauern, hat man mir gesagt. In Costa Rica ging es mir ziemlich gut, aber momentan brauche ich Urlaub vom Urlaub. Liz hat mich die ganze Zeit rumgescheucht, ich bin immer noch erledigt. Und meine Knie schmerzen von der ganzen Lauferei.«

»Wandern ist eigentlich eine gesunde Bewegung, aber hart für die Gelenke«, sagte ich.

»Apropos, sag Bescheid, wenn du und Emily mal mit uns wandern wollt. Das

wäre dann wie früher.«

»Ist gut.«

Bei dieser Antwort legte Marge den Kopf schief. »Oha. Ich ahne, dass es Ärger im Paradies gibt. Verschweigst du mir etwas?«

»Eigentlich nicht. Ich weiß nur nicht, wohin unser Kontakt führen wird.«

Marge musterte mich prüfend. »Warum kannst du dich nicht einfach über das freuen, was du momentan mit ihr hast? In meinen Augen war sie in den letzten Wochen ein Fels in der Brandung für dich.«

»Das stimmt.«

»Dann sei einfach dankbar und lass den Rest auf dich zukommen.«

Ich zögerte. »Vivian glaubt, dass es London verwirrt, wenn Emily und ich mit den Kindern was unternehmen. Und sie hat recht.«

Marge zog ein skeptisches Gesicht, doch schließlich faltete sie die Hände auf dem Tisch und beugte sich vor. »Dann nehmt London und Bodhi eben nicht mit. Warum verabredest du dich nicht einfach mit ihr allein?«

»Und was ist mit London?«

»Liz und ich passen sehr gern auf sie auf. Und außerdem – hast du nicht gerade gesagt, dass London bald nach Atlanta fährt? Nutze die Gunst der Stunde, kleiner Bruder.«

★

Abends war Vivian ungewöhnlich herzlich, bestand sogar darauf, ein Foto von mir und London zu knipsen, was sie mir dann sofort auf mein Handy schickte. Ich verteilte Süßigkeiten an die Kinder der Nachbarschaft. Weil so viele kamen, setzte ich mich auf die Veranda, um nicht ständig rein- und rauslaufen zu müssen.

Am nächsten Morgen wachte ich von einer SMS auf, in der Vivian mir mitteilte, dass sie gegen sechs aufbreche und ob ich bitte bis dahin zu Hause sein könne.

Beim Abschied an dem Abend umarmte sie mich und flüsterte mir ins Ohr, ich gehe großartig mit London um.

★

Die ersten Novemberwochen verschwimmen in meiner Erinnerung, eine Abfolge von Achtzehnstundentagen, geprägt von dem Alltag, der mir in Fleisch und Blut übergegangen war. Sport, Arbeit, London, kochen, putzen und abendliche Telefonate mit Emily. Dank meiner neuen Kunden hatte ich so viel zu tun, dass ich es nicht einmal schaffte, am Wochenende meine Eltern zu besuchen oder auch nur ein Mal bei Marge und Liz vorbeizuschauen. Ein paar Ereignisse prägten sich mir allerdings trotzdem deutlich ein.

In der Woche nach Halloween beauftragte ich eine Maklerin mit dem

Verkauf des Hauses. Sie spazierte durch die Räume und stellte viele Fragen. Gegen Ende regte sie an, die Möbel umzustellen, um die Zimmer besser wirken zu lassen. Eins nach dem anderen landeten die Stücke wieder genau da, wo Vivian sie ursprünglich platziert hatte. Bevor die Maklerin fuhr, schlug sie im Vorgarten mit einem Hammer ein leuchtend rotes Schild in den Boden.

Beim Anblick dieses Schildes wurde mir ganz elend zumute, und spontan rief ich Emily an. Wie üblich baute sie mich auf und machte mir sogar Mut mit der Aussicht, in einem neuen Haus noch einmal neu anfangen zu können. Vielleicht lag es daran, dass Vivian

London am dreizehnten November fürs Wochenende zu sich holte, aber im Laufe des Gesprächs fiel mir Marges Vorschlag wieder ein. Ehe ich allerdings meinen Mut zusammennehmen konnte, machte Emily einen Vorschlag.

»Russ, was ich dich fragen wollte: Hättest du Lust, mich zu der Vernissage zu begleiten, von der ich dir erzählt habe? Die Ausstellung, bei der ein paar meiner Bilder gezeigt werden?«

Sie klang etwas nervös, und ich sah vor mir, wie sie sich die Haare hinter das Ohr strich, was sie immer tat, wenn sie unruhig war. »Ich meine, kein Problem, wenn du nicht kannst, aber da sie an dem Wochenende stattfindet, wenn London

in Atlanta ist, dachte ich …«

»Sehr gern«, sagte ich. »Freut mich, dass du fragst.«

★

Als das fragliche Wochenende näher rückte, half ich London bei den Vorbereitungen für ihre Fahrt nach Atlanta, was mehr Zeit beanspruchte, als ich gedacht hätte. London war aufgeregt, dass sie Vivian in ihrer neuen Wohnung besuchen durfte, und packte ihren Koffer vier- oder fünfmal um. Ewig grübelte sie, was sie mitnehmen sollte, und suchte letzten Endes sieben unterschiedliche Outfits aus, plus Barbies, Malbücher, Wachsmalkreiden und ein Buch. Vivian

hatte gesimst, sie hole London um fünf ab, was ich so verstand, dass sie mit dem Auto käme. Natürlich hatte ich Spannermans Privatjet vergessen, aber daran wurde ich in dem Moment erinnert, als die Limousine vor dem Haus hielt.

Ich trug Londons Gepäck zum Wagen und überreichte es dem Fahrer. Unterdessen war sie eingestiegen und erforschte bereits das edle Interieur.

Es schmerzte mich, sie wegfahren zu sehen, selbst wenn sie bei ihrer Mutter war.

»Ich bringe sie am Sonntag gegen sieben zurück«, sagte Vivian. »Und du kannst sie natürlich jederzeit anrufen.«

»Ich werde mich bemühen, nicht lästig zu fallen.«

»Du bist ihr *Vater*. Du bist nicht lästig.« Sie wandte kurz den Blick ab. »Und nur damit du Bescheid weißt, sie wird Walter an diesem Wochenende nicht kennenlernen. Es ist noch zu früh. Das will ich ihr nicht antun.«

Überrascht – und ja, unbestreitbar dankbar – nickte ich.

»Hast du was Schönes vor?« Irgendwie wollte ich ihre Abfahrt hinauszögern.

»Es gibt in Atlanta vieles zu unternehmen. Das werden wir wohl spontan entscheiden. Aber ich muss jetzt los. Ich will nicht so spät in der Wohnung ankommen.«

Dieses Mal umarmten wir uns nicht. Als sie sich zum Gehen wandte, fiel ihr Blick allerdings auf das Zu-verkaufen-Schild, und sie stockte kurz. Doch dann warf sie entschlossen die Haare über die Schulter und stieg in den Wagen.

★

Ich weiß nicht, warum der bevorstehende Besuch von Emilys Vernissage mich nervös machte. Emily und ich tranken fast jedes Wochenende zusammen Kaffee, telefonierten sehr häufig, und ich hatte schon einen Abend auf ihrer Terrasse verbracht. Wir hatten Tagesausflüge mit den Kindern gemacht. Darüber hinaus ging es bei der

Veranstaltung ja um *ihre* Arbeit, nicht um meine, wenn also jemand Grund zur Nervosität hatte, dann sie.

Dennoch schlug mein Herz schneller als üblich, und mein Mund war trocken, als Emily die Tür öffnete. Ihr Anblick trug auch nicht gerade zu meiner Entspannung bei. Wie genau man sich Künstler bei ihren Vernissagen vorzustellen hatte, wusste ich nicht, aber von der lässigen Mama, die ich so gut kannte, war nichts mehr zu erkennen. Stattdessen stand vor mir eine hinreißende Frau in einem schwarzen Kleid mit Spaghettiträgern, die glänzenden Haare offen über den Schultern. Sie trug gerade so viel Make-

up, dass es wirkte, als sei sie ungeschminkt.

»Genau pünktlich!« Sie umarmte mich kurz. »Du siehst aber cool aus.«

Ich trug das, was Vivian als den »Hollywood-Look« bezeichnete: schwarzes Jackett, schwarze Hose und schwarzer Pulli mit V-Ausschnitt.

»Ich war mir unsicher, was man zu solch einer Veranstaltung anzieht«, gestand ich. Immer noch spürte ich den Nachhall ihrer Berührung.

»Lass mich schnell noch mal nach dem Rechten sehen, dann können wir los, okay?«

Sie ging die Treppe hinauf, sprach mit der Babysitterin, verabschiedete sich von

Bodhi und kam zurück.

»Sollen wir?«

»Sehr gern.« In dem Moment war sie für mich die schönste Frau, die ich je gesehen hatte. »Aber nur unter einer Bedingung.«

»Nämlich?«

»Du musst mir ein paar Tipps geben, wie man sich auf einer Vernissage benimmt.«

Ihr Lachen löste meine innere Anspannung etwas.

»Darüber sprechen wir unterwegs.« Auf dem Weg zur Tür nahm sie noch eine Kaschmirstola aus dem Flurschrank. »Jetzt bloß weg hier, sonst fällt Bodhi noch ein, dass er etwas Wichtiges vergessen hat.«

Ich öffnete die Tür und ließ Emily vorangehen. Das Kleid schmiegte sich perfekt an ihren Körper, und unwillkürlich musste ich an den Abend denken, als sie mir beim Umbinden der Fliege geholfen hatte, woraufhin ich errötete und den Blick von ihr abwandte.

Ich setzte den Wagen zurück und fuhr Richtung Innenstadt.

»Diese Ausstellung ist sicher eine große Sache für dich«, sagte ich. »Du hast ja wie wahnsinnig gearbeitet, um die Bilder fertig zu bekommen.«

»Es ist natürlich nicht das MoMA oder so, aber der Galeriebesitzer macht das immer gut. Er arbeitet schon lange in der Branche, und einmal im Jahr lädt er seine

besten Kunden zu einer Privatveranstaltung ein. Ein paar davon sind prominente Sammler aus der Gegend. Meistens werden sechs oder sieben Künstler ausgestellt, aber dieses Jahr zeigt er neun, glaube ich. Zwei Bildhauer, einen Glaskünstler, einen Keramikkünstler und fünf Maler.«

»Und du gehörst dazu.«

»Ich gehöre jedes Jahr dazu.«

»Wie viele vertritt er?«

»Ungefähr dreißig.«

»Siehst du? Und du bist so bescheiden, man merkt dir nichts an.«

»Ich bin bescheiden, weil meine Bilder keine hohen Preise erzielen. Keines davon wird jemals bei Sotheby's oder

Christie's landen. Wobei natürlich die meisten Maler, deren Werke dort Unsummen einbringen, schon tot sind.«

»Das kommt einem ungerecht vor.«

»Wem sagst du das?«, erwiderte sie augenzwinkernd.

»Und welche Rolle spielst du bei der Vernissage?«

»Ich bin sozusagen einer von mehreren Gastgebern. Es gibt Wein und Häppchen, und ich halte mich in der Nähe meiner Bilder auf, falls jemand Fragen hat oder mit mir reden will.«

»Was, wenn jemand eins kaufen möchte?«

»Dann spricht er den Galeristen an. Es steht mir eigentlich nicht zu, den Wert

eines Gemäldes zu verhandeln, und in Wahrheit betrachte ich Kunst auch nicht gern in diesem Licht. Man sollte ein Werk kaufen, weil man es mag. Weil es einen anspricht.«

»Oder weil es sich gut an einer Wand macht?«

»Oder das.« Sie grinste.

»Ich freue mich darauf, deine Arbeit zu sehen. Tut mir leid, dass ich es bisher noch nicht in die Galerie geschafft habe.«

»Russ, du bist alleinerziehender Vater.« Sie drückte mir beruhigend den Arm. »Ich finde es schön, dass du mich heute Abend begleitest. So kann ich mich mit jemandem unterhalten, wenn sich gerade niemand für meine Bilder interessiert. Es

ist ein bisschen frustrierend, wenn man neben seinem Werk steht und die Leute es ignorieren oder den Blick abwenden, damit sie nicht mit einem reden müssen.«

»Ist dir das schon mal passiert?«

»Jedes Mal. Nicht alle werden meine Arbeit mögen. Kunst ist eben Geschmackssache.«

»Ich mag deine Sachen. Was ich bei dir gesehen habe, meine ich.«

Sie lachte. »Weil du mich magst.«

Ich sah sie von der Seite an. »Das stimmt allerdings.«

★

Als wir bei der Galerie ankamen, war jegliche Nervosität verflogen, dank

Emilys unkomplizierter Art. Ich hatte ganz vergessen, wie angenehm es war, sich akzeptiert zu fühlen, und als wir vor der Tür kurz stehen blieben, musterte ich Emily und fragte mich, wie mein Leben wohl verlaufen wäre, wenn ich sie statt Vivian geheiratet hätte.

Emily bemerkte meinen Blick und legte den Kopf schief. »Woran denkst du?«

Ich zögerte. »Nur daran, wie froh ich bin, dass Bodhi und London befreundet sind.«

Skeptisch kniff sie die Augen zusammen. »Na, ob ich dir das glauben soll?«

»Warum nicht?«

»Ich glaube eher, dass deine Gedanken

nichts mit den Kindern zu tun hatten, sondern mit mir.« Sie lächelte wissend.

»Es muss toll sein, Gedanken lesen zu können.«

»Stimmt, ist es. Und gleich zeige ich dir noch einen Trick: Ich werde die Galerie betreten, ohne auch nur die Tür anzufassen.«

»Wie soll das denn gehen?«

Sie tat enttäuscht. »Du willst mir nicht mal die Tür aufmachen? Ich dachte, du bist ein Gentleman.«

Lachend streckte ich die Hand nach dem Griff aus. Das Innere war hell erleuchtet, ein großer, offener Raum mit mehreren Trennwänden, die nicht bis zur Decke reichten. Daran hingen

Gemälde, um die ungefähr zwanzig Leute in verschiedenen Grüppchen herumstanden, die meisten mit Weingläsern oder Sektflöten in der Hand. Kellner drehten mit Silbertabletts voller Häppchen ihre Runden.

»Nach dir«, sagte ich. »Du bist heute Abend der Star.«

Emily ließ den Blick durch den Raum schweifen und steuerte dann auf einen distinguiert wirkenden, grauhaarigen Herrn zu. Es handelte sich um Claude Barnes, den Besitzer der Galerie. Bei ihm standen zwei Paare, die aus anderen Städten angereist waren.

Vom Tablett eines vorbeilaufenden Kellners schnappte ich mir zwei Gläser

Wein und reichte Emily eines, während wir Small Talk machten. Sie zeigte auf ein paar Trennwände etwas weiter hinten, und bald schlenderten wir hinüber.

Ich brauchte einige Minuten, um ihre Bilder zu begutachten. In meinen Augen waren sie nicht nur beeindruckend schön, sondern auch geheimnisvoll. Diese Werke wiesen mehr realistische Elemente auf als die eher abstrakten in ihrem Haus. Die Farben schienen förmlich zu bersten, der Pinselstrich war schlicht und klar. Ein Bild faszinierte mich besonders.

»Die sind fantastisch«, sagte ich. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie viel

Arbeit darin steckt. Welches war es, das sich so gegen dich gesperrt hat?«

»Das da.« Sie deutete genau auf das Bild, das ich am meisten bewunderte.

Ich trat näher heran, dann wieder ein paar Schritte zurück und betrachtete es aus unterschiedlichen Winkeln. »Es ist perfekt«, sagte ich.

»Ich finde immer noch, dass es nicht fertig ist. Aber danke.«

»Ganz ehrlich. Ich möchte es kaufen.«

»Klar«, sagte sie zweifelnd und gleichzeitig geschmeichelt. »Sicher? Du weißt ja gar nicht, was es kostet.«

»Ich möchte es kaufen«, wiederholte ich. »Wirklich.« Als sie sah, dass ich es ernst meinte, errötete sie.

»Wow. Ich fühle mich geehrt, Russ. Dann sehe ich mal, ob Claude dir den Rabatt für Freunde und Angehörige gibt.«

Ich nippte an meinem Glas. »Und jetzt?«

»Wir warten, ob jemand kommt.« Sie zwinkerte.

Während sich die Galerie allmählich füllte, lauschte ich Emily, die ihre Werke interessierten Kunden erklärte. Meine Rolle, wenn man das so nennen wollte, bestand darin, mit anderer Leute Handys Bilder zu knipsen. Praktisch jeder, der vorbeikam, wollte ein Foto mit Emily, und irgendwann fiel mir auf, dass die anderen Künstler nicht annähernd so beliebt waren.

Nach einer Weile spazierte ich

zwischen den anderen Exponaten umher. Einige der Plastiken sagten mir zu, aber sie waren so groß und abstrakt, dass ich sie mir nicht in einem Privathaushalt vorstellen konnte. Auch ein paar der anderen Maler gefielen mir, wenn auch nicht so gut wie Emily.

Es herrschte ein stetiges Kommen und Gehen. Gegen acht Uhr war der Höhepunkt, von da an leerte sich die Galerie nach und nach. Obwohl die Vernissage eigentlich nur bis neun Uhr dauern sollte, schloss Claude erst ab, als der letzte Gast um Viertel vor zehn gegangen war. »Das lief doch gut«, sagte er, als er zu uns kam. »Einige haben Interesse an deiner Arbeit angemeldet.

Würde mich nicht überraschen, wenn du in den nächsten Tagen ausverkauft bist.«

An mich gewandt fragte Emily: »Willst du das eine Bild immer noch kaufen?«

»Auf jeden Fall«, sagte ich in dem vollen Bewusstsein, dass es ein Luxus war, den ich mir momentan eigentlich nicht leisten konnte. Doch das war mir egal. Offenbar ahnte Claude, dass er gleich um einen Rabatt gebeten wurde, denn er runzelte kurz die Stirn.

»Interessieren Sie sich noch für andere Stücke? Von den anderen Künstlern?«

»Nein. Nur für dieses.«

»Können wir morgen darüber sprechen, Claude?«, fragte Emily. »Es ist schon ein bisschen spät, und ich bin zu müde für

Geschäftliches.«

»Sicher doch. Danke für heute Abend, Emily«, sagte er. »Du kannst so etwas immer richtig gut. Mit deiner Art nimmst du alle für dich ein.«

Da konnte ich ihm nur zustimmen.

★

»Was möchtest du jetzt tun?«, fragte ich auf dem Weg zum Auto. »Wenn du müde bist, fahre ich dich nach Hause.«

»Machst du Witze? Ich habe einen Babysitter und muss erst um zwölf zu Hause sein. Das mit der Müdigkeit habe ich nur zu Claude gesagt, damit wir gehen können. Wenn er mal anfängt zu reden, ist er manchmal schwer zu

stoppen. Ich liebe den Mann, aber einen Babysitter habe ich nur alle Jubeljahre, das will ich ausnutzen.«

»Hast du Lust, etwas essen zu gehen?«

»Nein danke, ich bin pappsatt von den vielen Häppchen. Aber wie wäre es mit einem Cocktail?«

»Hast du eine Lieblingsbar?«

»Russ, ich bin die Mutter eines Fünfjährigen. Ich komme nicht viel vor die Tür. Aber das Fahrenheit soll einen schönen Ausblick und Feuerschalen haben. Da es heute Abend kühl ist, wäre das doch nett.«

»Da war ich vor Kurzem erst mit London.«

Bald darauf saßen wir auf der

Dachterrasse des Fahrenheit, wärmten uns an einem flackernden Feuer und bewunderten den Lichterteppich der Stadt. Ich bestellte zwei Gläser Wein.

Emily hatte sich in ihre Kaschmirstola gewickelt, ihre Augen waren halb geschlossen, ihre Miene entspannt. Im warmen Feuerschein sah sie wunderschön aus, und als sie bemerkte, dass ich sie anstarrte, lächelte sie träge.

»An den Blick erinnere ich mich noch«, sagte sie. »So hast du mich vor einer Million Jahren auch immer angesehen.«

»Ja?«

»Manchmal hab ich davon Gänsehaut bekommen.«

»Aber jetzt nicht mehr, oder?«

Sie reagierte mit einem neckischen Schulterzucken.

»Ich weiß, ich habe gesagt, wie froh ich bin, dass du wieder in mein Leben getreten bist …«

Als ich verstummte, schlug sie die Augen ganz auf. »Aber?«

Ich entschloss mich, die Wahrheit zu sagen. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich bereit für eine Beziehung bin.«

Einen Moment lang schwieg sie. Dann sagte sie mit einem Hauch von Bedauern: »Okay.«

»Tut mir leid.«

»Was denn?«

»Dass ich so oft angerufen habe. Woraus du vielleicht schließen musstest, dass ich

mehr will als nur das. Aber ich denke immer noch viel zu viel an Vivian. Nicht, weil ich sie zurückhaben will, das ist vorbei. Aber sie beherrscht einfach noch mein Leben, was nicht gerade gesund ist. Und du bist so nett, hörst mir immer zu und gibst mir emotionale Unterstützung. Und du bringst mich zum Lachen.«

Emily musterte mich eingehend. »Habe ich mich je beschwert, dass du zu oft anrufst? Oder dass du mir eine Last bist?«

Ich schüttelte den Kopf. In meinem Inneren herrschte absolutes Chaos. »Nein, hast du nicht.«

»Du tust so, als hätte ich von dir nichts dafür zurückbekommen. Aber das stimmt nicht.« Die rötlichen Strähnen in

ihrem dunklen Haar schimmerten im Licht des Feuers. Emily beugte sich zu mir vor. »Ich höre gern von dir, ob du gerade gute Laune hast oder nicht. Ich freue mich, dass ich mich mit dir über alles unterhalten kann, dass du mich verstehst. Es tut mir gut, dass du mein wahres Ich kennst, mit allen Fehlern.«

»Du hast keine Fehler«, sagte ich. »Zumindest kann ich keine entdecken.«

Sie schnaubte ungläubig. »Das soll wohl ein Scherz sein. Niemand ist vollkommen, Russ. Natürlich habe ich, hoffe ich, das ein oder andere in den letzten zehn Jahren gelernt, und vielleicht bin ich geduldiger als früher. Aber von perfekt bin ich weit entfernt.«

Die Kellnerin brachte den Wein. Emily trank einen Schluck, und als sie mir wieder das Gesicht zuwandte, glaubte ich, eine Verletzlichkeit darin zu entdecken.

»Entschuldige«, sagte ich. »Jetzt habe ich die Stimmung kaputt gemacht.«

»Überhaupt nicht. Es bedeutet mir viel, dass du ehrlich zu mir bist, Russ. Das mag ich am meisten an dir. Du traust dich, mir sehr private Dinge zu erzählen – dass es dir schlecht geht, dass du Versagensängste hast, dass du nicht bereit für eine Beziehung bist. Dir ist gar nicht klar, wie schwer so etwas manchen Menschen fällt. David konnte es überhaupt nicht. Ich wusste nie, was er

wirklich empfindet. Meistens wusste er das selbst nicht, glaube ich. Du hingegen bist so offen! Das habe ich immer an dir bewundert, und daran hat sich nichts geändert.« Sie stockte, als sei sie unschlüssig, ob sie weitersprechen sollte. »Ich mag dich wirklich, Russ. Du tust mir gut.«

»Das ist es ja, Emily. Ich mag dich nicht nur … ich glaube, ich bin in dich verliebt.«

Meine Worte schienen sie zu elektrisieren. »Du *glaubst*?«

»Nein«, sagte ich mit wachsender Gewissheit. »Ich *bin* in dich verliebt. Es fühlt sich komisch an, es zu sagen, weil ich weiß, dass ich zum nächsten Schritt

noch nicht bereit bin. Aber so ist es.« Ich starrte einen Moment lang ins Feuer und nahm dann all meinen Mut zusammen. »Du solltest keinen Mann wie mich lieben. Du findest bestimmt einen viel besseren. Irgendwann.«

Das auszusprechen tat mehr weh, als ich erwartet hatte, und ich verstummte, weil sich in meiner Kehle ein Kloß gebildet hatte.

Schweigend sah Emily mich an. Dann legte sie eine Hand mit der Fläche nach oben auf mein Bein und bedeutete mir, sie zu nehmen. Als unsere Finger sich verschränkten, durchströmte mich Wärme und große Zuversicht.

»Hast du mal darüber nachgedacht, dass

ich vielleicht auch in dich verliebt bin?«

»Das musst du nicht sagen.«

»Ich sage es nicht nur so. Ich weiß, wie sich Liebe anfühlt. Vielleicht habe ich dich immer geliebt. Damals jedenfalls weiß Gott mit jeder Faser meines Wesens. Ich glaube nicht, dass so ein Gefühl einfach vergeht, vielmehr prägt es einen.« Ihre Stimme klang sanft. »Es ist kein Problem für mich zu warten, bis du bereit bist. Weil mir gefällt, was wir jetzt aneinander haben. Mir gefällt, dass du einer meiner engsten Freunde geworden bist. Weißt du noch, was ich über Freundschaft gesagt habe? Dass jemand in dein Leben tritt, sagt ›Ich bin für dich da‹ und auch dazu steht?«

Ich nickte.

»Auch wenn du es nicht glaubst, das hast du für mich getan. Ich kann auch nicht sagen, ob ich schon bereit für eine neue Beziehung bin. Aber ich weiß, dass es mir das Herz brechen würde, dich noch einmal zu verlieren.«

»Und was bedeutet das jetzt für uns?«

»Wie wäre es, wenn wir einfach hier am Feuer sitzen, du und ich, und den Abend genießen? Wir können Freunde sein, heute und morgen und solange du möchtest. Und du rufst weiter an, und wir reden und trinken Kaffee, während die Kinder in ihrem Kurs sind. Und alles Weitere werden wir im Laufe der Zeit schon sehen.«

Ich betrachtete sie, staunte über ihre Weisheit und wie einfach bei ihr alles wirkte.

»Ich liebe dich, Emily.«

»Ich liebe dich auch, Russ.« Sie drückte meine Hand. »Alles wird gut«, sagte sie ernst. »Vertrau mir.«

★

Später an dem Abend lag ich wach im Bett. Emily und ich hatten noch eine Stunde am Feuer gesessen und die Bedeutung all dessen, was wir gesprochen hatten, sacken lassen. Als ich sie zu Hause absetzte, empfand ich das Bedürfnis, sie zu küssen, hatte aber Angst, unser neu entdecktes

Gleichgewicht zu stören.

Emily spürte mein Zögern und umarmte mich einfach. Lange hielten wir einander fest, und die Intimität dieses Augenblicks kam mir echter und bedeutungsvoller vor als alles andere, das wir hätten tun können.

»Ruf mich bitte morgen an, ja?«, flüsterte sie und ließ mich los, allerdings nicht, ohne zart eine Hand auf mein Gesicht gelegt zu haben.

»Mache ich.«

Dann drehte sie sich um und ging ins Haus.

★

Die Tage bis Ende November gehören zu

den glücklichsten in meiner jüngeren Erinnerung. Mein Hochzeitstag verstrich ohne weitere Vorfälle; weder Vivian noch ich erwähnten ihn, als sie mit London telefonierte, und erst hinterher fiel er mir überhaupt ein. Bei der Arbeit war ich extrem produktiv für meine neuen Kunden. London fügte sich nach ihrer Reise nach Atlanta problemlos wieder in ihren Alltag ein. Ich telefonierte jeden Tag mit Emily und einigte mich mit Claude auf einen Preis für ihr Bild, das ich im Wohnzimmer aufhängte. Am folgenden Wochenende traf ich mich mit Marge, Liz und meinen Eltern. Es war der Tag nach dem Termin der beiden bei dem Spezialisten, und sie

erzählten von ihrem Plan, ein Kind zu bekommen.

»Das wird aber auch Zeit!« Meine Mutter sprang auf und umarmte die beiden.

»Ihr werdet gute Eltern sein«, ergänzte mein Dad. Er klang so schroff wie immer, drückte Liz und Marge dann aber ebenfalls. Da eine Umarmung meines Vaters so selten wie eine Sonnenfinsternis war, reagierten die beiden sichtlich gerührt.

Von Taglieri erfuhr ich, dass Vivian London an Thanksgiving in Atlanta haben wollte. Genauer gesagt sollte London von Mittwoch bis Sonntag bei ihr bleiben. Das machte mich nicht froh,

aber weiterhin fielen eben sämtliche Feiertage auf Vivians Wochenenden. Als sie London abholte und ich ihnen nachsah, schoss mir durch den Kopf, wie still das Haus in den nächsten vier Tagen ohne meine Tochter wäre.

Das Haus war an diesem Wochenende tatsächlich still. Weil niemand da war – nicht einmal ich.

Denn es war das Wochenende, an dem erneut meine ganze Welt zusammenbrach.

Nur, dass es diesmal noch schlimmer war.

★

Wie geschah es?

Wie es immer geschieht: scheinbar ohne Vorwarnung.

Doch rückblickend hatte es natürlich die ganze Zeit über Vorwarnungen gegeben.

Es war Samstagmorgen, der achtundzwanzigste November, zwei Tage nach Thanksgiving. Ich hatte den Abend vorher mit Emily verbracht, wir waren im Restaurant gewesen und hatten uns danach die Stand-up-Comedians im Charlotte Comedy Zone angesehen. Wieder war ich am Ende versucht gewesen, sie zu küssen, beließ es aber bei einer langen, wundervollen Umarmung, einer, die meinen Wunsch bekräftigte, Emily lange, lange in meinem Leben zu behalten. Meine

Gefühle für sie verdrängten die Gedanken an Vivian bereits stärker, als ich für möglich gehalten hatte. Ich war eindeutig wieder unbeschwerter und optimistischer hinsichtlich der Zukunft.

Der Anruf kam früh. Es war noch vor sechs Uhr, und das Klingeln des Telefons an sich ließ schon nichts Gutes erahnen. Mein Handy war auf Flugzeugmodus gestellt, und niemand rief um diese Zeit auf dem Festnetz an, wenn nicht etwas passiert war. Ich war mir ganz sicher, dass meine Mutter am anderen der Leitung war, um mir mitzuteilen, dass Vater im Krankenhaus lag.

Aber es war nicht meine Mutter.

Es war Liz, und es ging um meine

Schwester.

Marge, berichtete sie mir, sei ins Krankenhaus eingeliefert worden.

Sie huste seit einer Stunde Blut.

Kapitel 23

Nein

Als Marge elf war, hatten sie und Mom einen Autounfall.

Damals fuhr meine Mutter noch einen dieser riesigen Kombis mit Holzverkleidung. Meine Eltern waren nicht an Sicherheitsgurte gewöhnt, weil es die noch nicht gab, als sie fahren lernten, und die ganze Familie benutzte sie nur selten.

Marge schnallte sich noch weniger gern an als ich. Während ich es meistens einfach vergaß, unterließ Marge es absichtlich, weil sie dadurch mehr Bewegungsfreiheit hatte,

um mich zu boxen oder zu kneifen, wenn ihr danach war. Was viel zu häufig vorkam.

An jenem Tag saß ich nicht mit im Auto, und obwohl meine Erinnerung mich auch trügen kann, hatte meine Mutter wohl keine Schuld an dem Unfall. Sie fuhr nicht zu schnell, es herrschte nicht viel Verkehr, und sie hatte Grün. Doch ein Teenager, der wahrscheinlich gerade am Radio fummelte oder eine Portion Pommes verdrückte, überfuhr die rote Ampel und krachte frontal gegen das Heck des Kombis.

Meiner Mutter war nicht viel passiert, die größten Sorgen machten sich alle um Marge. Die Wucht des Aufpralls hatte sie gegen das Seitenfenster geschleudert und die Scheibe zerbersten lassen. Zwar war Marge nicht

bewusstlos, als sie im Krankenhaus eintraf, aber sie hatte Schnittwunden und Prellungen und einen Schlüsselbeinbruch erlitten.

Als ich mit meinem Vater das Klinikzimmer betrat, bekam ich beim Anblick meiner Schwester Angst. Ich war erst sechs und wusste nicht viel über Krankenhäuser und schwere Verletzungen. Mein Dad beugte sich mit ausdrucksloser Miene über Marges Bett, dennoch sah ich an seiner Haltung, dass er besorgt war, was mir wiederum noch mehr Angst machte. Stirnrunzelnd blickte er zu mir.

»Komm zu deiner Schwester, Russ.«

»Ich will nicht«, erinnere ich mich gesagt zu haben.

»Ist mir egal, was du willst. Du kommst

jetzt her.«

Sein Tonfall gestattete keine Widerworte, und ich schob mich vorsichtig zum Bett. Marges Gesicht war stark geschwollen und von dunkelblauen Flecken und Stichen übersät, als sei sie zusammengenäht worden. Sie sah nicht aus wie meine Schwester; sie sah überhaupt nicht wie ein Mensch aus, sondern wie ein Monster aus einem Gruselfilm. Ich brach in Tränen aus.

Bis heute wünschte ich, ich hätte nicht geweint. Mein Vater glaubte, es sei wegen Marge, und legte mir tröstend eine Hand auf die Schulter, was mein Schluchzen noch verstärkte.

Denn ich weinte nicht wegen Marge. Ich weinte meinetwegen, weil ich solche Angst

hatte, und im Laufe der Zeit verachtete ich mich für meine Reaktion.

Manche Menschen haben Mut.

An jenem Tag erkannte ich, dass ich nicht zu ihnen gehörte.

★

Die Ärzte wussten nicht, was Marge hatte. Schwestern nahmen ihr Blut ab und röntgten ihren Brustkorb. Darauf folgte ein CT. Drei verschiedene Ärzte untersuchten sie. Eine Nadel wurde in Marges Lunge eingeführt, um Gewebe zu entnehmen.

Während all dessen war Marge die Einzige, die nicht beunruhigt schien. Das hatte zum Teil damit zu tun, dass der

Husten nachgelassen hatte, seit sie im Krankenhaus war. Unter unseren düsteren Blicken scherzte sie mit den Pflegern und Ärzten, und ich dachte wieder einmal, wie gut meine Schwester ihre Ängste verstecken konnte, selbst vor denen, die sie liebten. Unterdessen wurden anderswo in der Klinik Tests durchgeführt. Die Ärzte flüsterten Worte wie Pathologie und Radiologie. Biopsie. Onkologie.

Liz war sichtlich besorgt, aber noch nicht in Panik. Meine Eltern saßen stocksteif da, wahrten nur mit Mühe die Fassung. Und ich war bedrückt, weil Marge nicht gut aussah. Ihre Haut war von einer gräulichen Blässe, die ihren

Gewichtsverlust noch unterstrich. Mir fielen all die Dinge ein, die ich in den letzten Monaten beobachtet und von ihr gehört hatte. Der bellende Husten, der nie ganz verschwand, die schmerzenden Beine. Ihre Erschöpfung nach dem Urlaub.

Meine Eltern und ich, Liz und die Ärzte, wir alle dachten dasselbe.

Der Krebs.

Aber es konnte kein Krebs sein. So krank konnte Marge nicht sein. Sie war meine Schwester, und sie war erst vierzig Jahre alt. Vor einer knappen Woche war sie bei einem Spezialisten gewesen, weil sie ein Baby wollte. Sie freute sich auf eine Schwangerschaft. Sie hatte ihr Leben

noch vor sich.

Marge konnte nicht krank sein. Sie konnte nicht *den Krebs* haben.

Nein.

★

Ich war inzwischen froh, dass Vivian London nach Atlanta geholt hatte. Stundenlang war ich abwechselnd im Zimmer bei Marge und im Flur. Wenn ich es nicht mehr aushielt, tigerte ich auf dem Parkplatz auf und ab oder trank einen Kaffee in der Cafeteria. Ich rief Emily an, und obwohl ich sie nicht darum bat zu kommen, war sie sofort da.

Kurz vor Mittag erlebten Marge und Emily ein kurzes, aber sehr nettes

Wiedersehen, und hinterher hielt Emily mich vor der Tür im Arm, weil ich vor Angst zitterte. Sie wollte mich später noch einmal sehen, falls ich dazu in der Lage war, und ich versprach, sie anzurufen.

Schließlich rief ich Vivian an. Als ich ihr erzählte, was los war, machte sie ein seltsames ersticktes Geräusch und bot spontan an, mit London zu kommen. Ich erklärte ihr, dass London wahrscheinlich bei ihr besser aufgehoben sei, zumindest noch bis zum nächsten Tag. Vivian verstand.

»Ach, Russ«, sagte sie leise. »Das tut mir so leid.«

»Noch wissen wir nichts Genaues«,

sagte ich.

Ich belog mich selbst, und das wussten wir beide. Vivian kannte die Krankheitsgeschichte meiner Familie mütterlicherseits. Als ich weitersprach, hörte ich meine Stimme brechen.

»Bitte sag London noch nichts, ja?«

»Natürlich nicht. Kann ich irgendwas tun?«

»Momentan nicht, danke.« Worte zu formulieren wurde immer schwieriger, da meine Gedanken sich in alle Richtungen zerstreuten. »Wenn doch, geb ich dir Bescheid.«

»Halt mich bitte auf dem Laufenden.«

»Das mache ich.«

★

Am Nachmittag setzte ich mich zu Marge, während meine Eltern und Liz in die Cafeteria gingen. Sie erkundigte sich nach meiner Arbeit, und auf ihr hartnäckiges Nachfragen hin beschrieb ich ihr die Anzeigenkampagnen, die ich für meine Kunden gestaltete. Ich glaube, sie erinnerte sich an jenen Tag im Krankenhaus, damals nach dem Autounfall, und merkte mir an, wie groß meine Angst war. Also stellte sie eine Frage nach der anderen, um mich abzulenken.

Wie üblich sprach sie mich auch auf Emily an, und endlich gestand ich, dass ich mich verliebt hatte, aber noch nicht

bereit war, unseren Eltern davon zu erzählen. Daraufhin verzog sie den Mund zu einem Grinsen.

»Zu spät. Mom und Dad wissen schon Bescheid.«

»Woher denn? Ich hab nichts gesagt.«

»Das war nicht nötig«, sagte sie. »Als du Emily an Thanksgiving angerufen hast, war unübersehbar, was du für sie empfindest. Mom hat nur die Augenbrauen hochgezogen, und Dad meinte: ›Jetzt schon? Er ist doch noch nicht mal geschieden.‹«

Trotz allem musste ich lachen. Das war typisch für meinen Vater. »Mir war nicht bewusst, dass es so offensichtlich ist.«

»Und wie. Ich wünschte nur, ich hätte

sie nicht erst heute wiedergesehen. Ich sehe furchtbar aus. Direkt nach Costa Rica war ich noch schön braun.«

Ich nickte, verblüfft, wie normal Marge klang.

»Bodhi würde ich auch gern kennenlernen. Wo ich doch schon so viel von ihm gehört habe.«

»Das können wir sicher einrichten.«

Sie zerknautschte das Bettlaken und ließ es dann wieder los. »Ich habe über Babynamen nachgedacht«, sagte sie. »Weißt du, ich hab mir so ein Buch gekauft. Wenn mir in der Arbeit langweilig ist, blättere ich darin. Ich hab sogar schon ein paar Namen angestrichen.«

Babynamen? Sprach sie wirklich gerade über Babynamen? Ich spürte einen Druck hinter den Augen und stieß mühsam hervor: »Welche denn?«

»Für einen Jungen gefällt mir Josiah. Elliot. Carter. Wenn es ein Mädchen wird, Meredith oder Alexis. Liz wird natürlich eigene Vorstellungen haben, aber darüber haben wir uns noch nicht unterhalten. Wir stehen ja erst am Anfang, deshalb haben wir noch reichlich Zeit für eine Entscheidung.«

Reichlich Zeit.

Marge musste das Paradoxe an ihren Worten selbst aufgefallen sein, denn sie sah auf die Wanduhr, dann zur Zimmertür, die offen stand. Schwestern

eilten vorbei, widmeten sich ihren Aufgaben, als sei der heutige Tag nicht anders als alle anderen. »Wann lassen die mich hier endlich raus?«, fragte sie. »Was dauert denn da so lange? Ich bin schon seit Stunden hier. Wissen die nicht, dass ich zu tun habe?«

Als ich darauf keine Antwort gab, seufzte Marge. »Du weißt, dass ich wieder gesund werde, oder? Ich ignoriere nicht, was heute Morgen passiert ist, aber ich fühle mich gar nicht so schlecht. Sogar um einiges besser als vor dem Urlaub in Costa Rica. Wahrscheinlich hab ich mir da unten einen Parasiten eingefangen. Weiß der Himmel, was für Hygienestandards die in ihren Küchen

haben.«

»Warten wir ab, was die Ärzte sagen«, murmelte ich.

»Wenn du sie siehst, sag ihnen, sie sollen sich beeilen. Ich will nicht mein ganzes Wochenende hier verplempern.«

»Mach ich.«

Immer noch verdrehte Marge das Laken. »London kommt morgen zurück, oder?«

»Ja. Am frühen Abend, denke ich.«

»Komm doch mit ihr nächste Woche mal zum Abendessen zu uns. Du warst in letzter Zeit so beschäftigt, dass wir uns gar nicht in Ruhe zusammengesetzt haben.«

Als ich sie sah, wie sie an dem Laken

herumknetete, schnürte sich mir die Kehle zu. »Sehr gern. Aber nicht dieses costa-ricanische Essen mit den ganzen Parasiten, okay?«

»Ja.« Sie sah mir direkt in die Augen. »Verlass dich drauf, was ich habe, willst du nicht kriegen.«

★

Der Tag kroch dahin.

Früher Nachmittag. Spätnachmittag.

Vivian simste, ob es Neuigkeiten gebe. Ich antwortete, wir warteten noch.

Emily simste, wie es mir gehe.

Habe schreckliche Angst, schrieb ich zurück.

★

Als es dämmerte, bewölkte sich der Himmel. Marges Zimmer war in mattes graues Licht getaucht, und der Fernseher lief, wenn auch ohne Ton. Die Maschinen, die ihre Vitalfunktionen überwachten, piepten regelmäßig. Ein Arzt, den wir noch nicht kannten, kam herein. Obwohl seine Körperhaltung nichts verriet, war seine Miene ernst, und ich ahnte, was er uns mitteilen würde. Er stellte sich als Dr. Kadam Patel vor und war Onkologe. Über seine Schulter hinweg sah ich, dass draußen ein Mädchen in einem Rollstuhl vorbeigefahren wurde. Auf dem Arm hielt es ein Stofftier, ein lila Schwein.

Genau wie meine Mutter es geträumt hatte.

Sobald er zu sprechen begann, wurde mein Kopf leer, und mein Verstand schaltete sich ab, einzelne Bruchstücke schnappte ich dennoch auf.

Adenokarzinom … häufiger bei Frauen als bei Männern … höhere Wahrscheinlichkeit für jüngere Menschen … nicht-kleinzellig … langsamer wachsend als andere Lungenkrebsarten, leider aber bereits fortgeschritten, und das CT zeigte, dass er schon gestreut hatte … beide Lungenflügel, Lymphknoten, Knochen und Gehirn … maligner Perikarderguss … viertes Stadium … unheilbar.

Unheilbar.

Meine Mutter war die Erste, die einen Schrei ausstieß, den Klageton einer Mutter, die weiß, dass ihr Kind stirbt. Einen Moment später schluchzte auch Liz auf, woraufhin mein Dad sie in den Arm nahm. Er sagte nichts, nur seine Unterlippe bebte, während er die Augen fest zukniff, als wolle er die Realität aussperren. Marge saß reglos auf dem Bett. Ich hatte das Gefühl, im nächsten Moment umzukippen, schaffte es aber irgendwie, aufrecht zu bleiben. Unverwandt starrte Marge den Arzt an.

»Wie lange habe ich noch?«, fragte sie, und zum ersten Mal an diesem Tag hörte ich Angst in ihrer Stimme.

»Das kann man unmöglich sagen«, antwortete Dr. Patel. »Der Krebs ist zwar unheilbar, aber durchaus behandelbar. In den letzten zehn Jahren hat sich die Therapie exponentiell verbessert. Sie kann nicht nur das Leben verlängern, sondern auch einige der Symptome lindern.«

»Wie lange?«, wollte Marge beharrlich wissen. »Mit Behandlung?«

Der Arzt wich immer noch aus. »Wenn wir es früher entdeckt hätten, bevor sich Metastasen gebildet –«

»Haben wir aber nicht«, unterbrach Marge ihn.

Dr. Patel straffte den Rücken. »Wie gesagt, genau kann man das nicht

absehen. Sie sind jung und in guter Verfassung, was die Lebenserwartung erhöht.«

»Ich verstehe, dass Sie so eine Frage nicht gern beantworten. Ich verstehe auch, dass jeder Patient anders ist und eine genaue Prognose daher schwierig. Was ich aber von Ihnen möchte, ist eine realistische Schätzung.« Marge ließ sich nicht abwimmeln. »Habe ich Ihrer Meinung nach noch ein Jahr zu leben?«

Der Arzt schwieg mit gequältem Gesichtsausdruck.

»Sechs Monate?«

Erneut keine Antwort.

»Drei?«

»Im Moment«, sagte Dr. Patel

schließlich, »sollten wir nur über Behandlungsmethoden sprechen. Es ist entscheidend, dass wir sofort anfangen.«

»Ich will aber nicht über die Behandlung reden!« Marge klang wütend. »Wenn ich nur noch ein paar Monate zu leben habe, wenn es sowieso unheilbar ist, was soll das dann bringen?«

Mittlerweile hatte Liz sich etwas gefangen. Sie ging zum Bett, nahm Marges Hand und küsste sie. »Baby«, flüsterte sie. »Ich möchte hören, was der Arzt über die Behandlungsmöglichkeiten zu sagen hat, okay? Ich weiß, dass du Angst hast, aber ich muss das wissen. Hörst du bitte zu? Für mich?«

Zum ersten Mal wandte Marge sich von

dem Arzt ab. Eine Träne hatte einen Streifen auf ihrer Wange hinterlassen, der im Licht schimmerte.

»Ist gut«, wisperte sie, und erst da begann sie zu weinen.

★

Systemische Chemotherapie.

In den nächsten vierzig Minuten erklärte der Arzt uns geduldig, warum er diese Behandlung empfahl. Da der Krebs so weit fortgeschritten war, da er sich in Marges gesamtem Körper ausgebreitet und ihr Gehirn erreicht hatte, kam eine OP eigentlich nicht infrage. Bestrahlung war eine Möglichkeit, in diesem Stadium aber war der Nutzen die Kosten nicht

wert. Normalerweise bekamen Patienten mehr Zeit, um das Für und Wider einer Chemotherapie abzuwägen – einschließlich der Nebenwirkungen, die er ausführlich aufzählte –, doch in diesem Fall war leider Eile geboten.

Dazu musste Marge ein Port gelegt werden. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, gingen meine Eltern und ich in die Cafeteria. Wir sprachen nicht; jeder von uns war damit beschäftigt, die schreckliche Nachricht zu verarbeiten. Ich bestellte mir einen Kaffee, den ich nicht trank, und dachte darüber nach, dass Chemotherapie im Prinzip Gift war. Man hoffte, dass die Krebszellen vor den normalen Zellen

abgetötet wurden. Zu viel Gift, und der Patient starb, zu wenig, und es half überhaupt nichts.

Meine Schwester wusste das schon lange. Meine Eltern und ich ebenfalls. Wir alle kannten die Krankheitsstadien und Überlebensraten, die möglichen Remissionen und Infusionen und Nebenwirkungen.

Denn der Krebs breitete sich nicht nur im menschlichen Körper aus. Manchmal breitete er sich in Familien aus, so wie in meiner.

Später kehrte ich in Marges Zimmer zurück, setzte mich auf den Stuhl und sah zu, wie das Gift verabreicht wurde und seinen tödlichen Weg durch ihren

Organismus antrat.

★

Meine Eltern und ich verließen die Klinik, als der Himmel sich schwarz gefärbt hatte, und ich begleitete sie zu ihrem Wagen. Zum ersten Mal erschienen sie mir alt. Niedergeschmettert und vollkommen ausgelaugt.

Liz hatte uns gebeten, mit Marge allein sein zu dürfen. Sofort hatte ich ein schlechtes Gewissen bekommen. Ich war mit meinen eigenen Gefühlen beschäftigt gewesen und gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass die beiden Zeit für sich brauchten.

Nachdem meine Eltern losgefahren waren, ging ich langsam zu meinem Auto. Ich wollte nicht nach Hause. Ich wollte nirgendwohin. Was ich wollte, war die Zeit zurückspulen, zurück zu gestern. Vierundzwanzig Stunden vorher hatte ich mit Emily gegessen und mich auf einen lustigen Abend gefreut.

Jetzt auf dem Heimweg schien mir der gestrige Tag unfassbar weit weg, wie in einem anderen Leben. Die Achse meiner Welt hatte sich verschoben, und wie meine Eltern war ich in den vergangenen Stunden gealtert und innerlich wie ausgehöhlt. Als ich die Tränen wegblinzelte, fragte ich mich, ob ich mich jemals wieder vollständig fühlen

würde.

★

Emily fragte per SMS, ob ich noch in der Klinik sei, und als ich antwortete, ich sei zu Hause, kam sie sofort vorbei.

Sie fand mich im Wohnzimmer auf dem Sofa, in einem nur von einer einzelnen Lampe erhellten Haus. Ich war nicht aufgestanden, als sie geklopft hatte, also war sie einfach hereingekommen.

»Hallo«, sagte sie sanft und setzte sich neben mich.

»Hallo. Entschuldige, dass ich nicht zur Tür gekommen bin.«

»Macht doch nichts. Wie geht es Marge? Wie geht es dir?«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, und kniff mir in den Nasenrücken. Ich wollte nicht mehr weinen.

Sie legte den Arm um mich, und ich lehnte mich an sie. Wie am Mittag schon hielt sie mich nur fest, und wir brauchten überhaupt nicht zu reden.

★

Am Sonntag wurde Marge entlassen. Obwohl sie sich schwach und elend fühlte, wollte sie nach Hause, und es gab nichts, was dagegensprach.

Die erste Dosis Gift war ja bereits verabreicht worden.

Ich schob den Rollstuhl, meine Eltern

liefen hinter uns her. Liz bahnte uns den Weg durch die Flure. Niemand, dem wir begegneten, beachtete uns.

Draußen war es kalt. Liz hatte mich vorher gebeten, eine Jacke für Marge zu holen, und ich hatte ihr einen warmen, weichen Daunenmantel ausgesucht.

Vor dem Ausgang half Liz Marge, kurz aufzustehen und ihn anzuziehen. Sie schwankte, behielt aber das Gleichgewicht. Während Liz und meine Eltern zu ihren Autos gingen, sagte Marge zu mir: »Ich hasse Krankenhäuser! Das einzige Mal, dass ich in einem gute Laune hatte, war nach Londons Geburt.«

»Das kann ich nachvollziehen«, sagte ich. »Geht mir genauso.«

Sie zog den Mantel um den Hals zusammen. »Also, schieb mich bitte raus, ja? Bloß weg hier.«

Sobald wir aus dem Gebäude kamen, spürte ich einen frischen Wind auf meinen Wangen. Die wenigen Bäume auf dem Parkplatz waren kahl, der Himmel hatte ein bleiernes Grau.

Als Marge wieder sprach, war ihre Stimme so leise, dass ich sie fast überhörte. »Ich habe Angst, Russ.«

»Das verstehe ich. Ich auch.«

»Es ist ungerecht. Ich habe nie geraucht, kaum mal getrunken, gesund gegessen. Sport gemacht.« Einen Moment lang sah sie wieder aus wie ein Kind.

Ich ging in die Hocke, um auf

Augenhöhe mit ihr zu sein. »Ja, stimmt. Es ist ungerecht.«

Sie sah mir in die Augen und stieß ein resigniertes Lachen aus. »Das ist alles Moms Schuld«, sagte sie. »Sie und ihre Familiengene. Nicht, dass ich ihr das jemals sagen würde. Und in Wahrheit mache ich ihr natürlich keinen Vorwurf.«

Ich nahm Marges Hand.

»Ich fühle mich furchtbar«, sagte Marge. »Ich habe schon beschlossen, dass ich die Chemotherapie hasse. Heute Morgen habe ich viermal gespuckt, und jetzt bin ich zu schwach, um allein aufs Klo zu gehen.«

»Ich helfe dir«, sagte ich. »Versprochen.«

»Nein, das tust du nicht.«

»Doch, natürlich. Was redest du denn da?«

Noch nie hatte ich Marge so traurig gesehen – Marge, die normalerweise noch den größten Rückschlag mit pragmatischer Unbekümmertheit abschüttelte. »Du glaubst, das tun zu müssen. Und ich weiß, dass du es möchtest.« Sie umklammerte meine Hand. »Aber ich habe Liz. Und du hast London und deine Agentur und Emily.«

»Die Arbeit ist mir momentan völlig egal. Und Emily wird das verstehen. Und London ist meistens in der Schule.«

Marge schwieg kurz. Dann klang es, als käme sie auf ein früheres Gespräch zurück, an das ich mich aber nicht

erinnerte. »Weißt du, was ich an dir bewundere? Unter anderem?«

»Keine Ahnung.«

»Deine Kraft. Und deinen Mut.«

»Ich bin weder stark noch tapfer.«

»O doch«, sagte sie. »Wenn ich daran denke, was du in letzter Zeit alles durchgemacht hast, dann staune ich, wie du das geschafft hast. Ich habe beobachtet, wie du zu dem Vater geworden bist, den ich immer in dir gesehen habe. Ich habe dich an deinem Tiefpunkt erlebt, als Vivian ging. Und ich war dabei, als du wieder aufgestanden bist. Und ganz nebenbei hast du dich auch noch selbstständig gemacht. Nicht viele Menschen hätten das vergangene

halbe Jahr so hinbekommen wie du. Ich bestimmt nicht, so viel ist klar.«

»Warum erzählst du mir das?«

»Weil ich nicht zulassen werde, dass du meinetwegen mit alldem aufhörst. Das würde mir das Herz brechen.«

»Ich werde für dich da sein, davon kannst du mich nicht abbringen.«

»Du sollst mich ja nicht im Stich lassen. Ich bitte dich nur darum, dein Leben weiterzuführen. Ich bitte dich, erneut stark und tapfer zu sein. Weil London nicht die Einzige ist, die dich brauchen wird. Sondern Liz auch. Und Mom und Dad. Einer von euch muss der Fels sein. Und auch, wenn du es nicht glaubst, tief im Herzen weiß ich, dass du von uns

allen schon immer die meiste Kraft hattest.«

Kapitel 24

Dezember

Wenn ich an Marge als Halbwüchsige zurückdenke, fallen mir zwei Dinge ein: Rollschuhe und Horrorfilme. Ende der 1980er, Anfang der 1990er wurden Rollschuhe von Inlineskates abgelöst, doch Marge blieb den altmodischen Geräten treu. Ich glaube, aus Nostalgie für die Disco-Rollschuhbahnen ihrer Kindheit. Die Wochenenden ihrer Jugend verbrachte sie fast durchgängig rollend, meistens mit Walkman und Kopfhörer, erstaunlicherweise selbst dann noch, als sie ihren Führerschein hatte. Es gab wenig, was

sie mehr liebte als Rollschuhlaufen – außer guten Horrorfilmen.

Obwohl Marge genauso viel für romantische Komödien übrighatte wie ich, war Horror ihr Lieblingsgenre, und sie sah sich die neuesten Filme immer gleich in der ersten Woche an. Ihr war es egal, ob ein Streifen von den Kritikern und dem Publikum verrissen wurde, und sie ging auch gern allein ins Kino, wenn sie keinen willigen Begleiter fand. Sie war wie ein Groupie. Von Nightmare on Elm Street *über* Candyman *bis hin zu* Amityville 4 *war Marge ein echter Horrorfan, ob anspruchsvoll oder trashig.*

Als ich sie fragte, warum sie solche Filme mochte, zuckte sie nur die Achseln und erklärte, manchmal habe sie halt gern Angst.

Das konnte ich nicht nachvollziehen. Warum sollte jemand Angst haben wollen? Gab es nicht schon genug Gruseliges im echten Leben, das einem den Schlaf raubte?

Jetzt allerdings verstehe ich es, glaube ich.

Marge mochte diese Filme, eben weil sie nicht real waren. Der Schrecken in den Filmen war dosiert, er hatte einen Anfang und ein Ende, und sie verließ das Kino emotional ausgelaugt, aber erleichtert, dass in der wirklichen Welt alles gut war.

Gleichzeitig konnte sie sich dadurch, wenn auch nur vorübergehend, einer der tief in uns verankerten Emotionen stellen, der Wurzel unseres universellen Fluchtinstinkts. Indem sie sich trotz ihrer Angst zwang, nicht wegzulaufen, glaubte Marge, stärker und

besser gerüstet für das zu sein, womit das echte Leben sie konfrontierte.

Rückblickend betrachtet, hatte sie damit vielleicht nicht unrecht.

★

Vivian war am Sonntagabend mit London zurückgekommen. Vor ihrer Abreise umarmte sie mich, und zwar länger, als ich erwartet hätte. Ich spürte ihre Besorgnis, seltsamerweise fühlte sich ihr Körper jedoch nicht mehr vertraut an.

London hatte den Besuch bei ihrer Mutter genossen, dieses Mal allerdings erklärte sie, ihre Fische und Mr. und Mrs. Sprinkles vermisst zu haben. Sie war gleich in ihr Zimmer gegangen, wo sie

mir berichtete, sie habe Thanksgiving in einer Villa gegessen. Ich vermutete, dass Vivian unsere Tochter nun doch mit Spannerman bekannt gemacht hatte.

Wahrscheinlich hätte mich das stärker treffen sollen, aber in der derzeitigen Situation war es mir gleichgültig, und früher oder später wären sie sich sowieso begegnet. Was spielte es schon für eine Rolle, ob bei diesem oder dem nächsten Besuch in Atlanta?

Was spielte überhaupt noch eine Rolle?

Während London mit den Fischen beschäftigt war, säuberte ich den Hamsterkäfig. Mittlerweile hatte ich so viel Übung, dass es ganz schnell ging. Danach brachte ich den Käfig wieder in

ihr Zimmer, wo sie Mr. Sprinkles in der Hand hielt.

»Hast du Hunger, Schätzchen?«

»Nein, Mommy und ich haben im Flugzeug gegessen.«

»Gut.« Ich setzte mich aufs Bett und sah ihr zu, dachte aber hauptsächlich an Marge. Meine Schwester wollte, dass ich mein Leben weiterführte, als hätte sich nichts verändert. Doch alles hatte sich verändert, und ich fühlte mich leer. Ich wusste nicht, ob ich fähig war, ihren Wunsch zu erfüllen, und ob ich das überhaupt wollte.

»Weißt du, was?« London sah auf.

»Was denn?«

»Zu Weihnachten mache ich Tante

Marge und Tante Liz eine Vase, wie die für Mommy. Aber dieses Mal will ich Fische draufmalen.«

»Da werden sie sich aber freuen.«

Einen Moment lang musterte London mich mit einem unerklärlich ernsten Blick. »Geht's dir gut, Daddy?«

»Ja. Ganz okay.«

»Du siehst traurig aus.«

Das bin ich auch, dachte ich.

»Das ist nur, weil ich dich vermisst habe«, sagte ich.

Lächelnd kam sie auf mich zu, immer noch den Hamster in der Hand. »Möchtest du ihn mal halten?«

»Ja, gern.« Sanft setzte sie ihn ab. Er war weich und leicht, aber ich spürte seine

winzigen Krallen nach Halt suchen. Seine Schnurrhaare zuckten, und er schnüffelte meine Hand ab.

»Weißt du, was?«, fragte London erneut. Angestrengt setzte ich eine fragende Miene auf. »Ich kann jetzt lesen.«

»Ehrlich?«

»Ich habe Mommy die Geschichte von der Arche Noah vorgelesen.«

Ich fragte mich, ob sie die Geschichte nicht eher aus dem Gedächtnis aufgesagt hatte, immerhin hatten wir sie ungefähr hundertmal zusammen gelesen. Aber wie gesagt, was für eine Rolle spielte das schon?

»Du kannst es mir ja später zeigen.«

»Ist gut.« Sie legte die Arme um mich

und drückte mich. »Ich hab dich lieb, Daddy.«

Der Duft ihres Shampoos stieg mir in die Nase, und ich spürte ein Ziehen im Herzen. »Ich dich auch.«

Sie drückte noch einmal fester zu, bevor sie losließ. »Kann ich Mr. Sprinkles wiederhaben?«

★

Am Montag kündigte Marge ihren Job. Das weiß ich, weil ich eine SMS von ihr bekam, mit dem Text: *Habe beschlossen, in Rente zu gehen.*

Als ich London zur Schule gebracht hatte, fuhr ich zu Marge. Die Arbeit konnte warten. Mir war egal, was sie

wollte; *ich* wollte meine Schwester sehen. Liz öffnete die Tür, und ich sah ihr an, dass sie gerade geweint hatte.

Marge saß auf der Couch, die Beine hochgelegt und zugedeckt. Im Fernseher lief *Pretty Woman*. Das löste eine Flut von Erinnerungen bei mir aus, und auf einmal sah ich Marge als Teenager vor mir. Damals, als sie noch ein ganzes Leben vor sich hatte, eines, das in Jahrzehnten gemessen wurde, nicht in Monaten.

»Hallo.« Sie drückte auf Pause. »Was machst du hier? Müsstest du nicht im Büro sein?«

»Ich kenne den Chef«, gab ich zurück. »Ich darf heute später kommen.«

»Blödmann.« Marge machte mir Platz,

und ich ließ mich neben sie auf das Sofa fallen.

»Gib's zu, du bist neidisch, dass ich endlich aus dem Hamsterrad ausgestiegen bin.« Sie grinste trotzig. »Ich finde, es wird höchste Zeit, ein bisschen zu leben.«

Vergeblich suchte ich nach einer schlagfertigen Entgegnung, und in der Stille pikte Marge mich mit dem Fuß in die Rippen. »Kopf hoch«, sagte sie. »In diesem Haus ist Weltuntergangsstimmung verboten.« Sie warf einen zögernden Blick über die Schulter. »Wie geht es Liz?«, flüsterte sie.

»Ganz okay, glaube ich. Wir haben nicht viel gesprochen.«

»Solltest du aber«, sagte Marge. »Sie ist ein sehr netter Mensch.«

»Bist du fertig?«, fragte ich mit einem halbherzigen Lächeln. »Wie geht es dir überhaupt?«

»Viel besser als gestern. Was mich daran erinnert: Darf ich mit London an diesem Wochenende Rollschuhfahren gehen?«

»Du willst mit London Rollschuh fahren?«

Meine Fassungslosigkeit ärgerte Marge offenbar. »Ob es dir passt oder nicht, ich lasse mich nicht von euch im Haus einsperren. Und ich glaube, London wird es Spaß machen. Mir auf jeden Fall.«

Ganz abgesehen davon, dass es für

London das erste Mal wäre und sie sich wahrscheinlich ewig daran erinnern würde. »Wann bist du denn zuletzt gefahren?«

»Kann dir doch egal sein. Das verlernt man nicht. Falls du es vergessen hast, ich konnte es früher mal ziemlich gut.«

Darum geht es mir nicht, dachte ich. *Ich frage mich, ob du die Kraft dazu hast*. Marge verschloss die Augen vor der Realität.

Ich wandte mich dem Fernseher zu. Das Standbild zeigte Julia Roberts mit ihrer Mitbewohnerin in einer Bar. Obwohl ich den Film seit Jahren nicht gesehen hatte, konnte ich mich nahezu an jede Szene erinnern. »Von mir aus. Aber nur, wenn du den Film weiterlaufen

lässt.«

»Du willst deinen Vormittag mit *Pretty Woman* verplempern? Statt Geld zu verdienen?«

»Es ist schließlich *mein* Leben.«

»Tja, nach der Arbeit bist du hier gern willkommen, aber nicht vorher. Wahrscheinlich brauche ich demnächst vormittags meinen Schönheitsschlaf.«

»Jetzt mach schon.«

Marge hob leicht eine Augenbraue an und deutete auf die Fernbedienung. »Er hat gerade erst angefangen.«

»Weiß ich.«

»Früher haben wir uns den oft zusammen angesehen.«

»Weiß ich«, sagte ich noch einmal. »Und

ich weiß auch, dass du schon immer in Julia Roberts verknallt warst.«

Lachend drückte Marge auf Start, und die nächsten zwei Stunden waren meine Schwester und ich mit dem Film beschäftigt, sprachen mit und kommentierten, genau wie früher.

★

Danach legte Marge sich ein wenig hin, während Liz und ich in der Küche Kaffee tranken.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.« Liz schaute traurig und ratlos zugleich drein. »In Costa Rica ging es ihr gut. Sie hat kaum gehustet, und ich hatte Schwierigkeiten, mit ihr mitzuhalten. Ich

verstehe nicht, wie sie vor einem Monat noch so gesund wirken konnte, und jetzt …« Fassungslos schüttelte sie den Kopf. »Für heute und morgen habe ich alle Termine abgesagt, aber Marge hat mir praktisch verboten, mir unbezahlten Urlaub zu nehmen. Wenn es nach ihr geht, soll ich mindestens ein paar Tage die Woche weiterarbeiten. Deine Mutter könnte sich ja in der Zeit um sie kümmern, wir sollen uns absprechen.« Als sie den Blick hob, lag Schmerz darin. »Als wolle sie mich nicht in ihrer Nähe haben.«

»Das ist es bestimmt nicht.« Ich legte meine Hand auf ihre. »Sie liebt dich, das weißt du.«

»Warum schickt sie mich dann weg? Warum begreift sie nicht, dass ich so viel wie möglich bei ihr sein will, so lange wie möglich?«

Sie drückte meine Hand und starrte aus dem Fenster.

»Übrigens will sie trotzdem nächste Woche nach New York fahren«, sagte sie schließlich.

»Das machst du doch nicht ernsthaft mit, oder?« Rollschuhfahren war eine Sache, aber Sightseeing in einer der hektischsten Städte der Welt?

»Ich weiß es nicht. Gestern hat sie den Arzt danach gefragt, und er meinte, wenn sie sich gut genug fühlt, gibt es keinen Grund, zwischen den Chemos

nicht wegzufahren. Aber ich würde doch die ganze Zeit nur denken: ›Das sieht Marge jetzt zum letzten Mal.‹ Oder: ›Die Gelegenheit bekommt sie nie wieder.‹«

Sie sah mich an und wartete auf eine Antwort, doch es gab nichts zu sagen.

Denn die meisten ihrer Fragen waren dieselben wie meine, und auf die hatte ich ebenfalls keine Antworten.

★

Am Dienstag, dem ersten Dezembertag, erhielt ich eine SMS von Marge, in der sie mich und London zum Abendessen einlud. Es war ein sanfter Wink, dass ich nicht schon früher kommen sollte.

Der Gedanke deprimierte mich, und als

London in der Schule war, traf ich mich mit Emily auf einen Kaffee. In Jeans und einem dicken Rolli wirkte sie so frisch und jugendlich wie eine Studentin.

»Du siehst müde aus«, sagte sie. »Kommst du klar?«

»Es geht so.« Matt strich ich mir durch die Haare. »Tut mir leid, dass ich gestern nicht angerufen habe.«

Sofort hob sie beide Hände. »Aber nicht doch. Ich mag mir gar nicht vorstellen, was du durchmachst. Und ich sorge mich um dich.«

Ihre Worte waren mir ein Trost. »Danke, Emily. Das bedeutet mir viel.«

»Willst du mir alles erzählen?« Sie berührte mich am Arm.

Die nächste Stunde redete ich ohne Punkt und Komma, während mein Kaffee kalt wurde. Dabei ging mir durch den Kopf, dass ich, seit wir uns wiederbegegnet waren, von einer emotionalen Katastrophe in die nächste schlitterte. Und als sie mich später im Arm hielt, wunderte ich mich geradezu, dass sie immer noch Lust hatte, sich mit mir abzugeben.

★

Liz hatte sich Mühe gegeben, etwas vorzubereiten, was London mochte: Backhähnchen, gewürzte Kartoffelschnitze und Obstsalat.

Meine Mutter ging gerade, als wir

ankamen, und ich brachte sie zum Auto. Vor dem Einsteigen zögerte sie.

»Marge will partout nicht, dass ich auch nur einen meiner Klubs aufgebe. Sie besteht darauf, dass ich alles weitermache, aber, Russ …« Sie runzelte die Stirn. »Sie weiß nicht, wie schlimm es werden wird. Sie wird Hilfe brauchen. Aber das verdrängt sie.«

Ich nickte, denn das war ja auch meine Meinung.

»Weißt du, was sie gerade zu mir gesagt hat? Dad soll bei ihr das Verandageländer reparieren, weil die Pfosten morsch sind. Und ein paar Fenster richten. Und im Bad sei ein Abfluss undicht. Als ob so was jetzt wichtig wäre.« Ratlos sah sie mich

an. »Warum macht sie so ein Aufhebens um das Geländer? Oder irgendwelche Fenster?«

In dem Moment dämmerte mir endlich, was Marge vorhatte. Warum ich nur abends kommen durfte, warum Liz und meine Mutter sich bei ihr abwechseln sollten, warum mein Vater Reparaturen in Marges Haus erledigen sollte und warum sie unbedingt mit London Rollschuh fahren wollte.

Besser als wir alle wusste Marge, dass jeder von uns Zeit mit ihr allein brauchte – vor dem Ende.

★

Im Laufe der Woche ließen die

Nebenwirkungen der ersten Chemotherapie nach, und Marge wurde kräftiger. Wir alle wollten glauben, dass die Behandlung anschlug.

Heute ist mir klar, dass Marge geahnt haben musste, was wirklich in ihrem Körper vor sich ging. Sie beugte sich der Behandlung, weil wir uns das wünschten, doch sie wusste von Anfang an, dass die Therapie das Fortschreiten der Krankheit nicht mehr verlangsamen würde.

★

Liz und meine Mutter arbeiteten einen Plan aus, sodass eine von ihnen tagsüber immer bei Marge war.

An dem Freitag nach unserem

Abendessen bei Marge nahm mein Dad sich einen Vormittag frei und tauchte mit seiner Werkzeugkiste und ein paar vorgesägten Geländerpfosten bei ihr auf. Mittags saßen die beiden bei Sandwiches und Tee auf der Veranda, bewunderten sein Werk und debattierten über die Aussichten der Braves für die kommende Saison.

Am Samstag kam Marge nach dem Kunstkurs – ebenjenem Kurs, in dem meine Tochter für sie ohne ihr Wissen ein Weihnachtsgeschenk getöpfert hatte – zu uns und holte London zum Rollschuhfahren ab. Liz und ich schlossen uns an und sahen von der Tribüne aus zu. Wie die meisten Kinder versuchte

London, auf den Rollschuhen zu gehen, statt zu gleiten, und es dauerte eine gute halbe Stunde, bis sie die Bewegung allmählich beherrschte. Wäre Marge nicht rückwärts gefahren und hätte sie an beiden Händen festgehalten, wäre mein kleines Mädchen mindestens zwanzigmal hingefallen.

Doch am Ende konnten sie beide nebeneinander fahren, wenn auch langsam, und London war sichtlich stolz, als sie schließlich mit Liz' Hilfe die Schnürsenkel aufband. Ich setzte mich neben Marge, während sie sich vornüberbeugte und ihre Schuhe auszog.

»Du hast morgen bestimmt Muskelkater«, prophezeite ich. Auf mich

wirkte sie müde, aber ich konnte nicht einschätzen, ob es an der Krankheit lag oder daran, dass sie London so oft aufgefangen hatte.

»So schlimm wird es nicht«, sagte sie. »London ist nicht sehr schwer. Übrigens ist sie wirklich eine kleine Plaudertasche. Sie hat ununterbrochen geredet. Sie hat mich sogar ausgequetscht, was meine Lieblingsfarbe bei Fischen ist. Ich hatte keine Ahnung, was ich darauf antworten sollte.«

Ich grinste. »Im Vergleich dazu wird dir New York erholsam vorkommen. Ihr fahrt morgen?«

»Ja, ich freue mich so! Als Allererstes gehen wir zum Weihnachtsbaum am

Rockefeller Center, das habe ich Liz schon gesagt. Ich will in Stimmung kommen.«

»Schick mir ein paar Fotos«, sagte ich.

»Kein Problem. Apropos, ich weiß, was ich mir zu Weihnachten wünsche«, sagte sie. »Von dir.«

»Nämlich?«

»Das verrate ich dir, wenn ich zurück bin. Aber schon mal ein kleiner Tipp: Ich will mit dir irgendwohin.«

»Eine Reise, meinst du?«

»Nein, keine Reise.«

»Was dann?«

»Wenn ich es dir erzähle, wäre es ja keine Überraschung.«

»Wenn du es mir nicht erzählst, wie soll

ich es dir dann schenken?«

»Überlass das doch einfach mir, okay?«

Mittlerweile trug sie wieder ihre normalen Schuhe und warf einen letzten wehmütigen Blick auf die Bahn. Es wurde allmählich voll, unten drängten sich Kinder, Jugendliche und Erwachsene. An Marges Miene las ich ab, dass sie gerade dachte, sie werde wohl nicht noch einmal die Gelegenheit haben, Rollschuh zu fahren.

An diesem Tag hatte Marge begonnen, sich von den Dingen zu verabschieden, die sie liebte.

★

Sie und Liz waren sechs Tage verreist. In

dieser Zeit arbeitete ich jeden Tag lange, da ich so viel wie möglich erledigen wollte, hauptsächlich allerdings, um mich von dem Gedanken an meine Schwester abzulenken. Wie versprochen simste sie mir Fotos vom Rockefeller-Weihnachtsbaum: eins von ihr und Liz und ein anderes von ihr allein.

Ich ließ die Bilder zweimal ausdrucken und rahmen, ein Set für Marge und Liz als Weihnachtsgeschenk und eines für mich.

Unterdessen wurde ich von zwei weiteren Kanzleien angesprochen, darunter eine kleine in Atlanta, die auf YouTube über meine jüngsten Spots gestolpert war. Während ich die

Präsentationen zusammenstellte, dachte ich unwillkürlich über die vergangenen sechs Monate nach.

Zu Beginn meiner Selbstständigkeit hatte ich ausschließlich berufliche und finanzielle Sorgen gehabt und mich vom Stress überfordert gefühlt. Damals dachte ich, dass es nicht noch schlimmer werden konnte, aber Marge versicherte mir stets, alles werde gut.

Natürlich hatte sie recht gehabt.

Andererseits hätte sie sich nicht mehr irren können.

★

Die Feiertage näherten sich unaufhaltsam.

»Was hast du an Weihnachten vor? Feierst du mit London?«, fragte Marge mich. Es war Sonntagnachmittag, und sie war gerade aus einem Mittagsschlaf aufgewacht, sah aber immer noch müde aus. Wir saßen auf ihrem Sofa, sie in eine Decke gewickelt, obwohl es mir warm vorkam. Am Tag zuvor waren sie und Liz aus New York zurückgekehrt, und ich hatte sie sehen wollen, bevor London aus Atlanta kam. »Hast du das schon mit Vivian besprochen? Weihnachten ist in zwei Wochen.«

Sie wirkte noch schmaler als vorher. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, und ihre Stimme klang irgendwie höher und dünner.

»Noch nicht«, antwortete ich. »Aber es fällt wieder auf eins ihrer Wochenenden.«

»Russ, ich weiß, dass ich mich wiederhole, aber es ist nicht fair, dass du London nie an den Feiertagen hast.«

Nein, das war es nicht. Daran konnte ich allerdings nicht viel ändern, also versuchte ich, das Thema zu wechseln.

»Wie war es in New York?«

»Toll.« Marge seufzte. »Aber so voll, Wahnsinn! Vor manchen Läden standen Schlangen die ganze Straße runter. Die Musicals waren großartig, und wir haben ein paarmal fantastisch gegessen.«

»Dann hat es sich gelohnt?«

»Auf jeden Fall«, sagte sie. »Zweimal

habe ich auch im Hotel einen romantischen Abend organisieren lassen, mit Champagner, Schoko-Erdbeeren, Rosenblütenspur zum Bett. Ich hatte extra neue Dessous dabei, um meine neue schlanke Figur vorzuführen.« Sie grinste mich an. »Ich glaube, das hat Liz die Schuhe ausgezogen.«

»Warum sollte sie denn keine Schuhe anhaben?«

»Du Blödmann!«

»Wenn meine Schwester über ihr Liebesleben spricht, verschanze ich mich lieber hinter Naivität. Ich erzähle dir ja auch keine Details aus meinem.«

»Du hast mit Emily doch noch keins. Und wenn du mich fragst, wird es Zeit,

das zu ändern.«

»Es ist gerade schön so, wie es ist. Wir telefonieren jeden Abend und treffen uns zum Kaffeetrinken. Und Freitagabend waren wir aus.«

»Was habt ihr gemacht?«

»Abendessen. Und Karaoke.«

»Du hast Karaoke gesungen?« Damit hatte sie nicht gerechnet.

»Nein, aber Emily. Es war ihre Idee. Sie ist übrigens ziemlich gut.«

Grinsend kuschelte Marge sich tiefer ins Sofa. »Das hört sich nicht sexy oder romantisch an, aber lustig. Hast du schon Interessenten für das Haus?«

»Nichts Ernsthaftes bisher. Aber meine Maklerin sagt, im Dezember ist immer

Flaute. Im Januar möchte sie einen Tag der offenen Tür veranstalten.«

»Sag mir Bescheid, wann. Dann mischen wir uns inkognito unters Volk und preisen das Haus vor potenziellen Käufern an.«

»Ihr habt doch bestimmt Besseres zu tun.«

»Kann gut sein«, räumte Marge ein. »Andererseits brauchst du letzten Endes ja doch immer meine Hilfe. Ich musste mich mein ganzes Leben lang um dich kümmern.« Sie schielte Richtung Küche, wo Liz das Mittagessen kochte. »Ich soll nächste Woche wieder eine Chemo bekommen. Am Freitag, glaube ich. Da freue ich mich überhaupt nicht drauf.«

Beklommenheit huschte über ihre Miene. »In Anbetracht dessen sollten wir unser Ding wahrscheinlich am Donnerstag machen.«

»Welches Ding?«

»Mein Weihnachtsgeschenk.«

»Ich habe immer noch keine Ahnung, was du meinst.«

»Das macht nichts. Ich hole dich um sieben ab. Liz kann London ins Bett bringen, wenn du einverstanden bist.«

»Sicher«, sagte ich. Marge gähnte unterdrückt, und ich beschloss, sie allein zu lassen. »Ich gehe dann mal. Ich muss noch haufenweise Arbeit erledigen, bevor London nach Hause kommt.«

»Okay. Ich freue mich auf Donnerstag.

Zieh dich auf jeden Fall warm an.«

»Ist gut.« Ich stand auf, zögerte kurz und bückte mich dann, um meine Schwester auf die Wange zu küssen. Ihre Augen waren geschlossen. »Bis dann.«

Sie nickte stumm, und an ihrem Atem hörte ich, dass sie schon wieder eingeschlafen war.

★

Vivian brachte London gegen sieben Uhr abends zurück. Während London im Bad war, unterhielten wir uns kurz in der Küche.

»Wegen Weihnachten …« Sie kam gleich zum Punkt. »Ich dachte, wir verbringen die Tage am besten hier.

London zuliebe, meine ich. Es wird ihr letztes Weihnachten in diesem Haus sein. Ich kann wieder im Gästezimmer schlafen, wenn es dich nicht stört.« Sie holte einen Zettel aus der Handtasche. »Ich habe schon ein paar Sachen gekauft, aber es wäre vielleicht praktischer, wenn du den Rest besorgst, damit ich nicht alles mitschleppen muss. Hier ist eine Liste. Am besten bewahrst du die Quittungen auf, und am Ende teilen wir alles durch zwei.«

»Klingt vernünftig.« Mir fiel ein, was Marge über die Feiertage gesagt hatte. Sie würde sich freuen. »Ich war vorhin bei Marge.« Ich lehnte mich an den Schrank.

»Wie geht es ihr?«

»Sie schläft jetzt sehr viel.«

Vivian senkte den Blick. »Es ist einfach schrecklich. Ich weiß, dass du glaubst, Marge und ich würden uns nicht gut verstehen, aber ich mag sie. Sie war eine tolle Schwester für dich.«

»Ist sie immer noch«, erwiderte ich, aber im gleichen Moment fragte ich mich, wie lange ich das noch sagen konnte.

★

Am Mittwoch wollten Emily und ich mit den Kindern zu einer Weihnachtsbaumplantage fahren, wo man sich seinen Baum aussuchen und

frisch schlagen lassen konnte. Es gab dort auch einen Weihnachtsmann und heiße Schokolade und Kekse für die Kinder.

Als ich Marge gegenüber davon sprach, bestand sie darauf, mit Liz auch dort hinzukommen.

Es war neun Tage vor Weihnachten.

Auf dem Parkplatz stieg sie aus dem Auto. Bei der Umarmung spürte ich ihre spitzen Rippen. Allerdings schien sie mehr Energie zu besitzen als nach ihrer Rückkehr aus New York.

»Und das muss Bodhi sein.« Mit einer rührenden Förmlichkeit schüttelte sie ihm die Hand. »Du bist groß für dein Alter«, stellte sie fest, und dann fragte sie ihn nach seinen Hobbys aus und was er

sich zu Weihnachten wünschte. Als die Kinder sichtlich zappelig wurden, ließen wir sie voraus auf die Plantage laufen, wo sie sich schnell zwischen den grünen Zweigen verloren.

Wir anderen schlenderten hinterher.

»Was planst du für die Feiertage, Emily?«, fragte Marge. »Fahrt ihr weg?«

»Nein, nur die übliche Familienrunde. Wir besuchen meine Schwester und meine Eltern. Seit London Fahrradfahren kann, bettelt Bodhi auch um eins, also muss ich ihm wohl ein Rad kaufen. Wobei ich mir nicht sicher bin, ob ich es ihm vernünftig beibringen kann.«

»Da hilfst du ihr doch, oder, Russ?« Marge stupste mich mit dem Ellbogen

an.

Ich zog eine Grimasse. »Marge hat mich schon immer gern freiwillig für irgendetwas gemeldet.«

»Daran erinnere ich mich noch.« Emily lachte. »Russ hat erzählt, ihr hattet eine schöne Zeit in New York?«

Die beiden fielen etwas zurück und unterhielten sich angeregt. Ich hakte mich bei Liz unter.

»Wie klappt der Zeitplan mit Mom?«, fragte ich.

»Ganz gut. Ich habe auf drei Arbeitstage die Woche reduziert, an denen deine Mutter übernimmt.«

»Heute macht Marge einen guten Eindruck.«

»Sie war vorhin ein bisschen erschöpft, aber auf der Fahrt ist sie munterer geworden. Ich glaube, solche Unternehmungen geben ihr das Gefühl, dass sie gar nicht krank ist, und wenn auch nur vorübergehend. Genauso war sie auch in New York.«

»Ich bin froh, dass sie mitwollte. Sie soll sich nur nicht überanstrengen.«

»Genau das habe ich auch zu ihr gesagt«, meinte Liz. »Und weißt du, wie sie reagiert hat?«

»Nein.«

»Ich soll mir nicht so viele Sorgen machen, weil sie ›noch was Wichtiges zu erledigen‹ hat.«

»Was bedeutet das?«

Liz schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

★

Am nächsten Abend standen Marge und Liz um Punkt sieben vor der Tür. Sobald Liz eingetreten war, zog London sie an der Hand in ihr Zimmer, um ihr das Aquarium zu zeigen.

Marge war in Schal und Mütze gewickelt, trotz der relativ milden Temperatur. Außerdem trug sie Handschuhe und den Daunenmantel.

»Bist du so weit?«, fragte sie ungeduldig.

Ich schnappte mir meine Jacke und zerrte ein Paar Handschuhe und eine Mütze aus der Schublade, obwohl ich mir

nicht vorstellen konnte, sie zu brauchen. »Wohin fahren wir denn?«

»Das wirst du schon sehen. Komm. Bevor ich noch kneife.«

Erst unterwegs, als wir durch Straßen fuhren, die mir bekannt vorkamen, begriff ich plötzlich, was sie vorhatte.

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte ich, als sie vor dem Tor anhielt und den Motor abstellte.

»O doch. Und das ist dein Weihnachtsgeschenk für mich.«

Der Wasserturm ragte über uns auf, unfassbar hoch.

»Es ist verboten, da raufzuklettern«, sagte ich.

»Das war schon immer verboten. Bisher

hat uns das nie abgehalten.«

»Wir waren Kinder.«

»Bist du bereit? Zieh dir Handschuhe und Mütze an. Da oben ist es wahrscheinlich windig.«

»Marge …«

Sie sah mich durchdringend an. »Ich schaffe das«, sagte sie in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. »Noch eine Runde Chemo, und es geht nicht mehr.«

Sie wartete nicht auf eine Entgegnung. Mit schnellen Schritten lief sie zu der Stahlleiter, während ich gelähmt vor Unentschlossenheit am Auto verharrte. Bis ich ihr endlich folgte, war sie schon zwei Meter höher. Was natürlich

bedeutete, dass mir nichts anderes übrig blieb, als mitzugehen. Denn falls sie müde wurde oder ihr Kreislauf versagte, musste ich sie auffangen. Letzten Endes war es die Angst um sie, die mich antrieb.

Marge behielt recht. Zwar musste sie alle sieben oder acht Meter eine Pause einlegen, doch sie stieg unerbittlich nach oben. Unter mir konnte ich die Dächer sehen, es roch nach Rauch. Ich war dankbar für meine Handschuhe, da die Metallsprossen so kalt waren.

Als wir endlich oben angekommen waren, rutschte Marge zu der Stelle, an der ich sie in jener furchtbaren Nacht gefunden hatte. Genau wie damals ließ

sie die Beine baumeln. Ich setzte mich rasch neben sie und legte den Arm um sie, falls ihr schwindlig wurde.

»Dir muss kalt sein«, sagte ich.

»Dir vielleicht. Ich habe eine lange Unterhose an.«

Eine Zeit lang betrachteten wir die Gegend aus der Vogelperspektive. Nur ganz schwach war ein Windspiel zu vernehmen – und Marges Keuchen. Ich fragte mich, wie stark ihre Schmerzen waren. Denn der Krebs brachte immer Schmerzen mit sich.

»Ich weiß noch genau, wie du mich hier gefunden hast, sternhagelvoll«, sagte sie schließlich. »Na ja, ich erinnere mich eigentlich kaum noch an die Nacht, nur

an den Moment, als du plötzlich aufgetaucht bist.«

»Es war ein heftiger Abend.«

»Manchmal überlege ich, was wohl passiert wäre, wenn du nicht gekommen wärst. Ob ich wirklich gesprungen wäre, oder vielleicht gefallen. Damals war ich so todunglücklich wegen Tracey, aber im Rückblick war das eigentlich ganz gut. Weil ich am Ende Liz gefunden habe. Und unsere Beziehung ist was völlig anderes als die mit Tracey. Sie und ich harmonieren einfach, weißt du?«

Ich nickte stumm.

»Ich mache mir Sorgen um sie«, sagte Marge. »Sie kann anderen Menschen gut bei der Bewältigung ihrer Probleme

helfen, aber sie investiert so viel in ihren Beruf, dass für sie selbst nicht viel Zeit und Kraft übrig bleibt. Und das macht mir Angst. Denn es soll ihr gut gehen. Sie soll glücklich sein.« Marge starrte in die Ferne, beinahe als wolle sie in die Zukunft sehen. »Eines Tages findet sie hoffentlich jemand Neuen, jemanden, der sie so liebt wie ich. Jemanden, mit dem sie alt werden kann.«

Ich schluckte einen Kloß im Hals herunter. »Ja.«

»In New York hat sie steif und fest behauptet, sie will nie wieder mit jemandem zusammen sein. Und ich bin tatsächlich sauer geworden. Wir haben uns gestritten, und hinterher hatte ich ein

schlechtes Gewissen, aber –«

»Es ist alles sehr viel im Augenblick, Marge«, unterbrach ich sie sanft. »Sie versteht dich. Und sie kommt schon klar.« Falls Marge mir zugehört hatte, verriet sie es nicht.

»Weißt du, was mir noch Angst macht?«

»Nein, was?«

»Dass sie den Kontakt zu London verlieren wird. Sie liebt deine Tochter so! London ist ein wichtiger Grund, warum wir selbst Kinder wollten. Und jetzt …«

»Liz wird immer zur Familie gehören. Ich sorge dafür, dass sie eine große Rolle in Londons Leben spielt.«

»Was, wenn London nach Atlanta zieht?«, hakte Marge nach.

»Dann wird sie Liz trotzdem regelmäßig sehen«, beteuerte ich.

»Aber du hast sie nur jedes zweite Wochenende, stimmt's? Und vielleicht ein paar Wochen im Sommer.«

Ich schwieg kurz. »Wie das mit London gehen wird, weiß ich ehrlich nicht.« Vivian verhielt sich entgegenkommender und weniger launisch, seit sie von Marges Krankheit wusste. Andererseits war sie der unberechenbarste Mensch, den ich kannte, und ich scheute davor zurück, Versprechungen zu machen, die ich möglicherweise nicht halten konnte.

»Du musst um sie kämpfen«, sagte Marge drängend. »London sollte bei dir wohnen.«

»Das wird Vivian nicht zulassen. Und das Gericht sehr wahrscheinlich auch nicht.«

»Dann musst du dir was ausdenken. Denn ich sag dir, Mädchen brauchen ihren Vater. Schau Dad und mich an. Er mag ja nicht Weltmeister darin sein, Gefühle zu zeigen, aber ich wusste immer, dass er für mich da war. Und erinnere dich, was er für mich getan hat, als ich mich geoutet habe. Wir sind nicht mehr in die Kirche gegangen, du meine Güte! Er hat mich Gott vorgezogen, unserer Gemeinde, allen anderen. Und wenn du eines Tages nicht in Londons Nähe bist, falls sie an einem Scheideweg steht, wird sie sich von dir im Stich

gelassen fühlen.« Sie verstummte kurz, als sei sie außer Atem. »Jedenfalls ist sie jetzt daran gewöhnt, dass du ihre Hauptbezugsperson bist. Und du machst das super.«

»Ich gebe mir Mühe, Marge«, sagte ich.

Sie packte mich am Arm, ihre Stimme klang eindringlich. »Das reicht nicht. Du musst alles tun, um deinen Platz in Londons Leben zu behalten! Nicht als Wochenend- oder Urlaubspapi, sondern als Vater, der sie tröstet, wenn sie weint, ihr aufhilft, wenn sie stürzt, ihr bei den Hausaufgaben zur Seite steht. Der sie unterstützt, wenn sie nicht weiß, wie es weitergeht. Das braucht sie von dir.«

Ich betrachtete die leeren Straßen unter

uns im Halogenschein der Laternen.

»Ja, ich weiß«, sagte ich leise. »Ich hoffe nur, dass ich nicht versage.«

★

Am Sonntagvormittag wurde der Weihnachtsbaum geliefert, und London und ich schmückten ihn gleich, hängten Lichterketten über die Zweige und berieten uns über die genaue Platzierung jeder einzelnen Kugel. Als ich nachmittags Marge und Liz anrief und zu uns einlud, sagte Liz, sie könnten nicht kommen.

»Es war ein ziemlich schlimmer Tag.« Marge hatte am Freitag die zweite Chemotherapie erhalten, und dieses Mal

waren die Übelkeit und die Schmerzen schlimmer als beim ersten Mal. Marge war kaum in der Lage aufzustehen.

»Kann ich irgendwie helfen?«

»Nein danke«, gab sie zurück. »Deine Eltern sind schon fast den ganzen Tag hier.« Sie senkte die Stimme. »Für deinen Vater ist es ganz schrecklich, sie so zu sehen. Andauernd fällt ihm etwas ein, was er reparieren muss. Deine Mutter hat es schon so oft erlebt, dass sie wenigstens weiß, was sie zu erwarten hat. Er bemüht sich so, für Marge stark zu sein, aber es frisst ihn innerlich auf.«

Mir schoss durch den Kopf, was Marge oben auf dem Wasserturm gesagt hatte. Dass er als Vater immer für sie da sei.

Selbst jetzt, am Ende.

»Er ist ein toller Vater, Liz«, sagte ich. »Ich hoffe, ich kann auch nur halb so gut sein wie er.«

★

Am Montag konnte ich mich endlich um die Liste kümmern, die Vivian mir gegeben hatte. Vor lauter Arbeit und Sorge um Marge war sie völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Da Emily ebenfalls noch einiges besorgen musste, gingen wir zusammen von Geschäft zu Geschäft. So kurz vor Weihnachten hatte ich Angst, dass manches bereits ausverkauft wäre, aber zum Glück fand ich alles.

Mittags machten wir eine Pause. In dem Einkaufszentrum gab es ein kleines Café, doch obwohl das Essen gut roch, hatte ich wenig Appetit. Am Morgen hatte ich auf der Waage gesehen, dass ich abgenommen hatte, diesmal allein aus Kummer wegen Marge. Und damit war ich nicht allein; auch Liz verlor Gewicht, mein Vater wiederum ging neuerdings gebückt, und auf dem Gesicht meiner Mutter zeichneten sich mit jedem Tag tiefere Sorgenfalten ab.

Doch unser Leiden war nichts gegen das von Marge. Das Gehen wurde allmählich schmerzhaft für sie, und oft hatte sie schon Mühe, länger als eine Stunde wach zu bleiben. Wenn ich zu Besuch kam, saß

ich manchmal bei ihr im abgedunkelten Schlafzimmer und lauschte ihren selbst im Schlaf mühsamen Atemzügen. Hin und wieder wimmerte sie dann, und ich fragte mich, ob sie gerade träumte. Könnte sie nur etwas träumen, dachte ich mir, was sie zum Lächeln brachte …

Solche Gedanken beschäftigten mich ständig, sogar in Emilys Gesellschaft, egal wo. Als nun mein Essen kam, starrte ich ausdruckslos auf den Teller und stellte mir dabei Marges abgemagertes Gesicht vor. Nach einem einzigen Bissen schob ich den Teller von mir weg.

Wenn Marge nichts essen konnte, so glaubte ich wohl unbewusst, durfte ich es auch nicht tun.

★

»Du musst kommen«, sagte Marge ohne Einleitung am Telefon. Ein paar Minuten vorher hatte ich Emily nach Hause gebracht.

»Warum? Geht's dir gut?«

»Soll ich die Frage wirklich beantworten?«, sagte sie mit einem Anflug ihres alten sarkastischen Humors. »Aber ja, es geht mir besser, und ich möchte dich sehen.«

»Ich muss London bald von der Schule abholen. Und vorher noch die Geschenke nach Hause bringen.«

»Komm einfach her und lass die Geschenke hier. So findet London sie auch nicht.«

Als ich ein paar Minuten später vor ihrem Haus anhielt und anfing, die Einkäufe auszuladen, tauchte meine Mutter in der Tür auf. Selbst mit ihrer Hilfe musste ich zweimal laufen, bis das Auto leer war.

»Ich weiß gar nicht, wohin mit allem.« Ich betrachtete den Berg von Tüten. Brauchte London das wirklich alles?

»Ich verstaue sie in einem Schrank«, sagte meine Mom. »Geh schon rein. Marge wartet auf dich.«

Sie saß auf der Couch, wie üblich unter einer Decke. Die Vorhänge waren zugezogen. Die Lämpchen am Weihnachtsbaum erzeugten ein fröhliches Licht, aber in den Tagen, seit

wir uns zuletzt gesehen hatten, schien Marge um Jahre gealtert zu sein. Ihre Wangenknochen traten scharf unter den Augenhöhlen hervor, und ihre Arme waren dünn und schlaff. Ich bemühte mich, mir meine Bestürzung nicht anmerken zu lassen, und setzte mich neben sie.

»Die letzten Tage waren hart, habe ich gehört.« Ich räusperte mich.

»Es ging mir schon besser, so viel ist sicher. Das Schlimmste ist zwar vorbei, aber …« Sie verzog den Mund zu einem Lächeln. »Schön, dass du da bist, ich muss mit dir reden.« Die Worte zu formulieren war offenbar mühsam für sie. »Emily hat vorhin angerufen.«

»Emily?«

»Ja, du erinnerst dich an sie, oder? Wunderschöne Haare, hat einen fünfjährigen Sohn – die Frau, die du liebst? Jedenfalls macht sie sich Sorgen um dich. Du isst angeblich nichts.«

»Sie hat *dich* angerufen?« Verärgerung stieg in mir auf. Jetzt wollte Marge sich um *meine* Gesundheit kümmern?

»Ja, weil ich sie gebeten hatte, ein Auge auf dich zu haben und mir zu berichten, wie es dir geht«, sagte Marge in dem Kommandoton, den ich noch aus meiner Kindheit kannte. »Weshalb du auch herkommen solltest.« Sie musterte mich kritisch. »Wenn du heute Abend nicht mal anständig isst, werde ich ernsthaft

böse.«

»Wann hast du dieses ›ein Auge auf ihn haben‹ in Auftrag gegeben?«, wollte ich wissen.

»Als ihr die Weihnachtsbäume gekauft habt.«

»Du hast doch wohl wirklich andere Sorgen, Marge.« Mir war bewusst, wie beleidigt ich klang.

»Genau da irrst du dich«, sagte sie. »Das lasse ich mir von dir nicht nehmen.«

★

Dienstag, der zweiundzwanzigste Dezember, war Londons letzter Schultag vor den Ferien, und diese Zeit wollte ich zum Verpacken der Geschenke nutzen.

Marge hatte gefragt, ob sie mir helfen dürfe, da die Sachen ohnehin bei ihr standen.

Als ich morgens ins Haus trat, war mein erster Gedanke, dass Marge besser aussah als am Tag zuvor. Gleichzeitig ärgerte es mich, dass ich jetzt bei jeder Begegnung mit ihr solch eine Feststellung machte und, je nachdem, wie sie ausfiel, meine Hoffnungen genährt oder zerstört wurden.

An dem Tag war Liz bei ihr, und sie verbreitete eine künstliche gute Laune, als wir mit den Geschenken in die Küche kamen. Auf Marges Bitte hin kochte sie uns heiße Schokolade, dick und schaumig, doch am Ende trank meine

Schwester nur wenig davon.

Nachdem sie ein paar kleinere Gegenstände verpackt hatte, lehnte Marge sich zurück und überließ Liz und mir den Rest.

»Ich bin immer noch nicht begeistert, dass du dich bei Emily nach mir erkundigst«, meckerte ich.

Trotz ihres Zustands genoss Marge mein Unbehagen sichtlich, wie man an dem Glanz in ihren Augen erkannte. »Deshalb habe ich dich auch nicht um Erlaubnis gefragt. Und falls es dich interessiert, wir haben nicht nur darüber gesprochen.«

Das klang nicht gut. »Worüber denn noch?«

»Geht dich nichts an«, sagte sie. »Erst mal will ich wissen, ob du gestern Abend was gegessen hast. Vollständiger Bericht, bitte.«

»Es gab Steaks.« Ich seufzte. »Und Kartoffelbrei.«

»Gut«, sagte sie zufrieden. »Und hast du dich mit Vivian noch mal über Weihnachten unterhalten? Sie kommt nach Charlotte, richtig?«

In meiner Familie war es Tradition, sich an Heiligabend bei meinen Eltern zu versammeln. Meine Mutter kochte etwas Schönes, und hinterher durfte London die Geschenke der Verwandtschaft öffnen. Am ersten Feiertag waren Vivian, London und ich immer bei uns zu Hause.

»Die Einzelheiten haben wir noch nicht besprochen«, sagte ich. »Sie kommt erst morgen. Dann überlegen wir weiter.«

»Wahrscheinlich musst du etwas für sie besorgen«, meinte Marge. »London zuliebe, damit sie ihre Mutter auch Geschenke auspacken sieht. Muss ja nichts Großes sein.«

»Du hast recht, daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Was bekommt Emily von dir?«

»Weiß ich noch nicht«, gestand ich.

»Noch keine Idee? Es wird aber langsam Zeit.«

»Ach, keine Ahnung.« Ich sah Marge und Liz an, in der Hoffnung, dass sie mich inspirieren würden. »Einen Pulli

vielleicht? Oder eine hübsche Jacke?«

»Das kannst du zusätzlich kaufen, aber sie hat mir erzählt, was sie dir schenkt, deshalb musst du dir ein bisschen mehr Mühe geben.«

»Schmuck oder so?«

»Wenn du willst … Darüber würde sie sich bestimmt auch freuen. Aber ich meinte eher etwas, das von Herzen kommt.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel«, wiederholte sie gedehnt, »einen Brief.«

»Was für einen Brief?«

Marge zuckte die Achseln. »Schreib ihr, wie viel dir die letzten Monate mit ihr bedeutet haben. Dass sie einen festen

Platz in deinem Leben hat. Sag ihr …« Marges Miene erhellte sich. »Dass sie es bitte noch mal mit dir probieren soll.«

Ich wand mich. »Sie weiß doch schon, wie ich für sie empfinde. Das sage ich ihr andauernd.«

»Schreib ihr trotzdem einen Brief«, drängte Marge. »Glaub mir. Du wirst froh darüber sein.«

★

Ich befolgte Marges Ratschläge. Mit London im Schlepptau fuhr ich direkt von der Schule zum Einkaufszentrum, wo ich ein paar Geschenke für Vivian fand: ihr Lieblingsparfüm, einen Schal, einen neuen Roman von einem Autor, den sie

mochte. Außerdem kaufte ich eine bestickte Seidenjacke für Emily, die wunderbar zu ihrem dunklen Typ und ihrem etwas künstlerischen Stil passte, und dazu eine Goldkette mit einem Smaragdanhänger, der ihre Augenfarbe betonen würde. Später, als London schlief, setzte ich mich an den Küchentisch und verfasste einen Brief. Ich brauchte mehr als einen Anlauf; zwar gehörte das Worteschmieden auch zu meinem Beruf, aber von Herzen zu schreiben war etwas gänzlich anderes, und es fiel mir schwer, den Mittelweg zwischen echter Emotion und rührseliger Sentimentalität zu finden.

Am Ende war ich zufrieden mit dem

Brief und dankbar für Marges Vorschlag. Ich steckte ihn in einen Umschlag und wollte gerade Papier und Stift zurück in die Schublade legen, als mir schlagartig klar wurde, dass ich noch nicht fertig war.

Bis weit nach Mitternacht schrieb ich auch Marge einen Brief.

★

Vivian traf kurz nach Mittag ein, nicht lange, nachdem ich Emily ihre Geschenke vorbeigebracht hatte. Da der Baum bereits fertig war, hatten London und ich am Vormittag den Kaminsims dekoriert und die Weihnachtsstrümpfe aufgehängt. London war stolz, alt genug

zum Helfen zu sein.

Ich ließ Vivian zunächst ein Weilchen mit ihr allein, dann bedeutete ich ihr, dass ich mit ihr reden wolle. Während London im Wohnzimmer fernsah, zogen wir uns in die Küche zurück. Auf meine Frage, was sie an den Feiertagen vorhabe, sah sie mich verdutzt an.

»Fahren wir denn nicht zu deinen Eltern, wie immer? Es wird vielleicht ein bisschen seltsam, bei allem, was passiert ist. Aber es ist Marges letztes Weihnachtsfest, und ich möchte, dass London es mit ihr und der Familie verbringt. Deshalb bin ich doch überhaupt gekommen.«

Obwohl wir uns nicht mehr liebten,

dachte ich mir, gab es immer noch Momente, die mich daran erinnerten, warum ich Vivian geheiratet hatte.

★

Heiligabend und der erste Feiertag verliefen mehr oder weniger wie immer.

Anfangs war die Atmosphäre natürlich etwas steif. Alle waren höflich zueinander und küssten und umarmten sich reihum. Doch als ich mein erstes Glas Wein getrunken hatte, war bereits zu merken, dass das alleinige Ziel für jeden darin bestand, den Abend möglichst schön zu gestalten, für London – und für Marge.

Vivian gefielen meine Geschenke, und

sie hatte mir ein Fitnessarmband und Laufkleidung gekauft. Marge und Liz bestaunten die Vase, die London ihnen getöpfert hatte, besonders die Farben, in denen sie die Fische gemalt hatte. Tränen glitzerten in ihren Augen, als sie die gerahmten Fotos aus New York auspackten, und den Umschlag mit meinem Brief nahm meine Schwester mit einem zarten Lächeln entgegen. London bekam viel Barbie-Zubehör, und später legten wir traditionsgemäß den Film *Ist das Leben nicht schön?* ein, während London mit ihrem neuen Spielzeug beschäftigt war.

Das einzig Bemerkenswerte an diesem Abend fand nach dem Öffnen der

Geschenke statt. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Marge und Vivian aus dem Wohnzimmer in den Flur traten. Das leise Murmeln ihrer Stimmen war hinter der halb geschlossenen Tür kaum zu hören.

Es war eigenartig, die beiden so vertraut miteinander reden zu sehen, aber ich wusste genau, was vor sich ging.

Wie wir alle wollte Vivian sich verabschieden.

★

Am nächsten Tag ließ ich London und Vivian wieder ein wenig allein. Zu dem Zeitpunkt waren wir achtundvierzig Stunden fast ununterbrochen zusammen

gewesen, und wenn ich eine Pause von Vivian brauchte, dann ging es ihr sicherlich genauso. Freundlichkeit, ganz zu schweigen von erzwungener Fröhlichkeit, war mitten in einem Scheidungsverfahren für alle Beteiligten nicht leicht aufrechtzuerhalten.

Ich simste Emily, ob ich vorbeikommen dürfe, und erhielt sofort die Rückmeldung, dass ich willkommen sei. Sie habe ein Geschenk für mich.

Noch bevor ich aus dem Auto gestiegen war, sprang sie von der Veranda auf mich zu. Sie schlang die Arme um mich, und wir hielten uns lange im blassen Sonnenlicht eines kühlen Dezembertags fest.

»Danke für den Brief«, flüsterte sie. »Er ist ganz wunderschön.«

Dann folgte ich ihr ins Haus und schlängelte mich um ein Durcheinander aus neuem Spielzeug und zerrissenem Geschenkpapier, in dessen Mitte Bodhis neues Fahrrad stand. Emily zog ein flaches, rechteckiges Päckchen unter dem Weihnachtsbaum hervor.

»Eigentlich wollte ich es dir schon vorher geben, aber weil Vivian da ist, fand ich es besser, es hier zu machen.«

Schnell hatte ich das Papier entfernt, und als ich sah, was sich darunter verbarg, war ich so überwältigt, dass mir die Worte fehlten.

»Ich habe es rahmen lassen, aber du

kannst es natürlich auch anders machen«, sagte Emily schüchtern. »Ich war nicht sicher, wo du es hinhängen willst.«

»Das ist unglaublich«, stieß ich endlich hervor, ohne den Blick abwenden zu können. Emily hatte den Schnappschuss von mir und London beim Tanzen abgemalt, aber irgendwie wirkte es noch echter, noch lebendiger als das Foto. Es war das mit Abstand bedeutungsvollste Geschenk, das ich je bekommen hatte, und als ich die Arme um Emily schlang, begriff ich plötzlich, warum Marge so darauf gedrängt hatte, dass ich ihr den Brief schrieb.

Sie hatte gewusst, dass Emily mir etwas Persönliches schenkte, und sicherstellen

wollen, dass ich nicht dahinter zurückstand. Wieder einmal hatte Marge auf mich aufgepasst.

★

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu. Vivian fuhr zurück nach Atlanta. Ich verbrachte den Großteil meiner Zeit mit London. Marge und Liz besuchte ich jeden Tag – meiner Schwester ging es den Umständen entsprechend gut, und wir hofften weiter –, und dreimal traf ich Emily, wenn auch zweimal zusammen mit den Kindern. Nur an Silvester gingen wir allein aus, zum Essen und Tanzen.

Um Mitternacht hätte ich sie beinahe geküsst. Sie küsste mich ebenfalls

beinahe, und wir mussten beide lachen.

»Bald«, sagte ich.

»Ja, bald.«

Und doch, so romantisch dieser Augenblick war, die Realität drängte sich unaufhaltsam dazwischen.

2015 glaubte ich, alles verloren zu haben.

2016, so ahnte ich, sollte ich noch mehr verlieren.

Kapitel 25

Um der alten Zeiten willen

Marges New-York-Reise mit Liz war nicht ihr erster romantischer Coup. Ungefähr nach fünf Jahren Beziehung hatte sie Liz mit einer ausgefeilten Schnitzeljagd am Valentinstag überrascht.

Als Marge mir damals von ihren Plänen erzählte, war ich zugegebenermaßen perplex, weil sie so gar nicht zu der Schwester passten, die ich kannte. Immerhin war sie Wirtschaftsprüferin, und Verallgemeinerungen mögen ja unfair sein, aber auf mich hatte sie immer mehr den

Eindruck einer neunmalklugen Pragmatikerin gemacht als den einer romantischen Liebenden.

Doch obwohl sie diese Seite an sich selten zur Schau stellte, konnte sie eindeutig damit glänzen. Die Schnitzeljagd jedenfalls erwies sich als meisterhaft geplantes Werk. Im Gegensatz dazu war New York ein Klacks.

Das Kernstück dieser Überraschung zum Valentinstag bestand aus zehn Rätseln, die in Reimen verfasst waren und die die jeweiligen Hinweise enthielten. Ein Beispiel:

Liebe Liz, nur dir allein,
soll der Tag gewidmet sein.

Los geht's, wo morgens und abends
du stehst,

bevor zur Arbeit oder schlafen du gehst.

Ein Blick nach links, dort findet sich der erste Fingerzeig für dich.

Als erste Etappe hatte Marge einen kleinen Schlüssel neben den Badezimmerspiegel geklebt, der zu einem Postschließfach gehörte. In diesem Fach befand sich das nächste Rätsel und so weiter. Manche Hinweise waren schwieriger zu entschlüsseln als andere. Einmal musste Liz ein Glas Sekt austrinken, um einen zu finden, da er unten in den Kelch geklebt war. Damals war ich baff über Marges Einfallsreichtum und Kreativität.

Im Rückblick allerdings erstaunt mich Marges aufwendige Schnitzeljagd nicht mehr,

auch nicht die sorgsame Ausarbeitung. Ich halte das nicht mehr für untypisch. Denn Konzepte für das Glück anderer entwerfen, das konnte sie am besten.

Meine Schwester hatte immer einen Plan – vor allem für jene, die sie liebte.

★

Meine Erinnerungen an den Anfang des Jahres 2016 beschränken sich vornehmlich auf einige eindringliche Augenblicke vor dem Hintergrund meines alltäglichen Daseins.

Dieses bestand aus Arbeit an den Werbekampagnen, Londons Betreuung, meiner täglichen Joggingrunde und Emily. Ohne die abendlichen Telefonate

und gelegentlichen Verabredungen mit ihr hätte ich nicht durchgehalten. Die regelmäßige Struktur meiner Tage diente auch als Ablenkung von den extremen Hochs und Tiefs, die diesen Abschnitt meines Lebens ebenfalls prägten. Sicherlich habe ich im Laufe der Zeit mehr vergessen, als mir in Erinnerung ist. Manches wollte ich auch unbedingt vergessen.

Doch anderes wird mich ewig begleiten.

★

Gegen Ende der ersten Woche im neuen Jahr unterzog Marge sich weiteren Tests. Ins Krankenhaus fuhr sie mit Liz allein,

doch meine Eltern und ich stießen zu ihnen, als die Ergebnisse vorlagen.

Wir trafen den Arzt in seinem Sprechzimmer gegenüber der Klinik. Er saß an einem schweren Holzschreibtisch, auf dem neben einem hohen Stapel Unterlagen ein paar Familienfotos standen. Die Wände waren mit Regalen voller Bücher und dem üblichen Sortiment an gerahmten Zeugnissen und Auszeichnungen gesäumt. Das einzig aus dem Rahmen Fallende war ein großes gerahmtes Poster von *Patch Adams*. An den Film erinnerte ich mich nur schwach, es ging um einen von Robin Williams gespielten netten, fürsorglichen und lustigen Arzt, und ich überlegte, ob Dr.

Patel wohl danach strebte, wie er zu sein.

War in diesem Raum jemals etwas Humorvolles gesagt worden? Lachte je ein Patient, wenn er mit seinem Onkologen sprach? Konnte ein Witz den Schrecken mindern?

Unserem Eindruck nach ging es Marge etwas besser. Seit den Feiertagen hatte sie mehr Energie, und die Schmerzen schienen weniger stark zu sein. Selbst das Atmen fiel ihr leichter. Das alles hätte doch auf gute Nachrichten hindeuten sollen. Ich sah die Hoffnung in den Mienen meiner Eltern; mir fiel auf, wie zuversichtlich Liz Marges Hand hielt.

Marge allerdings wirkte nicht hoffnungsvoll. Sie strahlte etwas

Resigniertes aus, sobald sie Platz genommen hatte, und in dem Moment wusste ich mit Bestimmtheit, dass sie an diesem Nachmittag die Einzige wäre, die keine Träne vergießen würde. Während wir anderen noch in unterschiedlichen Phasen der Trauer feststeckten – Leugnen, Zorn, Verhandeln, Depression –, war Marge bereits bei Akzeptanz angelangt.

Noch bevor der Arzt ein einziges Wort gesagt hatte, wusste sie, dass der Krebs sein Wachstum nicht verlangsamt hatte.

★

»Bitte frag mich nicht, wie es mir geht«, sagte Marge. »Mom und Dad sind gerade

gegangen, und Mom hat mich das immer wieder gefragt. Dad will andauernd wissen, was noch repariert werden muss. Am liebsten hätte ich gesagt, *ich*, aber wahrscheinlich fänden sie das nicht lustig.« Wir saßen auf Marges Sofa, wie es uns zur Gewohnheit geworden war, und starrten auf die leere Stelle, wo der Weihnachtsbaum gestanden hatte. Mein Vater hatte ihn ein paar Tage zuvor entfernt, aber die Möbel waren noch nicht wieder umgestellt, sodass die Ecke kahl war.

»Es ist ein harter Tag für sie«, sagte ich. »Sie geben sich wirklich Mühe.«

»Das weiß ich ja. Und ich freue mich sehr, dass Dad oft kommt. So viel haben

wir uns seit Jahren nicht unterhalten, und zwar nicht nur über Baseball.« Sie stieß einen Atemzug aus, dann zuckte sie plötzlich zusammen. Eine Schmerzwelle – irgendwo, überall – ließ kurz ihren gesamten Körper verkrampfen.

»Brauchst du etwas?« Ich fühlte mich hilfloser als je zuvor.

»Ich habe gerade eine Tablette genommen. An sich habe ich nichts gegen die Pillen, außer dass sie mich müde machen. Und natürlich helfen sie nicht so gut, wie ich mir das wünsche. Sie dämpfen den Schmerz ein bisschen, aber mehr auch nicht. Jedenfalls …« Sie schielte Richtung Küchentisch, wo Liz

mit London malte, und sprach mit gesenkter Stimme weiter. »Ich habe Liz gesagt, dass ich keine Chemo mehr will.« Ihre Miene war düster, aber entschlossen. »Sie hat sich ziemlich aufgeregt.«

»Sie hat eben Angst. Aber hältst du das wirklich für die richtige Entscheidung?«

»Du hast den Arzt doch gehört! Es funktioniert nicht. Und mir geht es davon noch schlechter. Ich kann nur spucken und schlafen, und meine Haare fallen aus. Nach der Behandlung bin ich ganze Tage lang nicht zu gebrauchen, und so viele habe ich nicht mehr.«

»Sag das nicht«, bat ich.

»Tut mir leid, ich weiß, dass du das

nicht hören willst.« Marge kniff die Augen zu und krümmte sich unter einem weiteren Schmerzanfall, der für mein Empfinden viel zu lange dauerte. »London weiß vermutlich noch nicht, dass ich krank bin?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie weiß ja noch nicht einmal, dass Vivian und ich uns scheiden lassen.«

Marge schlug die Augen auf. »Es wird aber Zeit, es ihr zu sagen, findest du nicht?«

Ich gab keine Antwort, weil ich nicht wusste, wo anfangen. Es war alles zu viel für eine Sechsjährige: die Scheidung und Marges Krankheit, ein Umzug, vielleicht sogar bis nach Atlanta, ohne ihren Vater

und ihre Freunde.

Damit wollte ich London nicht belasten. Ich wollte ja nicht einmal selbst damit belastet sein. Als ich die Tränen in den Augen brennen spürte, legte Marge ihre Hand auf meine. »Ist schon gut«, tröstete sie.

»Nein, nichts ist gut. *Gar* nichts ist gut.« Meine Stimme brach. »Was wird mit London? Was wird mit dir?«

Sie drückte meine Hand. »Ich spreche mit London über meine Erkrankung, okay? Also mach dir darüber keine Gedanken. Was das andere betrifft, habe ich dir meine Meinung schon gesagt.«

»Was, wenn ich es nicht schaffe? Was, wenn ich dich enttäusche?«

»Wirst du nicht. Ich glaube an dich.«

»Warum?«

»Weil ich dich besser kenne als jeder andere«, sagte sie. »Genau wie du mich.«

★

Am folgenden Freitag, es war Mitte Januar, kam Vivian London abholen. Als ich sie darauf ansprach, dass es doch langsam Zeit sei, London von der bevorstehenden Scheidung zu erzählen, schlug sie vor, es auf Sonntag zu verschieben. Sie wolle London nicht das Wochenende ruinieren.

Am Samstag fand der Tag der offenen Tür in meinem Haus statt, und wie versprochen erschienen Marge und Liz

und unterhielten sich unüberhörbar vor potenziellen Käufern über die Vorzüge des Hauses. Hinterher teilte meine Maklerin mir am Telefon mit, besonders ein Ehepaar aus Louisville sei ernsthaft interessiert.

»Übrigens, an Ihrer Schwester ist eine Schauspielerin verloren gegangen«, bemerkte sie noch.

Am Sonntagabend schließlich, als Vivian und London aus Atlanta zurück waren, setzten wir uns mit unserer Tochter an den Küchentisch und brachten ihr sanft die Nachricht bei.

Wir bemühten uns, das Gespräch für eine Sechsjährige verständlich zu halten, beteuerten, dass wir sie beide immer und

ewig lieben würden und immer für sie da seien. Dass unsere Trennung nichts mit ihr zu tun habe.

Wieder übernahm hauptsächlich Vivian das Reden. Sie war liebevoll und traf meiner Ansicht nach den richtigen Ton, dennoch brach London in Tränen aus. Vivian hielt sie im Arm und küsste sie.

»Ihr sollt euch nicht scheiden lassen«, bettelte London.

»Ich weiß, dass es schwer ist, mein Schatz, und es tut uns sehr leid.«

»Warum könnt ihr nicht einfach zusammen glücklich sein?« Immer noch schluchzte sie. Ihre kindliche Verständnislosigkeit löste solche Schuldgefühle bei mir aus, dass ich mich

selbst verachtete.

»Manchmal klappt es einfach nicht«, versuchte ich zu erklären, doch selbst in meinen eigenen Ohren klangen die Worte hohl.

»Verkauft ihr deshalb das Haus?«

»Leider ja, meine Kleine.«

»Aber wo soll ich dann wohnen?«

Bei dieser Frage schnellte mein Blick zu Vivian, stumm warnte ich sie davor, etwas zu sagen. Ihre Miene war trotzig, aber sie verkniff sich die Antwort.

Ich legte London eine Hand auf den Rücken. »Das überlegen wir noch. Und ich verspreche dir, dass deine Mom und ich uns beide um dich kümmern werden.«

Irgendwann beruhigte London sich etwas, obwohl sie immer noch sichtlich verwirrt und aufgewühlt war. Vivian brachte sie ins Bett. Als sie die Treppe herunterkam, fing ich sie ab.

»Wie geht es ihr?«, fragte ich.

»Sie ist traurig und durcheinander, aber laut meiner Psychologin ist das ganz normal. Auf Dauer wird sie keinen Schaden davontragen, solange man die Scheidung nicht erbitterter durchzieht als nötig. Darunter leiden die Kinder am meisten, und das darf man ihr nicht antun.«

Ich verbiss mir eine Entgegnung – nicht ich war derjenige, der hier etwas erbittert durchzog –, weil es keinen Sinn

hatte.

Da die Limousine und der Jet warteten, brach Vivian auf, blieb aber in der Tür noch einmal stehen. »Ich weiß, dass es gerade kein guter Moment ist, wegen Marge und allem. Aber wir müssen unsere Vereinbarung möglichst bald über die Bühne bringen. Du musst unterschreiben, damit wir zu einem Ende kommen können.« Und damit war sie weg.

Ich schluckte meine Wut hinunter und ging zu London.

Sie lag mit roten Augen im Bett und sah mich kaum an.

Nachts machte sie zum ersten Mal seit Jahren wieder ins Bett.

★

In den Tagen danach war sie merklich bedrückt und verbrachte mehr Zeit in ihrem Zimmer als üblich. Das Bettnässen setzte sich fort, wenn auch nicht jede Nacht, sondern nur noch zwei Mal, und sie wollte auch nicht mehr die Geschichte von der Arche Noah vorgelesen bekommen. Einen Gutenachtkuss durfte ich ihr zwar geben, aber sie schlang mir nicht mehr die Arme um den Hals.

Auf Marges Rat hin sprach ich mit ihrer Lehrerin. Diese versicherte mir, ihr sei nichts weiter aufgefallen, abgesehen von einem Vorfall am Trinkbrunnen. London habe sich Wasser auf die Bluse gespritzt und sei sofort in Tränen ausgebrochen.

Sie sei untröstlich gewesen und habe sich weder von ihrer Lehrerin noch von ihren Klassenkameraden beruhigen lassen.

Mit anderen Worten, meine Tochter hatte zu kämpfen. Nach ihrer Klavierstunde am Dienstag schlug ich spontan vor, ein Eis essen zu gehen, doch ihre Reaktion war verhalten. Sie leckte dann im Auto auch nur ein paarmal daran und ließ den Großteil auf die Sitze tropfen. Als sie später spielte, hörte ich, wie sie Barbie zu Ken sagen ließ: »Ich will nicht mit Mommy in Atlanta wohnen. Ich will hier bei Daddy bleiben. Daddy ist lustig, und wir haben Dates, und kochen darf ich auch. Und ich will jeden Tag mit Bodhi spielen und Nana und Papa und

Tante Marge und Tante Liz besuchen.«

An jenem Abend konnte ich nicht einschlafen, weil ich die Szene immer wieder vor meinem geistigen Auge sah. Marge hatte recht, dachte ich. Davon ermutigt, rief ich am nächsten Morgen Taglieri an und machte deutlich, dass ich alles tun würde, damit London bei mir leben könne.

Am selben Tag informierte mich die Maklerin, dass es ein Angebot für das Haus gebe.

★

»Tja, du hast auf jeden Fall in ein Wespennest gestochen«, sagte Taglieri. Es war Mittwoch, fünf Tage nach

meinem Anruf bei ihm, und er hatte mich in seine Kanzlei gebeten. Unruhig rutschte ich auf dem Stuhl herum. »Ich habe gestern einen Brief von Vivians Anwältin erhalten.«

»Und?«

»Wenn du dich entscheidest, das Sorgerecht mit ihr auszukämpfen, wird es sehr unschön. Im Prinzip hat die Anwältin mir gedroht, dass sie mit allen Mitteln versuchen werden, dich vor Gericht als schlechten Vater darzustellen.«

Ich erbleichte. »Was heißt das?«

»Zuerst mal soll London von einem Psychologen auf ihre Bedürfnisse und Vorlieben untersucht werden. Das hatte

ich gleich zu Anfang schon mal erwähnt, falls du dich erinnerst. Weil sie noch so klein ist, bringt das meiner Meinung nach im Allgemeinen nicht viel, aber die andere Seite hofft auf ein für ihr Anliegen vorteilhaftes Gutachten. Manche der Anschuldigungen sind albern. Zum Beispiel behaupten sie, du ernährst London nicht gesund, weil sie manchmal zuckerhaltiges Junkfood bekommt. Und angeblich bist du schuld, dass London aus der Ballettgruppe geworfen wurde, weil du sie nicht regelmäßig hingebracht hast. Es gibt allerdings auch Vorwürfe, die der Psychologe auf einer tieferen Ebene erforschen könnte.«

»Was denn zum Beispiel?« Mir wurde

leicht übel, als Taglieri mir die Möglichkeiten aufzählte.

»Dass du London in eine Beziehung mit deiner neuen Freundin zwingst, bevor sie bereit dazu ist.«

»Emilys Sohn Bodhi ist Londons bester Freund!«

»Mir musst du das nicht sagen. Und hoffentlich wird der Psychologe das bestätigen. Aber man weiß es immer erst, wenn das Gutachten bei Gericht vorliegt.« Er hielt kurz inne. »Eine etwas schwerwiegendere Anschuldigung lautet, dass du London in Gefahr gebracht hast, indem du sie gedrängt hast, mit dem Fahrrad einen Berg runterzufahren, obwohl sie noch unerfahren war. Und

dass du Vivian nicht sofort benachrichtigt und ihr gegenüber Londons Verletzungen bewusst verharmlost hast, um deine Unfähigkeit zu verschleiern.«

»So … so war das doch gar nicht!«, stammelte ich. Mir schoss das Blut in den Kopf. »Vivian weiß genau, dass ich London niemals absichtlich in Gefahr bringen würde!«

Taglieri hob beschwichtigend eine Hand. »Ich informiere dich nur über den Inhalt des Briefes. Eine Sache wäre da noch, und jetzt musst du bitte ruhig bleiben, ja?«

Ich ballte die Hände zu Fäusten und spürte die Adern in den Schläfen pochen.

»Die Anwältin erwähnt, dass du ›Dates‹

mit deiner Tochter vereinbarst. Dass sie sich wie eine Erwachsene schick macht und ihr beide zusammen ausgeht.«

»Ja, und?«

»Russ …« Taglieri sah mich gequält an. »Es ist ekelhaft, aber sie deutet an, dass dein Verhältnis zu London möglicherweise *ungesund* ist.«

Ich brauchte eine Sekunde, um die Unterstellung zu begreifen. Als der Groschen fiel, verschlug es mir den Atem.

O mein Gott … das hätte Vivian doch niemals getan, in einer Million Jahren nicht …

Mir wurde schwindlig, und schwarze Punkte tanzten mir vor den Augen. Ich

war entsetzt, abgestoßen, wütend – aber selbst diese Worte waren nicht stark genug, um meine Gefühle zu beschreiben.

»Die Andeutung ist nur versteckt«, sagte Taglieri. »Aber dass es überhaupt in dem Brief erwähnt wird, beunruhigt mich. Zumindest signalisiert es, dass sie bereit sind, ein sehr negatives, wenn nicht gar widerwärtiges Bild von dir zu zeichnen.«

Taglieris Worte waren kaum zu verarbeiten. So etwas würde Vivian nicht tun, wie konnte sie das auch nur anklingen lassen?

»Ich rufe die Anwältin später an, weil wir solche indirekten Drohungen nicht einfach ignorieren können. Es ist ein

Einschüchterungsversuch, und zudem ist es irrsinnig unprofessionell. Gleichzeitig bekommen wir dadurch aber eine Ahnung, wie weit Vivian unter Umständen zu gehen bereit ist. Und wenn der Fall vor Gericht landet, muss klar sein, dass man nie weiß, wie ein Richter entscheiden wird.«

»Was soll ich tun? Ich weiß, dass London bei mir leben will.«

»Wie gesagt, lass mich mit der Anwältin sprechen. Aber das Beste wäre, wie ich schon zu Anfang gesagt habe, wenn du und Vivian euch einigt. Denn als dein Anwalt muss ich dir sagen, dass ich nicht sonderlich optimistisch bin, was deine Chancen in dieser Sache angeht.«

Den Rest des Tages taumelte ich herum, als hätte ich einen Boxhieb erhalten.

Ich fuhr nicht ins Büro. Ich fuhr nicht nach Hause. Ich fuhr nicht zu Marge oder Liz oder meinen Eltern.

In meinem fassungslosen Zorn wollte ich mit niemandem reden. Stattdessen simste ich Emily, ob sie London von der Schule abholen und auf sie aufpassen könne, bis ich zurückkäme. Sie fragte, was passiert sei, aber ich konnte nicht antworten. *Ich muss ein paar Stunden allein sein*, antwortete ich. *Danke*.

Dann stieg ich ins Auto und fuhr los.

Dreieinhalb Stunden später parkte ich den Wagen am Wrightsville Beach.

Der Himmel war bedeckt, der Wind beißend. Ich ging stundenlang am Strand spazieren, und währenddessen kreisten meine Gedanken unablässig um London und Marge und Vivian. Ich schwankte zwischen Wut und Bestürzung, Traurigkeit und Entsetzen, und als ich schließlich wieder ins Auto stieg, waren meine Wangen vom Wind gerötet und meine Seele betäubt. Obwohl ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, verspürte ich keinen Hunger.

Lange nach Einbruch der Dunkelheit kam ich in Charlotte an und holte London ab. Ich brachte nicht die Energie auf, mit Emily zu sprechen; noch gab es so vieles, das ich nicht in Worte fassen

konnte.

★

Marge war es, an die ich mich schließlich wandte, hauptsächlich, da sie mir keine andere Wahl ließ.

Es war der letzte Freitag im Januar, und ich war bei ihr, während meine Mutter in der Apotheke ein Medikament abholte. Mittlerweile war der Krebs so weit fortgeschritten, dass wir Marge nicht einmal mehr für eine kurze Zeit allein lassen wollten. Im Wohnzimmer brannte nur eine Tischlampe, und auf Marges Wunsch waren die Vorhänge zugezogen. Sie behauptete, helles Licht schmerze ihr in den Augen, doch ich kannte die

Wahrheit: Wir sollten nicht so deutlich sehen, wie krank sie wirklich war. Da ihr so viele Haare ausgefallen waren, trug sie mittlerweile eine Baseballkappe. Trotz der Wolldecke war ihr Gewichtsverlust deutlich an ihren knochigen Händen und dem dünnen Hals zu erkennen. Ihre Atmung klang rasselnd, und sie litt unter langen Husten- und Würgeanfällen, die meine Mutter und Liz in Panik versetzten. Dann klopften sie ihr auf den Rücken, um den Schleim zu lösen, der oft blutig herauskam. Marge schlief über sechzehn Stunden am Tag und hatte seit zwei Wochen das Haus nicht mehr verlassen. Die Metastasen im Gehirn beeinträchtigten ihre rechte Körperseite,

als hätte sie einen Schlaganfall gehabt.

Und doch fand ich sie, als ich nun neben ihr saß, so schön wie eh und je.

»Emily war gestern hier«, sagte sie langsam und angestrengt. »Ich mag sie sehr, Russ. Und du bedeutest ihr wirklich viel. Ruf sie an.« Sie sah mich streng an. »Du musst mit ihr reden, ihr sagen, was mit dir los ist. Sie macht sich Sorgen.«

»Warum war sie denn hier?«

»Weil ich sie darum gebeten habe. Ich wollte mich mit der Frau unterhalten, die mein Bruder liebt.« Sie grinste gequält. »So habe ich sie genannt. Ich glaube, das hat ihr gefallen.«

Ich musste lächeln. Trotz ihres Verfalls war Marge immer noch Marge.

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: »Ich glaube, es wird auch Zeit, mit London zu reden.«

»Wann?«

»Könntest du morgen oder übermorgen mit ihr vorbeikommen?«

»Da ist sie mit Vivian in Atlanta.«

»Wie wäre es dann mit heute nach der Schule?«

Auf ihre eigene Weise teilte meine Schwester mir mit, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb.

Plötzlich konnte ich nicht mehr schlucken. »Ist gut«, flüsterte ich.

»Und Vivian will ich auch sehen. Kannst du das arrangieren?«

Bei ihrem Namen verkrampfte sich

mein Magen, und ich wandte den Kopf ab. So wütend und gekränkt, wie ich immer noch war, vermochte ich kaum den Gedanken an sie zu ertragen, geschweige denn die Vorstellung, sie um einen Besuch bei meiner sterbenden Schwester zu bitten. Marge bemerkte meinen Gesichtsausdruck, ließ aber nicht locker.

»Bitte, das musst du für mich tun.«

»Ich simse ihr«, sagte ich. »Aber ich weiß nicht, ob sie kommen wird. Normalerweise hat sie einen straffen Zeitplan.«

Marge blinzelte, und ich stellte fest, dass ihr die Augenlider schwer wurden. »Sag ihr, dass es mir wichtig ist.«

Also holte ich mein Handy und schrieb eine SMS, auf die Vivian fast unmittelbar antwortete. *Natürlich. Sag Marge, ich bin gegen fünf da.*

Als ich meiner Schwester Bescheid gegeben hatte, schloss sie die Augen. Ich dachte schon, sie schliefe ein, dann aber schlug sie die Augen wieder auf.

»Hast du das Angebot für das Haus angenommen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir verhandeln noch über den Preis.«

»Das dauert aber lange.«

»Die Käufer waren auf Reisen. Laut meiner Maklerin müsste es jetzt aber schnell gehen. Sie glaubt, dass wir nächste Woche unterschreiben.«

»Das ist gut, oder? Dann kannst du Vivian auszahlen?«

Wieder zuckte ich bei ihrem Namen zusammen. »Ich denke schon.«

Marge sah mich durchdringend an. »Erzählst du mir, was los ist? Emily hat gesagt, dass du den ganzen Mittwoch weg warst, aber mit ihr nicht darüber sprechen wolltest.«

Ich stand auf und spähte aus dem Fenster, um mich zu vergewissern, dass meine Mutter noch nicht zurückkam. Sie sollte nicht hören, was passiert war, sie brauchte wirklich nicht noch mehr Kummer. Als ich mich wieder gesetzt hatte, legte ich die Hände zusammen und berichtete Marge von dem Brief, den

Vivians Anwältin geschickt hatte.

»Na ja«, sagte Marge am Ende. »Ganz unerwartet kommt das nicht. Sie hat von Anfang an klargemacht, dass sie London in Atlanta haben will.«

»Aber diese *Drohung!* Dass sie zu solchen Mitteln greift …«

»Was sagt dein Anwalt dazu?«

»Er hat Bedenken, was meine Chancen auf das Sorgerecht angeht. Und er findet immer noch, Vivian und ich sollten uns einigen.«

Marge schwieg einen Moment lang, doch ihr Blick war beinahe fiebrig in seiner Intensität. »Vorher musst du wissen, was du wirklich willst.«

Ich runzelte die Stirn. »Warum sagst du

das dauernd? Darüber haben wir doch schon gesprochen, ich hab dir gesagt, was ich will.«

»Dann tu, was du tun musst.«

»Du meinst, vor Gericht gehen? Mit schmutzigen Tricks arbeiten, wie sie?«

»Nein, das wäre nicht gut für London. Und London ist deine Priorität.«

»Was schlägst du dann vor?«

»Ich glaube, das weißt du.« Jetzt schloss sie die Augen wieder.

Und während ich ihr müdes Gesicht betrachtete, begriff ich, dass das stimmte.

★

Auf dem Rückweg rief ich Emily an und fragte, ob wir uns zum Mittagessen

treffen könnten. Sie willigte ein, und wir verabredeten uns in einem Bistro nicht weit von ihrem Haus entfernt.

»Erst einmal bitte ich um Entschuldigung, dass ich nichts erzählt habe«, sagte ich, sobald wir saßen. »Um ehrlich zu sein, wusste ich nicht, wie ich hätte anfangen sollen.«

»Ist schon okay, Russ. Manchmal muss man gewisse Dinge erst selbst verarbeiten. Fühl dich von mir nicht unter Druck gesetzt. Ich bin da, wenn du zum Reden bereit bist. Und auch, wenn nicht.«

»Doch, jetzt bin ich es.« Ich berührte ihre Hand. Dann holte ich tief Luft und erzählte ihr alles – von Londons

Kummer, meinen Anweisungen an Taglieri und Vivians Reaktion. Erschrocken schlug sie die Hand vor den Mund.

»Wie musst du dich fühlen!«, sagte sie schließlich. »Ich wäre entsetzt. Und unfassbar sauer.«

»Das war ich auch und bin es immer noch. Zum ersten Mal glaube ich, dass ich sie wirklich hasse.«

»Mit gutem Grund«, sagte Emily. »Vielleicht ist es keine schlechte Idee, einen Psychologen mit London reden zu lassen. Dann sind diese absurden Anschuldigungen wahrscheinlich sofort vom Tisch.«

»Es bleibt aber immer noch der

Fahrradunfall.«

»Kinder haben nun mal Unfälle. Deshalb setzt man ihnen ja Fahrradhelme auf. Ein Richter weiß das.«

»Ich will diesen Sorgerechtsstreit nicht vor Gericht austragen. Ich will nicht mal, dass London zu einem Psychologen muss. Wenn sie Hilfe braucht, um mit der Scheidung klarzukommen, ist das etwas anderes. Aber sie soll nicht zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter wählen müssen.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich konzentriere mich weiter darauf, was das Beste für sie ist. Sie braucht mich als Konstante in ihrem Leben, nicht nur ab und zu, je nach Anlass. Deshalb weiß ich jetzt auch, was ich zu tun habe.«

Mir war klar, dass ich mich schwammig ausdrückte, aber es gab Dinge, die ich Emily einfach noch nicht erzählen konnte.

Sie nickte und zog ihr Wasserglas näher. Doch statt es an die Lippen zu führen, drehte sie es auf dem Tisch herum. »Ich war gestern bei Marge«, sagte sie.

»Das hat sie mir erzählt.«

Mit einem traurigen Lächeln fuhr Emily fort: »Sie ist so ein toller Mensch.«

»Wie recht du hast.« Mehr gab es eigentlich nicht zu sagen.

★

Nach der Schule fuhr ich mit London zu Marge. Weil sie in den vergangenen

Monaten häufig dort gewesen war, wusste sie natürlich, dass Marge krank war, allerdings nicht, wie ernst es war. Als Marge die Arme ausbreitete, ging sie wie üblich zu ihr und umarmte sie sachte.

Lautlos fragte ich Marge: *Soll ich bleiben?* Doch sie schüttelte den Kopf.

»Ich gehe ein bisschen zu Nana, in Ordnung, London? Passt du in der Zeit auf Tante Marge auf?«

»Klar«, sagte sie, und ich ließ die beiden im Wohnzimmer allein.

Ein Weilchen später kam London in die Küche, und ich nahm sie in den Arm.

»Warum macht Gott Tante Marge nicht wieder gesund?«, stieß sie schluchzend

hervor.

In meiner Kehle saß ein Kloß. »Ich weiß es nicht, Schätzchen. Ich weiß es wirklich nicht.«

★

Vivian simste, dass sie direkt vom Flughafen zu Marge fahre und daher erst gegen halb sieben zu London komme.

Sobald ich die Limousine vor dem Haus entdeckte, fiel mir der Brief der Anwältin wieder ein. Ich öffnete die Tür, zog mich aber in die Küche zurück, weil ein tiefer Abscheu in mir aufstieg. Obwohl sie gerade über eine Stunde mit meiner Schwester verbracht hatte, verspürte ich keinerlei Wunsch, mit ihr zu reden.

Als sie hereinkam, hörte ich London mit zitternder Stimme fragen, ob sie wirklich mit nach Atlanta müsse. Obwohl Vivian ihr beteuerte, sie würden ein ganz tolles Wochenende haben, fing London an zu weinen. Schritte stampften durch den Flur, sie rannte in die Küche und warf sich in meine Arme.

»Ich will nicht weg, Daddy«, schluchzte sie. »Ich will zu Tante Marge.«

Gerade als Vivian die Küche betrat, nahm ich sie auf den Arm. Vivians Miene war nicht zu deuten.

»Du musst doch auch mal bei deiner Mom sein«, sagte ich. »Sie liebt dich sehr.«

Immer noch wimmerte London.

»Passt du auf Tante Marge auf, während ich weg bin?«

»Aber natürlich«, sagte ich. »Wir passen alle zusammen auf.«

★

Da London nicht da war, verbrachte ich den Großteil des Wochenendes bei Marge, wie ich es meiner Tochter versprochen hatte. Meine Eltern waren ebenfalls dort, und natürlich Liz.

Wir saßen stundenlang am Küchentisch und erzählten Geschichten von früher, als könnten unsere lebhaften Erinnerungen an Marges Abenteuer sie länger am Leben erhalten. Endlich berichtete ich meinen Eltern und Liz von

dem Abend, als ich Marge vom Wasserturm rettete, und Liz beschrieb noch einmal die romantische Schnitzeljagd. Wir lachten über Marges Rollschuh- und Horrorfilm-Manie und riefen uns den idyllischen Tag ins Gedächtnis, den wir damals zu viert in Biltmore verlebt hatten.

Ich wünschte, Marge hätte dabei sein und die Geschichten hören können, aber sie schlief die meiste Zeit.

Am Sonntagabend kehrte London aus Atlanta zurück. Vivian verabschiedete sich am Wagen von unserer Tochter und kam nicht ins Haus.

Es war der letzte Tag im Januar. Marge und ich waren beide im März geboren,

sie am vierten, ich am zwölften. Dadurch waren wir Fische, und in der Welt der Tierkreiszeichen gelten diese Menschen als mitfühlend und treu. Ich hatte diese Eigenschaften immer vor allem Marge zugeschrieben.

Ihr Geburtstag, stellte ich fest, war bereits in knapp fünf Wochen – doch ich wusste, sie würde ihn nicht mehr feiern können.

Kapitel 26

Abschiednehmen

Als Marge und ich Kinder waren, gingen meine Eltern nicht besonders oft aus. Mein Vater trank hin und wieder ein Bier mit seinen Freunden, meine Mutter unternahm fast gar nichts. Vor lauter Arbeiten, Kochen, Putzen und Kindererziehung blieb ihr nicht viel Zeit. Auch essen gingen meine Eltern nicht häufig. Restaurants wurden als Luxus betrachtet, in meiner Erinnerung gönnten sie sich das vielleicht ein halbes Dutzend Mal. Bei der Anzahl an Geburtstagen, Hochzeitstagen, Valentinstagen, Mutter- und

Vatertagen in achtzehn Jahren ist das nicht gerade viel.

Das bedeutete, wenn sie doch einmal abends etwas vorhatten, freuten Marge und ich uns irrsinnig darauf, das Haus für uns zu haben. Wir machten uns Popcorn und sahen Filme bei viel zu großer Lautstärke an, bis, unweigerlich, eine Freundin von Marge anrief. Sobald sie den Telefonhörer in der Hand hielt, war ich schlagartig vergessen, was mir normalerweise aber nicht viel ausmachte, weil ich dann das ganze Popcorn für mich hatte.

Als Marge ungefähr dreizehn war, überredete sie mich bei einem dieser Anlässe, im Wohnzimmer eine Höhle zu bauen. Im Schuppen fanden wir eine Wäscheleine, die

wir von der Vorhangstange über die Standuhr zu einem Belüftungsgitter und wieder zurück spannten. Dann befestigten wir Handtücher und Laken mit Wäscheklammern daran. Ein weiteres Laken legten wir obendrüber, möbliert wurde die Höhle mit Sofakissen. Marge hatte außerdem eine Propangas-Campinglaterne aus der Garage geholt. Irgendwie gelang es uns, sie anzuzünden, ohne das Haus abzufackeln – mein Vater wäre fuchsteufelswild geworden, wenn er davon erfahren hätte –, und Marge knipste alle Lichter aus, bevor wir hineinkrochen.

Der Aufbau hatte über eine Stunde gedauert und alles wieder aufzuräumen ebenso lange, was bedeutete, wir konnten nur fünfzehn oder zwanzig Minuten in der Höhle verbringen,

bevor unsere Eltern nach Hause kamen.

Dieser Abend hat in meiner Erinnerung etwas beinahe Magisches. Für einen Achtjährigen war er abenteuerlich und neu, und durch das Verbotene daran fühlte ich mich älter, zum ersten Mal Marge beinahe ebenbürtig. Und als ich sie damals in dem unheimlichen Laternenschein betrachtete, stellte ich fest, dass Marge nicht nur meine Schwester, sondern auch meine beste Freundin war. Schon in diesem Moment wusste ich, dass sich daran niemals etwas ändern würde.

★

Am ersten Februar waren es einundzwanzig Grad, fünf Tage später nur noch zehn, und die Tiefsttemperatur

sank kurz darauf auf minus vier Grad. Diese extremen Schwankungen schwächten Marge noch weiter. Mit jedem Tag ging es ihr schlechter.

Sie schlief inzwischen neunzehn Stunden am Tag, und jeder Atemzug war ein Kampf. Die Lähmung ihrer rechten Körperhälfte wurde noch ausgeprägter, und wir mieteten einen Rollstuhl. Sie sprach undeutlicher und hatte kaum Appetit, doch all das war nichts im Vergleich zu den Schmerzen, die sie litt. Mittlerweile nahm sie unendlich viele Tabletten, aber wirkliche Erleichterung schien ihr nur das Schlafen zu verschaffen.

Nicht, dass Marge jemals darüber

sprach. Weder meinen Eltern oder Liz noch mir gegenüber. Wie immer machte sie sich mehr Sorgen um andere als um sich selbst; ihre Schmerzen kamen lediglich durch ein Zusammenzucken zum Ausdruck, oder weil ihr plötzliche Tränen in die Augen stiegen. Ihre Qualen mit anzusehen bedeutete für uns alle Folter.

Oft saß ich bei ihr im Wohnzimmer, wenn sie auf dem Sofa schlief, dann wieder auf dem Schaukelstuhl neben ihrem Bett. Wenn ich ihre schlafende Gestalt betrachtete, spulten sich die Erinnerungen ab wie ein rückwärts laufender Film – ein Film, in dem Marge die denkwürdigsten Zeilen sprechen

durfte. Sie war darin immer lebendig, temperamentvoll, und ich fragte mich, ob das so bliebe oder die Bilder im Laufe der Zeit verblassen würden. Ich bemühte mich nach Kräften, ihre Krankheit auszublenden, weil ich es ihr schuldig war, sie im Gedächtnis zu behalten, wie sie vorher gewesen war.

An dem Tag, als das Thermometer unter null Grad sank, fiel mir etwas ein, was mir mein Vater einmal über den Eisfrosch erzählt hatte. Man fand diese Art von North Carolina bis hinauf zum nördlichen Polarkreis. Als wechselwarme Tiere waren sie von der Umgebungstemperatur abhängig und konnten sich quasi einfrieren, bis hin zum

Herzstillstand. Dabei produzierten sie eine Art körpereigenes Frostschutzmittel. Solch ein Frosch vermochte wochenlang bewegungslos zu bleiben, aber wenn es schließlich wieder wärmer wurde, blinzelte er, und der Herzschlag setzte wieder ein. Nach einem tiefen Einatmen hopste der Frosch dann davon, als hätte Gott einfach nur auf Pause gedrückt.

Als ich nun meiner Schwester beim Schlafen zusah, wünschte ich mir auch für sie unwillkürlich ein solches Wunder der Natur.

★

Die Arbeit war eine manchmal willkommene Abwechslung, und die

Begeisterung meiner Kunden bot in dieser Zeit einen Lichtblick. Ich hatte einen Termin bei meiner Maklerin und unterschrieb auf der gepunkteten Linie. Die Familie aus Louisville hatte es nicht eilig mit dem Umzug, da die Kinder das Schuljahr noch dort beenden sollten. Daher wurde die Übergabe erst für Mai angesetzt.

Eines Tages beim Mittagessen bat Emily mich beiläufig um den Namen meiner Maklerin, da sie ebenfalls endlich ihr Haus verkaufen wollte, wie sie mir eröffnete.

»Ich glaube, ich brauche einen Neuanfang. An einem Ort, wo ich nicht mit David gelebt habe.«

Zunächst dachte ich, sie wolle mir nur moralische Unterstützung vermitteln, weil sie wusste, dass ich von meiner eigenen Entscheidung, das Haus zu verkaufen, nicht ganz überzeugt war. Doch ein paar Tage später simste sie mir ein Foto des Zu-verkaufen-Schildes in ihrem Garten.

★

Immer noch tauchte mein Vater fast jeden Tag mit seinem Werkzeugkasten bei Marge auf. Was als »notwendige Reparaturen« begonnen hatte, verwandelte sich nach und nach in eine ausgiebige Renovierung. Als Liz und Marge bei mir beim Tag der offenen Tür

waren, hatte er das gesamte Gästebad herausgerissen, um es so schick zu gestalten, wie es seiner Meinung nach seiner Tochter zustand.

In Sachen Technologie war mein Dad ein Dinosaurier. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er noch nie einen Grund gesehen, sich ein Handy zuzulegen. Sein Chef wusste immer, wo er gerade arbeitete, und alle anderen im Trupp besaßen eins, also konnte er immer erreicht werden. Wer sonst sollte ihn überhaupt anrufen? Wozu die Investition?

Doch jetzt sprach mein Dad mich an, ob ich ihm helfen könne, ein Handy zu kaufen. Da er von diesen »Dingern« keine Ahnung habe, bat er mich, eins für ihn

auszusuchen. »Es soll den ganzen neumodischen Kram können«, sagte er, »aber nicht zu teuer sein.«

Ich suchte ein Gerät aus, das relativ einfach in der Handhabung war. Dann zeigte ich ihm ausführlich, wie man wählte und Anrufe entgegennahm sowie SMS schickte. In sein Adressbuch schrieb ich ihm Marge, Liz, meine Mutter und mich. Jemand anderes fiel mir nicht ein.

»Kann ich damit auch fotografieren?«, fragte er. »Ich hab schon Handys gesehen, die das können.«

So ungefähr alle Handys können das seit Jahren, dachte ich, sagte aber nur: »Ja, kannst du.«

Als ich ihm diese Funktion erläutert

hatte, übte er ein wenig. Ich brachte ihm auch bei, wie er die Bilder löschen konnte, die er nicht behalten wollte. Anschließend steckte er das Telefon sorgsam in seine Hosentasche und ging zu seinem Auto.

Am nächsten Tag traf ich ihn wieder bei Marge. Sie war gerade aufgewacht, und meine Mutter wartete bereits mit Hühnersuppe. Leider schaffte sie nur einen halben Teller, und hinterher setzte mein Vater sich neben sie. Er wirkte beinahe schüchtern, als er anfing, ihr Fotos von diversen Wasserhähnen, Waschbecken und Handtuchhaltern sowie unterschiedliche Wand- und Fußbodenfliesen zu zeigen. Offenbar war

er im Baumarkt gewesen, und die Fotos waren die einzige Möglichkeit für ihn, Marge an seinem Arbeitsprozess zu beteiligen.

Marge wusste ja, dass unser Vater noch nie ein Mann vieler Worte gewesen war und seine Zuneigung nicht gut zeigen konnte. Doch dies war seine Art, seine Liebe zu ihr aus vollem Halse hinauszubrüllen und zu hoffen, dass sie hörte, was zu sagen ihm immer so schwergefallen war.

Dad notierte sich, was sie aussuchte, und als sie fertig waren, beugte Marge sich dicht zu ihm, sodass ihm nichts anderes übrig blieb, als sie zu umarmen. »Ich hab dich lieb, Daddy«, flüsterte sie.

Da stand er auf und stapfte aus dem Haus. Ich dachte eigentlich, dass er zum Baumarkt wollte, doch nach ein paar Minuten fiel mir auf, dass ich den Motor nicht gehört hatte.

Als ich durch die Vorhänge in die Einfahrt spähte, sah ich meinen Vater, den stärksten Mann, den ich je gekannt hatte, mit gesenktem Kopf und bebenden Schultern hinter dem Steuer seines Wagens sitzen.

★

In diesen Tagen duftete es immer köstlich in Marges Küche, da meine Mutter verzweifelt versuchte, sie zum Essen zu verleiten. Es gab Suppen und

Eintöpfe und Soßen, Baiserkuchen und Sahnetorten und selbst gemachtes Vanilleeis. Kühlschrank und Gefriertruhe waren randvoll, und jedes Mal, wenn ich erschien, bekam ich ebenfalls etwas in die Hand gedrückt.

Sobald Marge wach war, setzte meine Mutter ihr einen Teller vor, und ab der zweiten Februarwoche fütterte sie sie, da auch ihre linke Körperseite schwächer wurde. Sorgsam hob sie den Löffel an Marges Lippen, wischte ihr den Mund zwischendurch ab und bot ihr durch einen Strohhalm etwas zu trinken an.

Während Marge aß, redete meine Mutter. Sie erzählte von Dad und seinem jungen neuen Chef, der sich wegen seiner

vielen Fehltage beschwerte. Mein Vater hatte im Laufe der Jahre wahrscheinlich ungefähr zwölf Monate nicht genommenen Urlaub angesammelt, doch der neue Chef war einer dieser Menschen, die nie zufrieden waren, die immer noch mehr von ihren Angestellten verlangten.

Mom beschrieb auch die Tulpen, die sie für meinen Vater gepflanzt, und den Vortrag, den sie mit ihren Freundinnen von der Red Hat Society besucht hatte. Sie erheiterte Marge mit Dingen, die London gesagt hatte. Mehr als ein Mal tat meine Mutter so, als sei sie gekränkt, dass niemand ihr vorab von Londons und Marges Rollschuhabenteuer erzählt

hatte.

»Ich habe dich so oft da abgeholt, dass meine Reifen Furchen in den Parkplatz gezogen haben, und du vergisst zu erwähnen, wenn meine Enkelin zum ersten Mal hingeht?«

Ich wusste, dass das nur halb im Scherz gemeint war, dass sie sehr gern dabei gewesen wäre, und schalt mich insgeheim deswegen. Denn es ging meiner Mutter nicht nur um London; sie hätte auch ihre eigene Tochter gern ausgelassen und fröhlich auf Rollschuhen erlebt. Ein letztes Mal.

★

Gegen Ende der zweiten Februarwoche

hatte ich das Gefühl, die Zeit würde gleichzeitig rasen und kriechen. Die Stunden, die ich jeden Tag bei Marge verbrachte, hatten etwas Zeitlupenartiges, sie waren geprägt von langen Schweigephasen und Schlaf. Andererseits schien Marges Zustand sich immer schneller zu verschlechtern. Eines Nachmittags fand ich sie wach im Wohnzimmer vor. Sie und Liz unterhielten sich leise, also bot ich an, sie weiter allein zu lassen, doch Liz schüttelte den Kopf.

»Bleib bitte«, sagte Liz. »Ich will mich sowieso bei einem Patienten melden. Ein Notfall. Unterhaltet euch ruhig ein bisschen. Ich hoffe, es dauert nicht lange

bei mir.«

Ich setzte mich neben meine Schwester. Da ich wusste, dass sie es hasste, fragte ich sie nicht, wie es ihr ging. Stattdessen erkundigte sie sich, wie üblich, nach Emily und meiner Arbeit, nach London und Vivian. Ihre Stimme klang blechern. Das Reden übernahm weitgehend ich. Gegen Ende allerdings wollte ich ihr doch noch eine Frage stellen.

»Klar, nur zu.« Die einzelnen Worte flossen ineinander.

»Ich habe dir zu Weihnachten einen Brief geschrieben, aber du hast nie gesagt, was du davon gehalten hast.«

Sie lächelte ihr schiefes Lächeln, an das ich mich mittlerweile gewöhnt hatte.

»Ich hab ihn noch nicht gelesen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich noch nicht ganz bereit bin, mich von dir zu verabschieden.«

★

Ich gestehe, dass ich mir nicht sicher war, ob sie noch die Gelegenheit haben würde, ihn zu lesen. In den nächsten drei Tagen schlief Marge jedes Mal, wenn ich zu Besuch kam.

Dann blieb ich ein oder zwei Stunden und unterhielt mich mit Liz oder meiner Mutter. Oder ich bewunderte die neuesten Renovierungsarbeiten meines Vaters, und meistens aß ich einen großen Teller leer, den meine Mutter mir

vorsetzte.

Fast immer blieben wir in der Küche. Anfangs dachte ich, das läge daran, dass keiner von uns Marge beim Schlafen stören wollte. Doch ich verwarf den Gedanken, denn wenn sie selbst vom Hämmern meines Vaters nicht wach wurde, dann sicherlich nicht von unseren leisen Stimmen.

Eines Nachmittags, als Liz gerade die Terrasse fegte, begriff ich es endlich. Da ich nichts mit mir anzufangen wusste, spazierte ich ins Wohnzimmer und setzte mich dorthin, wo ich normalerweise mit Marge saß.

Mein Dad arbeitete ausnahmsweise geräuschlos im Badezimmer, dennoch

hörte ich ein seltsames, rhythmisches Geräusch, wie von einem kaputten Ventilator oder einem defekten Gebläse. Auf der Suche nach dem Ursprung ging ich zuerst in die Küche und dann ins Badezimmer, wo mein Vater auf dem Rücken unter dem neuen Wachbecken lag, das er gerade anschloss. Doch an beiden Stellen war das Geräusch leiser, es wurde erst wieder lauter, als ich durch den Flur ging, und da wurde mir schlagartig klar, was diesen furchtbaren Laut erzeugte.

Es war meine Schwester.

Trotz der geschlossenen Tür hatte ich am anderen Ende des Hauses meine Schwester atmen gehört.

★

Der Valentinstag fiel in jenem Jahr auf einen Sonntag. Marge hatte ein kleines Fest geplant und sogar Emily und Bodhi eingeladen, und ich kam mit London, sobald sie aus Atlanta zurück war.

Zum ersten Mal seit zwei Wochen saß Marge aufrecht auf der Couch. Irgendjemand – vielleicht meine Mutter, vielleicht Liz – hatte ihr geholfen, sich etwas zu schminken. Statt der Baseballkappe trug sie ein wunderschönes Seidentuch, und ein dicker Rollkragenpulli verbarg ihren Gewichtsverlust etwas. Sie konnte dem Gespräch folgen und lachte sogar ein- oder zweimal. Es gab Momente, in

denen mir alles fast vorkam wie bei unseren üblichen Wochenendbesuchen bei unseren Eltern.

Das Haus strahlte in neuem Glanz. Mit dem Gästebad war mein Vater fertig, alles war topmodern und blitzte und blinkte. Er hatte außerdem sämtliche Holzverkleidungen und Türrahmen neu gestrichen. Meine Mutter wiederum hatte ein Festessen auf jeder verfügbaren Fläche der Küche angerichtet, und Emily musste versprechen, später die Berge von Resten mit nach Hause zu nehmen.

Wir wärmten viele Familiengeschichten auf, aber der Höhepunkt des Abends war, als Liz Marge ihr Geschenk zum Valentinstag

überreichte. Sie hatte ein Fotoalbum zusammengestellt, das mit Bildern von ihnen beiden als Säuglinge begann und ihr gesamtes Leben nachzeichnete. Auf den linken Seiten war stets Liz zu sehen, auf den rechten Marge. Ich wusste, dass meine Mutter dabei geholfen haben musste, und während Marge langsam umblätterte, sah ich meine Schwester und Liz gemeinsam vor meinen Augen erwachsen werden.

Weiter hinten folgten dann Fotos von den beiden zusammen, manche auf exotischen Reisen aufgenommen, andere zu Hause. Jedes Bild erzählte die Geschichte eines besonders bedeutsamen Augenblicks in ihrem gemeinsamen

Leben. Das gesamte Album war ein Zeugnis ihrer Liebe, und mir kamen beinahe die Tränen.

Die letzten beiden Seiten waren dann endgültig zu viel.

Links befand sich das Foto von Marge und Liz vor dem Weihnachtsbaum am Rockefeller Center, rechts eines, das offenbar nur wenige Stunden vorher entstanden war, da Marge genauso aussah wie in diesem Moment.

Liz erklärte, dass mein Dad es geknipst und heimlich in einer Drogerie in der Nähe habe entwickeln lassen. Im Anschluss hatte er Liz gebeten, es ebenfalls in das Album zu kleben.

Alle Blicke wandten sich ihm zu.

»Ich war immer so stolz auf dich«, stieß mein Vater mühsam hervor und sah dabei Marge an. »Du sollst doch wissen, dass ich dich auch liebe.«

★

Am Tag danach begann das Warten.

Heute glaube ich, dass Marge an jenem Valentinstag einen Großteil ihrer verbliebenen Energiereserven verbraucht hat. Am Montag schlief sie fast den ganzen Tag und nahm von da an keine feste Nahrung mehr zu sich, sondern schlürfte nur noch lauwarme Hühnerbrühe durch einen Strohhalm.

Während meine Eltern fast durchgängig bei ihr waren, kam und ging ich,

hauptsächlich wegen London. Seit sie die Wahrheit über Marges Krankheit erfahren hatte, war sie ungewöhnlich launisch, manchmal bekam sie Wutanfälle oder brach über ganz banale Dinge in Tränen aus. Besonders emotional wurde sie, wenn ich ihr den Wunsch, Marge zu besuchen, abschlug, und es war schwer, ihr zu erklären, dass ihre Tante jetzt fast immer schlief.

Ein paar Tage nach dem kleinen Fest rief Liz mich allerdings abends an.

»Könntest du bitte London zu uns bringen?«, fragte sie drängend. »Marge möchte sie sehen.«

Ich rief London, die bereits ihren Schlafanzug trug. Sofort rannte sie die

Treppe herunter und wäre geradewegs zum Auto gelaufen, wenn ich sie nicht abgefangen und ihr eine Jacke angezogen hätte. Als ich sie darauf hinwies, dass sie keine Schuhe anhatte, schnappte sie sich ein Paar Gummistiefel aus dem Schrank, obwohl es gar nicht regnete.

Ich sah, dass sie eine Barbie in der Hand hielt, die sie nicht einmal loslassen wollte, während sie die Jacke anzog.

Als wir ankamen, umarmte Liz London und schickte sie dann gleich ins Schlafzimmer.

Trotz ihrer vorherigen Eile zögerte London jetzt kurz und ging dann langsam den Flur hinunter. Ich folgte mit ein paar Schritten Abstand. Wieder hörte ich

meine Schwester, mit jedem Atemzug schien das Leben aus ihr zu entweichen. Im Zimmer warf die Nachttischlampe einen warmen Lichtstrahl auf den Holzfußboden.

London blieb an der Tür stehen.

»Hallo … Schätzchen«, sagte Marge undeutlich, aber verständlich.

Vorsichtig näherte London sich dem Bett. Ich lehnte mich an den Türrahmen.

»Was hast … du denn … da?«, fragte Marge.

»Ein Geschenk für dich.« London gab ihr die Puppe, die sie die ganze Zeit fest umklammert hatte. »Das ist meine Lieblings-Barbie, weil ich sie schon habe, seit ich klein war. Sie war meine erste,

und ich möchte sie dir schenken.«

Als London begriff, dass Marge nicht die Kraft hatte, sie entgegenzunehmen, setzte sie sie neben ihr auf die Matratze.

»Danke. Die ist hübsch, aber du … bist noch hübscher.«

London senkte den Kopf und hob ihn wieder. »Ich hab dich lieb, Tante Marge. Ich hab dich so lieb! Du sollst nicht sterben.«

»Das weiß ich, und … ich hab dich auch lieb. Aber ich … habe auch was … für dich. Tante Liz hat es … auf die Kommode … gelegt. Eines Tages, wenn du alt genug … bist, kannst du ihn … dir vielleicht mit deinem Dad … ansehen, okay? Und dann … denkst du an mich.

Versprichst du mir das …?«

»Ja.«

Mein Blick schnellte zur Kommode. Ich sah die DVD, die Marge meiner Tochter schenken wollte, und musste die Tränen wegblinzeln.

Pretty Woman.

★

»Marge findet, ich sollte trotzdem ein Baby bekommen«, erzählte Liz mir ein paar Tage später bei einem Kaffee in der Küche. Ihre Miene war eine Mischung aus Müdigkeit und Verunsicherung.

»Wann hat sie das gesagt?«

»Zum ersten Mal, als wir in New York waren. Sie betont immer wieder, dass ich

gesund genug dazu bin.« Sie verstummte.

Ich wartete darauf, dass sie weitersprach, aber sie wirkte ratlos.

»Möchtest du das denn auch?«, fragte ich zaghaft.

»Ich weiß es nicht, Russ, im Moment fällt es mir einfach schwer nachzudenken. Ich kann mir nicht vorstellen, es allein zu machen, aber gestern hat sie wieder davon angefangen.« Sie fuhr mit dem Daumennagel über die Tischplatte, wodurch eine kleine Rille entstand. »Sie sagte, sie habe schon finanzielle Vorkehrungen getroffen. Für die künstliche Befruchtung, ein Kindermädchen, falls ich will, sogar für

die Schulausbildung.«

Als ich die Stirn runzelte, weil ich überlegte, wie und wann Marge das alles organisiert hatte, fuhr sich Liz mit der Hand über die Haare, um ein paar lose Strähnen aus ihrem zerzausten Pferdeschwanz zurückzustreichen.

»Gleich nachdem sie ihre Ausbildung zur Wirtschaftsprüferin abgeschlossen und eine Stelle angetreten hatte, hat sie offenbar eine Lebensversicherung abgeschlossen. Genauer genommen zwei. Über die Jahre hat sie immer eingezahlt, und jetzt ist es ziemlich viel Geld. In der einen Police bin ich als Begünstigte angegeben, und das ist mehr, als ich jemals brauchen werde, selbst

wenn ich mich entschließe, ein Kind zu bekommen. Die andere hat sie erst kürzlich auf deine Eltern übertragen. Damit dein Vater in Rente gehen kann. Ich habe nach dir gefragt –«

Ich unterbrach sie. »Ich bin froh, dass ihr das Geld bekommt.«

Liz wirkte verwirrt. »Was ich mich die ganze Zeit frage, ist«, fuhr sie fort, »*woher wusste sie es*? Als ich sie darauf ansprach, meinte sie, wegen ihrer Familiengeschichte. Deshalb hat sie früh diese Versicherungen abgeschlossen. Obwohl sie anfangs noch gar nicht sicher war, wer letzten Endes der Begünstigte sein sollte. Ich glaube, am Anfang waren du und deine Eltern eingetragen.«

»Das hat sie mir nie erzählt.«

»Mir ja auch nicht. Als wir vor ihrer Krankheit über ein Baby gesprochen haben, habe ich nie über die Kosten nachgedacht. Wir verdienen nicht schlecht und haben auch ein bisschen gespart, aber irgendwie habe ich mich immer darauf verlassen, dass Marge schon weiß, ob wir uns das leisten können.« Einen Moment lang zeigte ihr Gesichtsausdruck grenzenlose Verzweiflung. »Ich bin im Moment zu nichts fähig. Und ich habe ihr gesagt, dass ich nicht glaube, ohne sie ein Kind großziehen zu können. Sie war immer die Mütterliche. Und weißt du, was sie darauf geantwortet hat?«

Ich sah sie abwartend an.

»Dass ich ihre Inspiration bin und jedes Kind, das ich aufziehe, die Welt besser macht. Und dass sie, falls es einen Himmel gibt, von dort immer über unser Kind wachen wird.«

★

Am nächsten Tag war es an mir, mich zu verabschieden.

Als ich eintraf, schlief Marge wie üblich. Ich wartete ein Weilchen und behielt dabei die Uhr im Auge, um nicht zu spät zum Abholen in die Schule zu kommen, doch bald schon knisterte das Babyfon in der Küche, und meine Mutter und Liz eilten ins Schlafzimmer. Ein paar

Minuten später kam meine Mutter zurück.

»Marge möchte dich sehen«, sagte sie.

»Wie geht es ihr?«

»Sie wirkt einigermaßen wach, aber geh besser sofort zu ihr. Manchmal bleibt sie nicht lange wach.«

Das ruhige Auftreten meiner Mutter verriet mir, dass sie genauso stark wie mein Vater war, denn sie ertrug das Unerträgliche jeden einzelnen Tag. Ich umarmte sie und ging dann ins Schlafzimmer. Wie am Valentinstag hatte Marge ein hübsches Kopftuch umgebunden, wahrscheinlich hatte sie Liz um Hilfe gebeten.

Ich stellte einen Stuhl ans Bett. Liz

verließ leise den Raum, und ich griff nach der Hand meiner Schwester. Sie fühlte sich warm, aber leblos an. Unbewegt. Ich wusste nicht, ob sie es überhaupt spüren konnte, drückte sie aber dennoch.

»Hallo, Schwesterherz«, sagte ich leise.

Beim Klang meiner Stimme blinzelte sie und räusperte sich mühsam.

»Lies«, sagte sie ohne Zusammenhang.

Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, was sie meinte, doch dann fiel mein Blick auf den Umschlag, den Liz auf den Nachttisch gestellt hatte. Daraus entnahm ich ein einzelnes Blatt Papier, holte tief Luft und begann zu lesen.

Marge,
es ist spät, und ich ringe um die richtigen

Worte. Um ehrlich zu sein, bin ich nicht sicher, ob es überhaupt möglich ist, in Worte zu fassen, wie viel du mir immer bedeutet hast. Ich könnte dir schreiben, dass ich dich liebe und du die tollste Schwester bist, die man sich wünschen kann. Oder dass ich immer zu dir aufgesehen habe. Aber da ich das alles schon gesagt habe, kommt es mir schmerzhaft unzulänglich vor. Wie kann ich mich von dem besten Menschen, den ich je kannte, so verabschieden, wie es ihm zusteht?

Doch jetzt begreife ich, dass alles, was ich sagen muss, in einem Wort zusammengefasst werden kann.

Danke.

Danke, dass du mein ganzes Leben lang auf mich aufgepasst, dass du versucht hast, mich

vor meinen Fehlern zu schützen. Dass du ein lebendes Beispiel für den Mut warst, den ich so gern besessen hätte. Aber vor allem danke, dass du mir gezeigt hast, was es bedeutet, von Herzen zu lieben und geliebt zu werden.

Du kennst mich: den Meister der großen romantischen Geste, der Kerzen und Blumensträuße. Aber bis vor Kurzem hatte ich nicht verstanden, dass diese zärtlichen, inszenierten Augenblicke nichts bedeuten, wenn sie nicht mit jemandem erlebt werden, der einen so liebt, wie man ist.

Zu lange lebte ich in einer Beziehung, in der Liebe immer an Bedingungen geknüpft war, unentwegt versuchte ich, wahrer Liebe würdig zu werden – und scheiterte. Durch dich und Liz und euren Umgang miteinander habe ich

endlich begriffen, dass Akzeptanz der Kern wahrer Liebe ist, nicht Wertung. Nur wenn man einander voll und ganz akzeptiert, selbst in den schwächsten Momenten, fühlt man sich nicht mehr rastlos.

Du und Liz, ihr seid meine Heldinnen und mein Ansporn, weil eure Liebe zueinander immer Raum für eure Unterschiede ließ und gleichzeitig das feierte, was ihr gemeinsam hattet. Und in diesen dunkelsten Stunden war euer Beispiel ein Licht, das mir half, den Weg zu den wirklich wichtigen Dingen zu finden. Ich kann nur beten, dass ich eines Tages ebenfalls eine solche Liebe erfahren werde.

Ich liebe dich, meine wunderbare Schwester

Dein Russ

Mit zitternden Händen faltete ich den

Brief und steckte ihn in den Umschlag zurück. Ich traute mich nicht zu sprechen, aber Marges weiser Blick sagte mir, dass das auch nicht nötig war.

»Emily«, keuchte sie. »Du hast … genau das … mit ihr.«

»Ja, ich liebe sie.«

»Lass sie nicht … los.«

»Nein, das mache ich nicht.«

»Und betrüg sie … nicht noch … mal.« An dieser Stelle gelang ihr der Anflug eines frechen Grinsens. »Oder zumindest … sag es ihr … nicht.«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. Selbst an der Schwelle des Todes hatte meine Schwester sich nicht verändert. »Ist gut.«

Sie brauchte eine Weile, bis sie wieder zu Atem gekommen war. »Mom und Dad … müssen … London sehen. An ihrem Leben … teilhaben.«

»Ich sorge dafür.«

»Mache mir … Sorgen um sie.«

Ich dachte an meine Mutter und all die Familienmitglieder, die sie verloren hatte. Und an meinen Vater, wie er im Auto weinte.

»Versprich es.«

»Ja, ich verspreche es.«

»Hab dich … lieb.«

Ich drückte meiner Schwester die Hand und küsste sie auf die Wange. »Ich liebe dich mehr, als du je wissen kannst.«

Mit einem zärtlichen Lächeln schloss sie

die Augen.

Es war das letzte Mal, dass ich mit ihr sprach.

★

An dem Abend packte mein Vater seine Werkzeugkiste zusammen, und wir alle küssten Liz zum Abschied. Nun mussten die beiden allein sein.

Ich weiß nicht, was sie in den nächsten Tagen miteinander sprachen und ob überhaupt. Das hat Liz uns nie erzählt, nur dass Marge noch einen Tag in überraschender Klarheit erlebte, bevor sie schließlich ins Koma fiel. Ich bin froh, dass Liz bei ihr war, und ich hoffe inständig, dass sie beide die Gelegenheit

hatten zu sagen, was noch zu sagen war.

Einen Tag später starb meine Schwester.

★

Die Beerdigung war eine kurze Angelegenheit. Offenbar hatte Marge strikte Anweisungen gegeben, dennoch besuchten Dutzende Trauernde die Zeremonie, alle unter dem kalten, grauen Himmel dick eingepackt.

Ich hielt eine knappe Rede, an die ich mich kaum erinnere. Vivian entdeckte ich dabei am Rande der Menge, weit entfernt von meiner Familie, von Liz und Emily.

Vor der Beerdigung hatte London

gebeten, ein letztes Mal für ihre Tante tanzen zu dürfen. Als die Trauergemeinde sich zerstreut hatte, half ich ihr deshalb, die zarten Flügel anzuziehen. Ohne Musik und ohne Publikum außer mir flatterte London anmutig über die frisch umgegrabene Erde, wie ein Schmetterling, der durch Sonne und Schatten huschte.

Eines weiß ich: Marge wäre begeistert gewesen.

Epilog

Im Park sitze ich im Schatten, während London herumrennt und klettert und schaukelt. Es war heiß in den letzten Wochen, und es ist so schwül, dass ich T-Shirts zum Wechseln im Kofferraum habe. Lange bleiben sie nicht trocken, aber das ist wohl typisch für Ende Juli.

In den vergangenen vier Monaten hat die Phoenix Agency vier neue Kanzleien als Kunden gewonnen und vertritt jetzt Unternehmen in drei unterschiedlichen Staaten. Ich musste mir ein neues Büro suchen, und vor zwei Monaten habe ich meine ersten Mitarbeiter eingestellt.

Mark hat zwei Jahre Erfahrung bei einer Internet-Marketing-Firma in Atlanta, und Tamara hat kürzlich ihr Filmstudium an der Clemson University erfolgreich abgeschlossen. Beide sind sogenannte Digital Natives und simsen mit beiden Daumen statt des Adler-Suchsystems, das ihr Chef anwendet. Sie sind intelligent und lernbegierig und haben mir ermöglicht, im Sommer Zeit für London zu haben.

Wie gewohnt ist meine Tochter andauernd unterwegs. Tennis, Klavier und Kunst, dazu Ballett in einer anderen Schule, einer, in der die Lehrerin von den Kindern umarmt wird. Ich fahre sie zu ihren Kursen und arbeite

währenddessen; nachmittags sind wir oft im Freibad oder im Park, je nach Lust und Laune. Ich staune, wie sehr sich London seit unserem ersten gemeinsamen Sommer verändert hat. Sie ist größer und selbstbewusster, und im Auto höre ich sie oft den Text der Reklametafeln vorlesen.

Mein Haus ist nicht so groß wie das vorherige, aber es ist gemütlich, und im Wohnzimmer hängen beide Bilder von Emily, das von der Vernissage und das Weihnachtsgeschenk. Obwohl ich Ende Mai eingezogen bin, sind immer noch nicht alle Kisten ausgepackt, und ein paar Möbel aus dem alten Haus, für die ich keine Verwendung mehr habe, musste

ich einlagern. Wahrscheinlich verkaufe ich das meiste davon früher oder später, aber bei all den Veränderungen in meinem Leben hatte ich einfach noch keine Zeit dazu. Immerhin muss ich mich noch daran gewöhnen, in Atlanta zu wohnen.

Vivian und ich trafen uns am Tag nach der Beerdigung, und in weniger als einer Stunde hatten wir alles geklärt. Mein Angebot, ihr Unterhalt zu zahlen, lehnte sie ab, und was die Vermögensaufteilung betrifft, bat sie nur um die Hälfte aus dem Verkauf des Hauses sowie der Spar- und Anlagekonten. Im Grunde war Geld für sie kein Thema mehr. Bei dem Treffen verriet sie mir nämlich, dass sie bereits

heimlich mit Spannerman verlobt sei, und obwohl mich das hätte verletzen können, störte es mich zu meiner eigenen Überraschung überhaupt nicht. Ich war in Emily verliebt, und wie Vivian hatte ich den Punkt erreicht, an dem ich für ein neues Lebenskapitel bereit war.

Davon abgesehen war Geld ohnehin nie der echte Streitpunkt zwischen uns gewesen, eigentlich ging es um das Sorgerecht. Daher war ich erleichtert und etwas skeptisch zugleich, als sie sich vorbeugte und ernst sagte: »Ich möchte mich für den Brief meiner Anwältin entschuldigen.« Sie legte sich eine Hand aufs Herz. »Ich habe in ihrer Kanzlei Dampf abgelassen, ohne mir im Klaren

zu sein, wie meine Worte verdreht werden. Als ich den Brief schließlich gelesen habe, wurde mir schlecht.« Sie seufzte und schloss die Augen. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, was du von mir gedacht haben musst.«

In dem Moment beschloss ich, ihr zu glauben. Irgendwo tief drinnen hatte ich mich danach gesehnt, ich wollte nicht für möglich halten, dass sie je zu so etwas fähig gewesen war – aber Tatsache ist, dass ich nie erfahren werde, wie es wirklich abgelaufen ist.

»Als Marge mich damals zu sich bat, hat sie mir geradeheraus gesagt, dass London uns beide braucht und ich ihr schaden würde, wenn ich das alleinige Sorgerecht

beantrage. Natürlich war ich wütend. Damals war ich der Meinung, dass sie das nichts angeht. Aber ihre Worte gingen mir näher, als ich zugeben wollte, und nach und nach habe ich begriffen, dass sie vermutlich recht hatte.« Sie drehte ein schmales goldenes Armband an ihrem Handgelenk herum und herum.

»Immer wenn London in Atlanta war, hat sie nur von dir geredet. Wie lustig es mit dir war, was ihr alles gespielt habt.« Ihre Stimme bebte. »Ich wollte dir London nie wegnehmen, ich wollte sie nur bei mir haben. Als Marge dann gesagt hat, du würdest nach Atlanta ziehen, war ich völlig perplex. Ich hätte nie geglaubt, dass du Charlotte und deine

Eltern verlässt. Im Gegenteil, ich hatte gedacht, dass du dich selbstständig machst, weil du nicht ernsthaft nach einem Job in einer anderen Stadt suchen wolltest.« Als ich zu einem Protest ansetzte, hob sie die Hand. »Deshalb wollte ich überhaupt nur das alleinige Sorgerecht. Weil auch ich London liebe und es mich fertiggemacht hat, sie nur jedes zweite Wochenende zu sehen. Ich habe wohl nicht damit gerechnet, dass du so weit gehen würdest, um weiter an ihrem Leben teilzuhaben.«

Jetzt sah sie mir direkt in die Augen. »Du bist ein toller Vater, Russ. Das weiß ich jetzt. Wenn du bereit bist, nach Atlanta zu ziehen, und dir die Zeit mit

London teilen willst, können wir uns sicher einigen.«

Und genau das taten wir. Zunächst einmal durfte London mit mir in Charlotte bleiben, bis das Schuljahr vorbei war. Zwei Tage später rollte der Umzugswagen nach Atlanta. Wenn Vivian auf Geschäftsreise ist, was nach wie vor drei bis vier Tage pro Woche der Fall ist, wohnt London bei mir. Außerdem habe ich meine Tochter jedes zweite Wochenende. Zudem wechseln Vivian und ich uns in Zukunft mit den Feiertagen ab. Damit ich meiner Tochter weiterhin Gutenachtgeschichten vorlesen kann, wenn sie bei ihrer Mutter ist, habe ich ihr ein iPad gekauft, das sie

ans Kissen lehnt, um mich über FaceTime sehen zu können. Sobald die Schule wieder beginnt, hole ich sie jeden Tag von der Schule ab, und sie bleibt bei mir, bis Vivian von der Arbeit kommt. Ich nehme an, das bedeutet, dass London und ich manchmal abends zusammen essen. An den anderen Tagen wird sie bei ihrer Mom essen, aber ich bin zuversichtlich, dass Vivian und ich eine Regelung finden.

Für all das bin ich Vivian dankbar, in dem Bewusstsein, dass meine Exfrau mich in all den Jahren, die ich sie nun kenne, immer wieder überrascht hat.

Manchmal sogar im positiven Sinne.

★

Mir graute davor, Emily von meinem Umzug zu erzählen.

Die meisten Menschen würden meinen Entschluss, eine neue Liebesbeziehung gegenüber meiner Tochter hintanzustellen, vermutlich loben, aber ich wusste auch, dass man eine Frau wie Emily nur ein Mal im Leben traf. Vorübergehend konnte ich sicherlich zwischen Charlotte und Atlanta pendeln, aber funktionierte das langfristig wirklich? Wie ich war Emily in Charlotte geboren und aufgewachsen, ihre Eltern und Schwester wohnten in der Nähe. Wir waren noch nicht lange zusammen, genauer gesagt hatten wir uns zu dem

Zeitpunkt noch nicht einmal geküsst.

»Du könntest sicher einen Besseren finden als mich«, begann ich das Gespräch. Es gebe klügere und nettere Männer, reichere und attraktivere. Als Emily mich unterbrach und fragte, worum es eigentlich gehe, sprudelte alles aus mir heraus: was Marge und ich besprochen hatten, mein Treffen mit Vivian am Tag nach der Beerdigung, die Erkenntnis, dass ich nach Atlanta ziehen musste. London zuliebe. Ob sie mir verzeihen könne?

Wortlos stand sie auf und legte die Arme um mich. Wir waren in ihrer Küche, und in dem Moment huschte mein Blick zu ihrem Atelier hinüber, wo

sie gerade an einem Bild arbeitete. Es sollte für Liz sein, und wie bei dem von London und mir malte Emily ein Foto ab, das von Marge und Liz vor dem Weihnachtsbaum. »Mir ist schon länger klar, dass du nach Atlanta ziehst«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Marge hat es mir erzählt. Warum wohl, glaubst du, verkaufe ich mein Haus?«

★

Emily und ich wohnen nun einen guten Kilometer voneinander entfernt. Vorerst beide zur Miete, weil wir bald heiraten wollen. Es gibt Menschen, die das für zu früh halten, immerhin bin ich erst seit drei Monaten offiziell geschieden. Aber

darauf entgegne ich: *Wie viele Menschen haben schon die Chance, ihre beste Freundin zu heiraten?*

Dass Bodhi nicht nur ebenfalls hier wohnt, sondern in dieselbe Schule gehen wird, hat den Wechsel für London viel leichter gemacht.

Gerade hat Emilys Wagen auf dem Parkplatz gehalten. Bodhi ist herausgesprungen und rennt jetzt auf London zu, und als Emily mir lächelnd zuwinkt, weiß ich, dass mein Tag soeben noch schöner geworden ist.

Übrigens, falls es jemanden interessiert: Emilys ersten Abend in Atlanta, eine Woche nach Londons und meinem Umzug, feierten wir mit Sekt und

landeten im Bett. Seitdem habe ich das Gefühl, endlich zu Hause zu sein.

★

Für meine Eltern und auch für Liz war es nicht einfach. An den Wochenenden, an denen London bei Vivian ist, fahre ich nach Charlotte und besuche meine Eltern. Oft ist Liz da, und unsere Unterhaltung wendet sich ganz selbstverständlich Marge zu. Mittlerweile weinen wir nicht mehr, wenn ihr Name fällt, aber die schmerzliche Leere bleibt. Ich bin nicht sicher, ob wir sie jemals vollständig füllen können.

Doch es gibt Hoffnungsschimmer.

Am letzten Wochenende fragte Liz mich spontan, ob ich sie für zu alt für eine alleinerziehende Mutter halte. Als ich versicherte, das sei sie meiner Meinung nach überhaupt nicht, nickte sie nur. Ich hakte nicht nach, sah ihr aber an, dass Marges Geschenk an sie bereits Früchte trug.

Später am selben Nachmittag erwähnte mein Vater, dass sein Arbeitgeber die Klempnerfirma herunterwirtschafte und er sich das nicht länger ansehen wolle. Als meine Eltern Anfang dieser Woche bei London und mir zu Besuch waren, ertappte ich meine Mutter mit dem Immobilienteil der Zeitung.

Wie gesagt, meine Schwester hatte

immer einen Plan.

★

Was mich betrifft, wusste Marge die ganze Zeit schon, was ich zu tun hatte, und in den Wochen nach ihrer Beerdigung fragte ich mich oft, warum sie mich nicht einfach aufgefordert hatte, nach Atlanta zu ziehen, statt mich den Gedanken umständlich selbst finden zu lassen.

Erst vor Kurzem wurde mir klar, warum sie sich zurückhielt: Nachdem ich mich ein Leben lang auf ihren Rat verlassen hatte, musste ich jetzt lernen, meinem eigenen Urteil zu trauen. Sie wusste, dass ihr kleiner Bruder nur noch

einen winzigen Schubs brauchte, um zu dem Mann zu werden, den sie immer in mir erahnt hatte – dem Mann, der endlich das Selbstbewusstsein besaß zu handeln, wenn es wirklich darauf ankam.

★

Es war ein Jahr, das ich nie vergessen werde, und ich bin nicht mehr derselbe wie noch vor zwölf Monaten. Ich habe viel verloren, die Trauer um Marge ist noch frisch. Sie wird mir immer fehlen, und ich weiß, dass ich das alles ohne sie nicht durchgestanden hätte. Das Gleiche gilt für London und Emily. Sie haben mich unterstützt, als ich es am dringendsten brauchte, auf eine Art und

Weise, die mir heute fast vorherbestimmt erscheint.

Das Eigenartige daran ist: Bei jeder von ihnen war ich ein anderer Mensch. Ich war Bruder und Vater und Freund, und ich glaube, dass diese Unterscheidung eine der universellen Wahrheiten des Lebens widerspiegelt. Nie bin ich das ganze Ich, sondern immer eine Teilversion meiner selbst. Doch jede dieser Versionen, das glaube ich heute, hatte stets jemanden an ihrer Seite. Ich habe dieses Jahr überstanden, weil ich es mit jenen, die ich am meisten liebte, gemeinsam durchschreiten konnte. Und auch wenn ich das noch nie ausgesprochen habe, gibt es selbst jetzt

noch Augenblicke, in denen ich Marge neben mir spüre. Ich höre sie die Antwort flüstern, wenn ich eine Entscheidung zu treffen habe; sie drängt mich, nicht alles so schwer zu nehmen, wenn die Welt mir auf den Schultern lastet. Das ist mein Geheimnis. Besser gesagt, es ist *unser* Geheimnis, und ich glaube, dass ich großes Glück hatte, denn niemand sollte allein durchs Leben gehen müssen.

Danksagung

Es gibt immer so viele Menschen, denen nach der Fertigstellung eines Romans zu danken ist.

Meine Kinder Miles, Ryan, Landon, Lexie und Savannah, die mich weiterhin inspirieren.

Meine Agentin Theresa Park und meine Lektorin Jamie Raab stehen seit zwanzig Jahren an meiner Seite, und ich bin immer dankbar für ihre Kenntnisse und Bemühungen, meine Romane so gut wie nur möglich zu machen.

Bei Park Literary & Media danke ich dem fantastischen, einfallsreichen und

extrem kompetenten Team, bestehend aus Emily Sweet, Abby Koons, Alex Greene, Andrea Mai, Vanessa Martinez und Blair Wilson. Sie tun für Autoren, was sonst niemand in der Branche kann, und ihren weitreichenden Anstrengungen verdanke ich ein Gutteil meines Erfolgs.

Bei der United Talent Agency sind seit fast zwanzig Jahren Howie Sanders und Keya Khayatian meine wichtigsten Berater, beharrlichen Fürsprecher und kreativen Experten. Sie haben mich durch viele dramatische Hochs und Tiefs begleitet, und ihre strategische Genialität und unbeirrbare Loyalität suchen ihresgleichen. Für das, was Larry Salz im

Namen von NSP TV geleistet hat, stehe ich ewig in seiner Schuld. David Herrin wird immer mein Guru und Orakel bleiben, was Daten und die gesellschaftliche Stimmung betrifft, er ist ein Genie. Unverzichtbar für mein Team war Danny Hertz, und ich wünsche ihm alles Gutes für seinen aufregenden neuen Beruf.

Scott Schwimer, mein unermüdlicher Medienanwalt und Freund, schlägt seit mittlerweile zwanzig Jahren meine Schlachten für mich. Seine persönliche Loyalität und sein ausgeprägter Geschäftssinn übersteigen bei Weitem, was man von seinem Anwalt erwarten darf. Zudem war er in allen möglichen

schwierigen Situationen ein geduldiger und tröstlicher Resonanzboden für mich.

Meine Pressesprecher Catherine Olim, Jill Fritzo und Michael Geiser haben in den vergangenen Jahren weit mehr als nur ihre Pflicht getan. Niemand könnte sich wachsamere und talentiertere Vertreter in der Welt der PR wünschen, ihr persönliches Engagement und ihre berufliche Effektivität haben mich schon immer in Staunen versetzt.

LaQuishe »Q« Wright ist die unangefochtene Meisterin der sozialen Medien im Bereich Unterhaltungsbranche und verblüfft mich immer wieder mit ihrer Cleverness und Professionalität. Auch Mollie Smith ist

ein hochgeschätztes Mitglied meines Social-Media-Teams, ihre Verlässlichkeit, ihre Zugänglichkeit und ihr Sinn für Design verbessern alles, was ich tue.

Bei Hachette USA und UK muss ich zu vielen Menschen danken, um sie hier alle aufzuzählen, aber ich hoffe, sie wissen, wie sehr ich ihre jeweiligen Bemühungen zu schätzen weiß. Stellvertretend hier nur einige: Arnaud Nourry, Michael Pietsch, Amanda Pritzker, Beth DeGuzman, Brian McLendon, Anne Twomey, Flamur »Flag« Tonuzi, Claire Brown, Chris Murphy, Dave Epstein, Tracy Dowd, Caitlin Mulrooney-Lyski, Matthew Ballast, Maddie Caldwell, Bob Castillo, Kallie Shimek, Ursula

Mackenzie, David Shelley, Catherine Burke.

Bei Warner Bros. TV möchte ich Peter Roth, Susan Rovner und Clancy Collins-White für ihre Unterstützung und ihre freundliche Professionalität danken. Ebenso Stacey Levin, Erika McGrath und Corey Hanley für ihre Bemühungen bei NSP TV.

Meine Dankbarkeit gilt auch Denise DiNovi und Marty Bowen, hervorragenden Produzenten, die viele meiner Romane auf der Leinwand zum Leben erweckt haben.

Peter Safran, seiner zauberhaften Frau Natalia, Dan Clifton und dem talentierten Ross Katz möchte ich für ihre

Arbeit an *The Choice – Bis zum letzten Tag* von Herzen danken.

Andy Sommers, Mike McAden, Jim Hicks, Andy Bayliss, Theresa Sprain und Dr. Eric Collins sind mir in unterschiedlichen Bereichen meines Lebens eine beständige Hilfe, und ich kann ihnen nicht genug danken.

Gleiches gilt für Pam Pope und Oscara Stevick, die Großartiges mit Zahlen leisten.

Außerdem gibt es einige spezielle Freunde, denen ich sehr verbunden bin, darunter Michael Smith, Victoria Vodar, David Geffen, Dr. Todd Lanman, Jeff Van Wie, Jim Tyler, Chris Matteo, Paul DuVair, Rick Muench, Robert Jacob,

Tracey Lorentzen, Missy Blackerby, Ken Gray, Dr. Dwight Carlbloom, David Wang und Catherine Sparks.

Aus Platzgründen muss ich zahllose andere unerwähnt lassen, die ebenfalls meine Dankbarkeit verdienen, aber ich hoffe, sie wissen, wie viel mir ihre Bemühungen bedeutet haben. In der Kreativbranche sind Teams gefragt, und ich hatte das große Glück, fast durchgängig mit einem außergewöhnlichen Team zusammenzuarbeiten.